Die

Opfer des religiösen Fanatismus.

Historischer Roman

aus dem dreißigjährigen Krieg.

Von

Louise Mühlbach.

Zweiter Band.

Prag 1871.

Verlag von Sigmund Bensinger.

Zweiter Band.

Die Schlacht am weißen Berg.

I.

Die Berathung.

Bei Rakonitz, unweit von Prag, war das Heer des Königs Friedrich gelagert, und ein gar buntes Gemisch von allerlei Völkerschaften und allerlei Gesindel war es. Die Truppen des Grafen Mannsfeld und Thurn hatten sich hier und da in den Städten und Ortschaften angesammelt, und wer sich los und ledig fühlte von aller Pflicht, und wer nicht von dem Erlös der eigenen Arbeit, sondern auf Kosten Anderer leben wollte, der lief unter die Soldaten, gleichviel ob sie für die Katholischen oder für die Lutheraner und Calvinisten kämpften, gleichviel ob bei den Kaiserlichen oder beim Böhmenkönig dienten, denn bezahlt wurden sie bei beiden Armeen gleich schlecht, und so versuchten sie es bald hüben und bald drüben. Wer sich in der Armee des Kaisers oder des Kurfürsten Maximilian von Bayern nicht befriedigt fühlte, der riß aus und wanderte hinüber zu der Armee des Königs Friedrich; schlecht und bettelhaft war man hier und da gekleidet, und schwer wärs gewesen! in diesen Menschen ohne Rock, mit zerfetzten Gewändern und ohne Schuhe,

in diesen Menschen, die mehr Räubern als Kriegsleuten glichen, Soldaten zu erkennen.

Die Offiziere freilich, die trugen gar prächtige Uniformen, hatten schön aufgeschirrte Pferde und lebten in Saus und Braus. Das kam daher, daß der Sold, den die Stände und der König für die Truppen bezahlten, in den Händen der Befehlshaber blieb.

Der Page Fidelio hatte es dem König wohl gesagt, und der einzige Trupp, der jetzt zufrieden und froh bei der Armee eingetroffen war, das war das Regiment, welches der König mit dem Gelde Fidelios besoldet hatte.

„Es geht nicht länger so," sagte Friedrich, nachdem er Heerschau gehalten hatte über diese zerlumpten Massen von Leuten, die, jeder soldatischen Ordnung Hohn sprechend, in wilden unregelmäßigen Trupps aufgezogen waren, als er jetzt nach Rakonitz gekommen war, um das Heer die Revue passiren zu lassen und sich mit seinen Feldherren zu besprechen. „Es geht nicht lange so, ihr Herren! Noch acht Tage und alle diese Massen sind verwildert und werden sich unter einander selbst angreifen, und so sage ich denn gleich dem edlen deutschen Ritter Franz von Sickingen: Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Man berufe sämmtliche Generäle und Heerführer zur Berathung, es soll entschieden werden über das, was wir zu thun haben, und über unsere Zukunft."

Gehorsam dem Rufe des Königs traten nach kurzer Zeit die Feldherren zu ihm ein: Graf Thurn und Graf Mansfeld, die Fürsten von Anhalt und von Hohenlohe. Trübe und ernst waren ihrer aller Mienen, und nichts mehr von der heitern Zuversicht, mit welcher sie jüngst noch ausgezogen waren aus Prag, war an den Heerführern jetzt noch zu erschauen.

„Es steht schlimm um uns, Ihr Herren," sagte Friedrich, „die Stände, Ihr wißt es, sträuben sich noch weitere Gelder zu zahlen und Steuern einzubringen; dazu haben sich an einigen Ortschaften die Bauern wider unsere eigene Soldaten erhoben,

wollen ihnen keine Rationen austheilen, und wollen sie nicht erhalten, sondern verlangen, daß unsere Soldaten das, was man ihnen reicht, bezahlen. Doch womit sollen die Armen zahlen, da sie kein Geld haben?"

„Es geschah deshalb," erwiederte der Fürst von Anhalt mit ernster Miene, „weil ich mit meinen Heerhaufen mich nach Oesterreich wandte, ich wollte dort meine Truppen unterhalten auf Kosten des Volks; aber der unglückliche Zusammenstoß bei Langenlois mit den Kaiserlichen hat uns gezwungen zurückzukehren, und so vereinigte ich denn meine Schaaren mit Euern Heerhaufen, Majestät. Und der Meinung und Ansicht bin ich noch, daß wir nicht zögern dürfen, den Feind anzugreifen, denn er rückt mit kräftigen Schaaren gegen uns heran, und er will den Krieg, so möge er ihn haben."

„Ja, das heißt gesprochen wie ein Mann," rief Friedrich, „die Kaiserlichen wollen den Krieg, so mögen sie ihn haben."

„Vergebung, Majestät," sagte der Fürst von Hohenlohe mit grollender Stimme, „ich beklage, daß ich nicht Eurer Meinung sein kann; wir befinden uns einem Feldherrn gegenüber, der leider uns Allen überlegen ist an Erfahrung, an Kriegskunst und auch an Macht. All unsere Schaaren vereinigt, haben kaum eine Stärke von fünfundzwanzig tausend Mann, und die vereinigten Armeen des Herzogs Maximilian von Bayern und des General Buquoi betragen nahe an vierzigtausend Mann. Und nun frage ich Euch, Graf Mannsfeld, Euch, die Ihr die Truppen kennt, saget, welche Truppen gewähren mehr Sicherheit auf Sieg, die unsrigen oder die Kaiserlichen?"

„Der Sieg ist bei den tapfersten Herzen," rief Graf Mannsfeld mit leuchtenden Augen. „Wahr ists und nicht zu leugnen, daß die Unsrigen zerfetzt und zerlumpt aussehen, doch haben sie ein tapferes Herz; und führt man sie für eine gute Sache, so kämpfen sie für dieselbe. Das habe ich gesehen bei Pilsen, wo wir die Kaiserlichen geschlagen, das habe ich auch an andern Orten

gesehen ; zum Siege habe ich sie geführt mit einem Worte: „„Es lebe unser König und unsere Königin Elisabeth.““

„Das klingt gar schön," sagte der alte Fürst von Anhalt, „indessen schlägt man mit schönen Worten keine Armee, und um die vereinigten Armeen von Maximilian und von Buquoi zu besiegen, bedarf es anderer Dinge, Herr Graf, als der schönen Worte und der Begeisterung. Vergebt mir dieses Wort, es ist nicht gegen Euch gemünzt, es geht gegen uns Alle; wir möchten das Beste, wir möchten unsern König und unsere Königin schützen und bewahren vor jeglicher Gefahr und Unbill, allein unsere Kräfte sind schwach, es fehlt uns das Nothwendigste, es fehlt uns Geld, meine Truppen haben seit acht Monaten nur einen halben Lohn empfangen."

„Die Meinigen gar keinen!" rief Fürst Hohenlohe achselzuckend.

„Die Meinigen," sagte Graf Mannsfeld, „die haben sich ihren Sold genommen aus den Kassen Anderer."

„Und man hat sie dafür als Räuber titulirt!" sagte Hohenlohe bedächtig.

„Auch die Meinen," sagte der junge Graf Thurn, „die Meinen nehmen den Sold, wo sie ihn finden und schaut sie an, unsere Schaaren sind die Kräftigsten und Muthigsten; und so laßt Eure Truppen thun wie die Unsrigen, den Sold nehmen, wo sie ihn finden, und zwar drüben bei den Kaiserlichen; drum stimme ich für den sofortigen Kampf."

„Und ich mit aller Kraft und Vorsicht stimme dagegen," rief der Fürst von Hohenlohe, „ich frage meinen König, hat er selbst Vertrauen zu unserer Sache und zum Siege?"

„Ich habe Euch gefragt, Ihr Herren, um Eure Meinung, und nicht auf meine Meinung kommt es an; dächte ich, daß dies unser Untergang, dann wahrlich wäre es besser, ich ließe die armen Truppen schon vorher aus einandergehen, ehe sie ihr Blut und ihre Glieder opfern müssen."

„Doch wage ich zu behaupten," rief Fürst Hohenlohe heftig, „daß unser König selber kein Vertrauen in den Sieg hat, Beweis

davon, er hat den eigenen Sohn, den wir kürzlich auf seinen Wunsch zum zukünftigen König von Böhmen krönen ließen, fortgeschickt nach Berlin, ja unser Kronprinz von sechs Jahren ist ausgewandert."

„Eben Fürst, weil er nur sechs Jahre alt ist; zählte er deren sechzehn, so würde er an meiner Seite stehen, um mit mir zu kämpfen oder unterzugehen; allein das Kind von sechs Jahren, das mußte ich bewahren und behüten."

„Und Eure Majestät hätten gerne auch die Königin behütet und bewahrt," erwiederte Fürst Hohenlohe, „man weiß, daß Ihr sehr wünschtet und in Eure Gemahlin drängtet, sie möchte Prag verlassen, bevor Ihr zur Armee abginget; doch die Königin will heldenmüthig an der Seite des Gemahls ausharren."

„Vielleicht weil sie die Gefahr nicht kennt und sie nicht so dringend hält, Euer Liebden," erwiederte Friedrich rasch: „ja ich leugne nicht, ich wünschte sehr, daß die Königin mit meinen Kindern aus Prag fortgegangen wäre, denn da Ihr nun doch einmal meine Meinung erfahren wollt: ich sehe schlimme Dinge kommen, es fehlt den Truppen an Begeisterung und Muth, und es fehlt, wie ich mich leider habe überzeugen müssen, den Heerführern auch an Begeisterung eben und an Muth, auch wohl an der Ueberzeugung des Gelingens, und ich kann Euch nicht Unrecht geben, Ihr Herren, gar dunkel liegt vor uns die Zukunft und gar schlimme Dinge sehe auch ich kommen, und bereuen möchte ich fast, daß ich dem Rufe von Euch gefolgt und nach Böhmen gekommen bin, um eine Krone auf mein Haupt zu setzen; ich hätte mich sollen begnügen mit der schönen Pfalz, die mein war, und wo wir glückliche Tage verlebt. Ihr riefet mich und um Euretwillen und um des Glaubens, von dem ich meinte, daß ich ihm eine Stütze sein sollte, bin ich gekommen und habe mich zum König von Böhmen krönen lassen. Nun meine ich aber, da es einmal geschehen, müssen wir standhaft und tapfer aushalten und fände ich auch den Tod auf dem Schlachtfeld. Ich bin der Meinung, daß man nicht zurückweicht vor der Gefahr, sondern ihr Auge ins Auge schaut und ihr ent-

gegengehe. Doch noch einmal sage ich, es ist Gefahr vorhanden und mit jedem Tage vergrößert sie sich. Unsere Armee macht keinen Vertrauen einflößenden Eindruck, die vereinten Armeen aber von Maximilian und von Buquoi sind wohl geschult; und besonders, seit zu ihnen das spanische Fußvolk gekommen, ist für uns die Gefahr vergrößert, denn diese Spanier sind alte ausgediente Soldaten, sie halten Mannszucht und werden gut bezahlt: dazu kommt, daß ein anderer deutscher Fürst, auf den wir wohl vermeinten rechnen zu können, von uns abgefallen und sich mit den Kaiserlichen vereinigt hat, ich meine den Kurfürsten von Sachsen; er hat ein Heer gesammelt, und wir hofften, daß es geschehe, um zu den Unsern zu stoßen und sich mit uns zu vereinigen, doch statt dessen ist er raubend eingedrungen in die Lausitz, hat das Markgrafenthum Lausitz erobert, und der Kaiser hat es ihm zum Lehen auf unbestimmte Zeit gegeben. Die Schlesier wären den armen Bewohnern der Lausitz gern zu Hülfe gekommen, aber wohl berechnet war von allen Seiten der Kriegsplan und zur selben Zeit, als die Sachsen in die Lausitz einfielen und sie eroberten, wurden die Schlesier durch den König von Polen beschäftigt, der ihnen, im Bündniß mit dem Kaiser von Deutschland, seine Horden entgegenschickte, Horden, wie man sie noch nicht gesehen, wilde und bärtige Riesengestalten, grausam wie die Tiger, barbarisch wie die Hyänen, man nennt sie Kosaken; und wohin sie kommen, da fliehen die Leute, als wär's die Pest, die ihnen nahte, und wo sie fortgehen, da ist Verwüstung, Jammer und Elend in ihrem Gefolge, und von diesen Kosaken befindet sich auch eine Schaar bei dem Heer der Sachsen; wehe uns, wenn diese Horden tiefer einbrächen auch in Böhmen.[1]) Sie sind wie eine Geißel Gottes und Wehegeschrei und Jammergetön folgt jedem ihrer Hiebe."

In diesem Augenblick ward die Thür des Saales, in welchem die Führer versammelt waren, hastig geöffnet, und ein Offizier

---

[1]) Bei diesem Kampf der Kaiserlichen mit Böhmen kamen zuerst Kosaken nach Deutschland und erregten damals ein eben solches Entsetzen wie in unseren Tagen die Turkos.

trat bleich und mit dem Ausdruck des Schreckens in den Mienen hinein und schritt zum Fürsten von Anhalt hin, leise zu ihm sprechend.

Die Augen aller Herren hatten sich hingewandt auf den bleichen Boten.

Jetzt neigte der Fürst sich vor dem König. „Eine Trauerbotschaft, Majestät! Wollet ihr erlauben, daß der Offizier Langfeld Euch selbst Rapport abstatte?"

„Thut's, Lieutenant Langfeld, sprecht," sagte der König, „was für Botschaft bringt Ihr uns?"

„Gar schlimme, Majestät," sagte der Offizier mit trauriger Stimme. „Ich befand mich in der Festung Pisek, die von den Kaiserlichen belagert war: wir hatten nur eine Besatzung von zweihundert Mann, und der Oberst Hake war der Commandirende. Der Fürst von Anhalt hatte uns melden lassen, daß er in einigen Tagen uns Hülfe und Entsatz senden würde, und so übernahm der Oberst Hake die Vertheidigung der Festung. Wir hielten uns vier Tage lang, doch leider blieb die Hülfe aus."

„Majestät, sie blieb aus, weil die Kaiserlichen die Festung rings belagert hatten und es unmöglich war, den eisernen Gürtel zu durchdringen!" rief der Fürst von Anhalt.

Der König nickte ihm zu und winkte dann dem Offizier fortzufahren.

„Nach vier Tagen sandte der Herzog von Bayern, Maximilian, einen Herold an unsern Oberst und ließ ihn auffordern, sich zu ergeben, und ließ ihm die Unmöglichkeit darlegen, sich noch länger zu vertheidigen; des tapfern Oberst Herz erglühte in Scham und in Schmerz zugleich und er forderte drei Stunden Bedenkzeit, nur drei Stunden, Majestät, um mit uns zu berathen; doch kaum war der Bote fort und zu seinen Schaaren heimgekehrt, da befahl Herzog Maximilian den Wallonen und Kosaken im Sturm fortzuschreiten gegen die Festung und sie zu erobern; als Lohn versprach er ihnen die Plünderung der armen Festung und Stadt Pisek.

Die Mauern waren von der dreitägigen Beschießung an vielen Stellen eingefallen, Widerstand war unmöglich, die Wallonen drangen in die Stadt und öffneten von innen die Thore; nun stürmten die Kosaken, diese wilden Räuberschaaren, hinein in die unglückselige Stadt; in Stücke gehauen ward der, der sich ihnen entgegenstellte, nur wenige von den Soldaten konnten sich retten.

„Mir gelang es wie durch ein Wunder, ich hörte hinter mir das Wehegeschrei und das Todesgeheul meiner Gefährten, ich sah die furchtbaren Kosakenhorden, wie sie mit Wuthgebrüll eindrangen in die Häuser und die Kinder und Weiber herausschleppten auf die Straße, um sie mit Lust zu morden, ich sah den Krieg in allen seinen furchtbaren Schrecken, und so furchtbar war's und so entsetzlich, daß, wie ich auf den Weg hieher abfuhr, der Herzog Maximilian und der General Buquoi selber hineineilten in die Stadt Pisek, um dem furchtbaren Morde ein Ende zu machen. Doch es war zu spät, geplündert war alles, getödtet alles, was sich widersetzen konnte, und voll Scham, fast um das gräßliche Monument von der Festung keinem sterblichen Auge zu zeigen, ließ Maximilian Feuer anlegen an die Stadt: nichts ist von ihr zu sehen als nur ein Trümmerhaufen.

„Doch eins vergaß ich: den tapfern Oberst Hake, der seine Pflicht gethan und der gekämpft wie ein Löwe, den griffen sie; er meinte wohl, er müsse ausharren bis zum letzten Moment, man hat ihn schmählich an der Mauer aufgehangen, bevor man die Stadt einäscherte; und den Stadthauptmann, der treulich zu ihm gehalten und mit ihm Noth und Gefahr getragen, den ließ man öffentlich auf dem Markt von Pisek enthaupten. Dies ist das Schicksal Eurer getreuen Stadt Pisek, Majestät."

„Entsetzlich," sagte der König leise; „wehe mir, daß so viel Blut vergossen wird um meinetwillen, wehe uns Allen, wenn wir nicht durch einen muthigen Entschluß dem weiteren Elend vorzubeugen suchen."

„Ja Majestät, vergeben Euer Gnaden, daß ich zu sprechen wage; aber Noth thut's, daß etwas Eilendes geschehe," sagte der

Offizier, „ich besser als alle Anderen darf es sagen, denn Schlimmes habe ich gesehen auf meinem Wege hierher. Langsam bin ich nur vorwärts gekommen, Tags mich versteckt haltend in Wäldern und Höhlen, Nachts nur auf einsamen Wege vorwärts schreitend und immer mich vor den Kaiserlichen verbergend, denn sie waren fortwährend dicht hinter mir, und aus Entsetzen vor dem furchtbaren Schicksal Piseks haben sich die andern Städte alle, die auf dem Wege hieher liegen, ergeben, haben die Thore geöffnet und demuthsvoll sich unterworfen den kaiserlichen Truppen."

„Und somit ist denn unser Land und unsere Macht schon wiederum verkleinert," sagte der König. „Sagt mir, Ihr Herren, wollt Ihr, daß das so fortgehe, oder meint Ihr nicht, daß wir zum Schwert greifen, um zu siegen oder zu sterben."

„Zum Schwert, zum Schwert, um zu siegen oder zu sterben!" riefen die Grafen Mansfeld und Thurn und rief es mit ihnen der junge Offizier von Langfeld; und die beiden anderen Herren, die Fürsten von Anhalt und Hohenlohe schüttelten mißbilligend ihre Häupter.

„Die Jugend ist rasch zur That und zu rasch im Rath, doch die Weisheit ist nicht bei ihnen, und noch einmal, Herr," rief der Fürst von Anhalt, „noch einmal möcht ich Euch beschwören, lasset ab von dem Furchtbaren, denn ich wiederhole, die Kaiserlichen sind uns überlegen."

„Versucht, Herr, was sich in Güte machen läßt!" rief der Fürst von Hohenlohe. „Der Herzog Maximilian ist Euer Verwandter, Euer Vetter; versucht es in Güte, Euch mit ihm zu einigen, fragt nach den Bedingungen, unter welchen der Kaiser Euch — —"

„Ihr stockt, Fürst Hohenlohe?" sagte der König mit einem leisen Neigen seines Hauptes; „„Euch begnadigen möchte!"" wolltet Ihr sagen! Ihr habt recht, es ist ein hartes Wort, doch weil der Bericht des Offiziers mein Herz bewegt hat, und weil ich nicht um meinetwillen noch mehr des Blutes vergießen lassen möchte, so nehme ich diese Demüthigung auf mich: es soll sogleich ein Bote

zum Herzog Maximilian gesendet werden, ich will ihn um eine Unterredung bitten lassen."

„Wenn Ihr mich senden wollt, Majestät," sagte Langfeld, sich mit ehrfurchtsvoller Neigung dem Könige nähernd, „wenn Ihr mich senden wollt, so breche ich gleich auf; ich kenne die Wege, ich weiß, wo der Herzog Maximilian mit seinen Schaaren steht, und schneller als Andere kann ich zu ihm kommen."

„Wohl, so geht," sagte Friedrich seufzend, „geht und meldet meinem Herrn Vetter, daß ich wünsche, mich mit ihm zu unterreden und zu versuchen, ob wir uns in Frieden einigen können. Nichts weiter sagt Ihr, das Andere muß ich selbst ihm sagen, eilt Euch denn."

„Ich eile, Herr, und in einigen Stunden schon gedenke ich zurück zu sein, denn nahe liegt der Herzog mit seinen Schaaren, und ich habe ein gutes flinkes Roß."

„In einigen Stunden denn, Ihr Herren, werden wir uns wieder hier versammeln!" sagte der König, indem er aufstand und sich entfernte.

In sein einsames Gemach begab er sich, die Thüren desselben verschloß er hinter sich und allein war er nun mit seinen Schmerzen und seiner Pein. „Ach, wäre ich daheim geblieben in der schönen Pfalz; was kümmerte mich die Königskrone, die mein Haupt bedrückt und vielleicht es niederdrücken wird? Ach wäre ich doch daheim geblieben in dem sonnigen Lande des Friedens, daheim auf unserm schönen Schloß in Heidelberg; ach sähe ich statt der Moldau den Neckar wieder durch die grünen Ufer hin fließen und hörte wieder frischen Vogelsang in den Gebüschen unseres Parkes! Doch wozu nützt das alles und wozu nütze ich selber? Gekommen bin ich, weil ich meinte, Gott rief mich zur Vertheidigung der Religion und der heiligen neuen Lehre, und was bin ich nun? Ein armer König, der nichts weiter denkt, als nur sich selbst und seinen elenden Thron zu vertheidigen; wer denkt noch an Glauben? Wir nennen uns Unionisten und Calvinisten, Lutheraner und Reformirte, und befeinden und befehden uns so arg unter einander und ärger noch,

wie es nur die Kaiserlichen thun können. Die sind einig in ihrem einen Glauben, Katholiken nennen sie sich Alle und stehen stark und fest zu einander, und das eben ist ihre Kraft und ihre Macht; wir aber, wir zanken und streiten und zürnen unter einander; der Calvinist sagt zu dem Lutheraner: Du bist von falschem Glauben! Und der Reformirte erhebt sich stolz gegen den Unionisten und sagt: Nicht zu uns gehörst Du, anders denkst Du als wir. So zerbrechen wir uns selbst und fallen uns mit unsern eigenen Zähnen an, und werden uns vernichten und werden den Katholiken den Triumph gönnen zu sehen, wie wir uns selbst zerfleischen.

Ach wäre ich doch geblieben im lieben Schwabenlande, in der schönen sonnigen Pfalz! Ja da waren wir glücklich, da war meine Elisabeth mein, und süße Stunden lebten wir Seit an Seit. Jetzt bin ich der König, sie ist die Königin, und zwischen uns steht ein ganzes Heer von Höflingen, Zwischenträgern, Intriguanten und falschen Freunden!"

Jetzt glänzte es wie Sonnenstrahl über das Angesicht des Königs hin. „Fidelio," flüsterte er leise, „ach mein Fidelio, Du bist treu und Dein Herz ist glänzend wie ein Stern, eben so sind Deine Augen! Ach mein Fidelio, wärst Du doch bei mir jetzt in dieser Stunde, in Deinen Augen liegt für mich Muth und Kraft! Und wer hieß mich gehen als nur Du? Wer warnte mich vor diesen falscheu Freunden? Du thatest es! Wer spornte mich zum Kriege, obwohl ich es weiß, Fidelio, wie sehr Dich's schmerzt, daß er mir Gefahr bringen könnte? Du thatest es!

„Doch nicht an Dich, Fidelio, darf ich jetzt denken, nur an Elisabeth und die Kinder," fuhr er mit leiser Stimme fort. „Elisabeth, vergieb mir, ich träumte einen Moment, nun denke ich wieder an Dich und an die Kinder und an mein Land und an das Unheil, das mich bedroht!"

II.

Herzensgeständnisse.

So in Nachdenken und Stille, tief versenkt in die trüben, wenig hoffnungsreichen Aussichten für die Zukunft gingen für den einsamen, jungen König die Stunden dahin bis zur Wiederkehr des Boten. Als man ihm die Ankunft desselben meldete, befahl er, die Feldherren zur Fortsetzung der Berathungen zusammenzurufen, und begab sich dann in den Saal zurück, in welchem sie ihn erwarteten; er bemerkte wohl ihre düstern, sorgenvollen Mienen, und nickte ihnen mit einem trüben Lächeln zu.

„Nicht wahr, mein lieber Vetter hat wenig von seiner verwandtschaftlichen Liebe in seiner Antwort gezeigt?"

„Majestät," erwiederte der Fürst von Anhalt, „wir haben nicht gewagt, näher darnach zu fragen, wir wissen nur, daß die Antwort nicht günstig ist!"

„Laßt ihn eintreten, wir wollen mit standhaftem Muthe den Liebesgruß unseres Vetters Maximilian von Bayern entgegennehmen!"

Graf Thurn beeilte sich, den Lieutenant von Langfeld herbeizuholen.

„Nun, Lieutenant, sagt uns die Antwort ohne Umschweife, wir sind begierig auf dieselbe; nimmt mein Vetter meinen Vorschlag an, will er mit mir zusammen kommen?"

„Majestät, ohne Umschweife, wie Sie befohlen! Der Herzog Maximilian von Bayern läßt Sr. Majestät melden, daß er nicht eher in die Zusammenkunft willigen könne, bevor —"

„Nun?" fragte Friedrich, „weshalb stockt Ihr? Doch ich

will Euch die Antwort geben: Bevor nicht der König Friedrich von der Pfalz die Krone Böhmens niederlegt und dem Besitz der dazu gehörigen Länder entsagt! Nicht wahr, das ist die Antwort?"

„Ja, Majestät, das ist die Antwort!"

Ein Gemurmel des Zorns tönte von den Lippen der Feldherren, Graf Mansfeld aber schlug mit der geballten Faust auf den grünen Tisch.

„Majestät, für diese freche Antwort erlaubt mir, dem Herzog meine Antwort zu bringen!"

„Graf," erwiederte Friedrich, „Ihr seid immer rasch zur That und zu rasch im Rath! Hören wir erst, was unsere andern Feldherren sagen! Ich habe gethan, Fürst Hohenlohe und Fürst Anhalt, wie Ihr gewünscht, ich habe unterhandelt, und nun habt Ihr auf die Unterhandlungen die Antwort. Was meint Ihr nun, das ferner geschehen soll?"

Da hoben sich die beiden Fürsten von ihrem Sitze empor, und wie aus einem Munde sprachen sie: „Ferner soll geschehen, daß wir aufbrechen dem übermüthigen Feinde entgegen und ihm beweisen, daß das Böhmer-Volk zu seinem König hält und der König zu seinem Volke!"

„Brav geantwortet!" sagte der König, „so stand's geschrieben in meinem Herzen; treu wollen wir zueinander halten in Noth und Gefahr, und miteinander sterben, wenn es sein muß! Nun gebt Ordre, daß die Schaaren sogleich aufbrechen, und ich bleibe an Eurer Spitze!"

„Nein, Majestät, das dürft Ihr nicht, dürft nicht den König des Landes der tödtlichen Gefahr aussetzen!"

„Das ist auch meine Meinung!" rief Hohenlohe. „Der König muß gesichert werden vor jeglicher Gefahr, denn in ihm lebt das Palladium des Landes und in ihm ruht unsere Zukunft!"

„Ja, der König muß gesichert werden, der König muß aus Liebe zu seinem Volke sich nach Prag begeben!" riefen all die Andern laut.

„Das heißt: der König soll seine Getreuen für sich in den

Tod gehen lassen und selber müßig sein!" rief Friedrich. „Nein, meine Herren, ich will meinen Antheil haben an Euerem Ruhm und Euren Gefahren! Bedenket, daß ich noch ein junger Mann bin, nicht ein schwacher, hinfälliger Greis; bedenket, daß schamvoll mein Auge sich vor Euch niedersenken müßte, gleichviel ob Ihr sieget oder unterliegt! Ich war nicht bei Euch und theilte nicht Eure Gefahren! Es ist wahr, ich bin ein unerfahrener Krieger und wenig zum Feldherrn geeignet, es ist wahr, daß wir kriegsgeübten Feldherren gegenüberstehen; aber haben wir nicht Euch, die Ihr gleich denen erfahren seid im Kriege und manche Schlachten schon gewonnen habt? Ich will nicht an Eurer Spitze stehen, um Euch zu befehlen, sondern nur um mit Euch zu kämpfen, um diejenigen anzufeuern, welche vielleicht den Muth verlieren!"

„Es darf und kann nicht sein!" rief der Fürst Anhalt heftig. „Ihr seid jung, feurig und siegesmuthig, und leicht würdet Ihr Euch zu tief in die Schaaren der Feinde hineinstürzen, und Euer Leben wäre von zu großer Gefahr bedroht! Nein, wir müssen uns unseren König bewahren!"

„Ja, riefen sie Alle wie aus einem Munde, wir müssen uns unsern König bewahren! Er muß nach Prag gehen!"

„Ihr wollt mich nicht?" fragte der König traurig. „Ihr schickt mich fort und laßt mich keinen Theil an Eurem Ruhm nehmen? Graf Mansfeld, sprecht, meint auch Ihr, daß man mich von meinem Heer, das für mich kämpft, verstoßen darf?"

Graf Mansfeld erhob sich von seinem Sitz, und sein dunkles Auge flammte hoch auf. „Ich denke an unsere Königin, Majestät, ich denke an Eure Kinder, und ich denke, daß der Gemahl und der Vater sich erhalten muß seinem Hause! Daß es Euch wehe thut, begreife ich wohl, und wäre ich an Eurer Stelle, so würde ich denken wie Ihr! Doch Ihr seid nicht nur der Mann und der Held, Ihr seid auch der König! Und wenn Ihr jung seid als Mann, so müßt Ihr alt sein als König! Drum kehrt nach Prag zurück und bewahrt uns unsern König, für den wir fechten!"

„Ihr, Majestät, kehrt nach Prag zurück, und wir wollen für Euch fechten und siegen!" riefen die Andern Alle laut und freudig.

Der König neigte sein Haupt. „Wohlan, ich gehe; doch hoffe ich, Ihr werdet mich nicht ganz allein gehen lassen, wie einen Flüchtigen, der ausgestoßen ist aus der Schaar der Helden!“

„Beliebt es Euch, so begleite ich Euch, Majestät,“ sagte Graf Thurn mit tiefer Verneigung sich dem Könige nähernd. „Ich habe noch mancherlei Geschäfte in Prag zu besorgen, noch mancherlei einzukaufen, und da der Krieg noch nicht so drängt und wir noch einige Tage bleiben, bitte ich um die Erlaubniß, diese Tage in Prag verbleiben zu dürfen!“

„Ihr fordert von mir als Erlaubniß, Graf, was mir fast als eine Gunst erscheint!“ sagte der König freundlich. „So laßt uns denn gleich in dieser Stunde aufbrechen! Man soll mein Pferd zur Abreise bereiten!“

Und eine halbe Stunde später saß der König auf seinem Rosse, um an der Seite des Grafen Thurn, nur von wenigen seiner Diener gefolgt, nach Prag sich zu begeben. Die Feldherren alle standen ehrfurchtsvoll herum und grüßten den König zur Abfahrt und schwuren mit heiligem Eifer, daß sie Alles thun würden zur Besiegung der Kaiserlichen, und versicherten ihn Alle ihrer Treue, ihres Zutrauens und ihrer Hoffnungen. Der König nahm all die Versicherungen ohne ein Wort der Erwiederung, nur mit einem stummen Kopfneigen hin. Doch als er sich jetzt auf sein Roß schwang, trat Graf Mansfeld dicht zu ihm heran.

„Majestät,“ sagte er leise, „ein Wort, ein einzig Wort. Ich bitte um die Gnade, legt Eurer Königin mein Herz zu Füßen!“

Der König lächelte. „Und Ihr vergeßt, Graf, daß der, welchem Ihr diesen Auftrag gebt, nicht nur der König, sondern der Gemahl der Königin ist!“

„Ich ehre ihn als solchen!“ erwiederte der Graf schnell, „doch wissen darf der König und der Gemahl, daß die Königin Elisabeth dem Grafen Mansfeld der Engel ist, zu dem er fleht am Morgen und am Abend! Was kümmerts den König, ob ich die Königin liebe, und ihr mein Herz zu Füßen

lege? Sie ist rein und keusch, und gleich kann's ihm sein, wie viele sie anbeten! Die Andern thun es still, ich, Majestät, bekenne mich offen zu meiner Liebe! Und ich beschwöre Euch: meldet der Königin, daß ich bereit bin meinen letzten Tropfen Blut für sie hinzugeben, und daß sie an mich glauben soll, was auch geschehen möge. Es mag kommen, daß man ihr kündet, Graf Mansfeld läßt sich von den Kaiserlichen anwerben, sie mag vielleicht denken, es kann wahr sein, doch werdet Ihr zuletzt meine Treue erkennen; und wenn auch Alles von Euch abgefallen ist, ich werde bei Euch bleiben bis in den Tod."

„Ich werde das der Königin melden, Graf! Es wird ihr Herz erfreuen, wie es das meine erfreut!" sagte der König lächelnd.

„Doch nun lebt wohl, Graf, und Ihr Alle lebt wohl und denkt an uns!"

Er sprengte schnell den Weg dahin, daß der Graf ihm kaum zu folgen vermochte, und niemand hört's, wie er leise vor sich hinmurmelte: „O ich kenne solche Liebe! Beneidenswerth der Mann, der frei sich zu ihr bekennen und sagen darf, daß sie die Oriflamme ist, die über seinem Scheitel leuchtet! Elisabeth, ich liebe Dich, o gewiß, ich liebe Dich!"

Schweigend sprengten sie dahin, in unaufhaltsamen Ritt ging es hin die Straße nach Prag. Allgemach hatte die Stirne des Königs sich erheitert, und als jetzt die Thürme von Prag am Horizont auftauchten, lächelte er und neigte das Haupt. „Da ist der Hradschin, da erwartet mich meine Königin. Und Sie, Graf, giebt's auch für Sie eine Königin, die Sie erwartet?"

Der Graf lächelte geheimnißvoll. „Mein Vater wünscht, daß ich mich mit der schönen Wittwe des Fürsten Lichtenstein vermähle; meint Eure Majestät, daß das meine Königin, die Königin meines Herzens sei?"

„Sie ist sehr schön und noch sehr jung, auch meine ich wohl, daß sie's verdient, Königin Eures Herzens zu sein, denn sie ist sehr klug und gebildet und hat, wie es scheint, trotz ihrer Jugend viel Energie."

„Ja, Majestät," lächelte der Graf geheimnißvoll, „dieser Energie verdankt sie eben ihren Fürstenrang! Majestät seid zu kurze Zeit hier, um die Vorgeschichten unserer Damen zu kennen!"

„Und hat die junge Fürstin Lichtenstein schon eine Vorgeschichte?"

„Ja, Majestät! Sie war die Tochter eines Schloßverwalters des alten Fürsten Lichtenstein. Und trotz ihrer vierzehn Jahre von großer Gewandtheit und Klugheit, wußte sie das Herz des alten Fürsten so zu umgarnen, daß er ihr nicht allein sein Herz und seine Revenüen sondern auch seine Hand anbot. Er reiste eigens nach Wien, um sich vom Kaiser den Adel für die Tochter seines Schloßverwalters zu kaufen, und vermählte sich nun mit der ebenbürtigen jungen Dame, welcher er all sein beweglich Gut und außer seinen Lehen all seine Schätze, sein Geld und seine Häuser vermachte. So ist nun die junge Fürstin eine sehr reiche Wittwe geworden, denn sie hatte das Glück, nach einem Jahre ihrer seltsamen Ehe mit dem kränklichen, fünf und siebenzigjährigen Herrn Wittwe zu werden!"

„Kaum sechzehn Jahre?" sagte der König. „Das ist allerdings ein großes Glück, besonders für den zweiten Gemahl, der mit ihrer Schönheit und Anmuth auch den Reichthum in sein Haus einführt und, wie ich hoffe, auch die Tugend, denn nicht wahr, Graf, die Fürstin ist unbescholten?"

„Ich glaube ja, Majestät, doch gestehe ich, daß mich weder ihre Jugend noch ihre Schönheit noch ihr Reichthum reizet! Für mich bleibt sie immer die Tochter des Schloßverwalters, die mit List verstanden, sich in die Gunst des alten Herrn einzuschmeicheln. Aus Liebe konnte sie's nicht thun, also that sie's aus Ehrgeiz!"

„Und weshalb wollet Ihr das tadeln?" fragte der König, während sie schnell vorwärts ritten. „Sind wir nicht Alle ehrgeizig? Gelüstet's uns nicht nach Macht und Ruhm? Und wollt Ihr selbst nicht kämpfen um ein Paar Lorbeerblätter, die allerdings Eurem schönen Haupte sehr gut stehen müssen? Habe ich nicht gekämpft um eine Königskrone, die allerdings mein Haupt sehr schwer be-

drückt? Warum wollt Ihr nun einem jungen Mädchen, das ehrgeizig ist und in der Welt eine Rolle spielen möchte, es verdenken, daß sie um eine Myrthenkrone kämpft und mehr noch um eine Fürstenkrone?"

„Es ist wahr, man sollte sie nicht darum schelten, doch bleibt's für mich ein Makel, und ich habe meinem Herrn Vater erklärt, daß ich nicht mein Herz ihr zu Füßen legen kann!"

„Und nur aus diesem Grunde, Graf?" fragte der König, sein Roß anhaltend und tief ihm in's Auge schauend. „Sprecht, Graf, nur weil sie die Tochter des Schloßverwalters oder weil Euer Herz anderweitig gefesselt ist? Ah, mir scheint, der schöne, vielbegehrte Graf Thurn schlägt die Augen nieder und erröthet wie ein junges Mädchen? Oh, ein wunderbarer Anblick! der Held, der Krieger erröthet! Ah Graf, wie wonnig ist's, das Herz so beklommen zu fühlen, wie das Eure eben ist; nicht wahr, Ihr liebt?"

„Ja, Majestät, ich liebe!" rief der Graf mit lautem und jubelndem Ton, „ich liebe!"

„Und dürft Ihr das Weib, welches Ihr liebt, an meinen Hof als Eure Gemahlin führen?"

„Nein, Majestät, ich kann es nicht! Könnt ich's, so wäre ich an dem Tage der glückseligste aller Männer! Doch es ist unmöglich!"

„Unmöglich, selbst wenn Euer König wünschte, es möglich zu machen?" fragte Friedrich. „Freilich besitze ich wenig Macht, ich kann keine Armeen schaffen und habe nicht die Macht, meinen Thron zu halten, wenn er wankt; doch ein adelig Wappen kann ich schaffen, und die Hand kann ich Eurer Braut reichen, um sie zum Altar zu führen und ihr an meinem Hofe Ehre und Ansehen zu verschaffen. Wünschet Ihr das von mir?"

„Ich wäre glücklich, könnte ich's wünschen," erwiederte er leise, „doch es ist unmöglich, und nicht nur weil sie keine geborne Adelige ist und von unbekannter Herkunft, sondern es steht noch ein anderes Hinderniß zwischen uns!"

„Ein unübersteigliches?" fragte der König.

„Ja, Majestät, ein unübersteigliches! Ich bitte, Majestät, laßt mich schweigen, denn leider hilft das Reden und Klagen nicht in diesem Falle! Ich liebe ein Mädchen, das meiner würdig ist, doch nimmer kann sie mein eigen werden als Gemahlin!"

„Dann also Graf Thurn," sagte Friedrich ernst, „werdet Ihr Euch von ihr trennen, Ihr werdet sie nicht verderben wollen!"

„Ist die Trennung nicht das höchste Verderben?" fragte der Graf. „Ist nicht für Liebende eine Stunde des Glückes so himmlisch, daß man sie gern mit Jahren von Thränen erkauft? So wenigstens denkt das Mädchen, welches ich liebe!"

„Und welches, wie es scheint, Euch ebenso leidenschaftlich wieder liebt! Ich bitte, Graf, laßt mich nichts weiter hören, das Herz des Mannes versteht Euch, der König muß Euch Vernunft predigen, die Ihr nicht hören wollt! Doch seht, da sind wir vor den Thoren unsrer lieben Stadt Prag. Laßt uns auf den Seitenweg hinaufreiten zum Hradschin, es drängt mich nicht in dieser Stunde, mein liebes Volk zu sehen und sein Jauchzen zu vernehmen, oder auch zu vernehmen, daß es mir nicht mehr entgegen jauchzt; es ist besser, wir reiten den einsamen Pfad hinauf?"

„Majestät, ich bitte mir zu erlauben, daß ich hinunter reite in die Stadt!" bat der Graf.

Der König nickte. „Um Eurer Geschäfte für die Soldaten willen? nicht wahr, Herr Graf? Nun besorgt diese Geschäfte, Graf! Ich sehe Euch doch noch, bevor Ihr zur Armee zurückkehrt? Lebt wohl denn, ich sehe, Ihr seid sehr ungeduldig, Eure Angelegenheiten für die Armee zu besorgen!"

Und während der Graf tief geneigt anhielt, ritt der König, von den wenigen Dienern begleitet, den Weg zu dem Hradschin hinauf. Unbemerkt hielt er an der kleinen Pforte an, welche in das Schloß führte, unbemerkt stieg er die Treppe hinauf zu dem Zimmer seiner Gemahlin. Nun öffnete er die Thür seines Wohnzimmers; er trat ein, ein Schrei der Freude ertönte, und Elisabeth eilte ihm entgegen.

„Da bist Du, mein Vielgeliebter! O wie habe ich mich nach

Dir gesehnt! Wie klopfte mein Herz vor banger Erwartung, ob Du meinen Wunsch erfülltest, ob es ihm gelungen ist, ihm, der mir versprochen, Dich zur Heimkehr zu bewegen!"

„Wie?" fragte der König erschreckend. „Wer hat Dir versprochen, mich heimzuschicken?"

„Nun, wenn Du's durchaus wissen willst, Friedrich, ich sandte einen Boten zum Fürsten Anhalt und beschwor ihn, meinen König, meinen Geliebten, zurückzuschicken, daß er sicher sei vor jeglicher Gefahr an meinem Herzen! Und nie werd ich's dem Fürsten genugsam danken können, denn ich weiß, Du wärst geblieben bei der Armee, Du wolltest der Held, der Krieger sein, Du dachtest nicht an Dein Weib, an Deine Kinder, Du wärest hinausgezogen, um das Schwert gegen den Feind zu ergreifen!"

„Ich wäre hinausgezogen in den Kampf, wie's meine Pflicht erfordert," sagte er fast unwillig, „und, vergebt, daß ich's sage, wenig freut's mich, daß Ihr den Fürsten Anhalt gegen mich gestimmt! Er drang darauf, daß ich mich von der Armee entfernte, und ich war thöricht genug, zu glauben, er thät's aus eigener Vernunft; und nun —"

„Siehst Du, Friedrich," sagte die Königin mit schmeichelndem Ton, indem sie die Arme um seinen Nacken schlang, „nun siehst Du, daß es Deine Königin war, welche Dich zurückrief! O zürne nicht, schau nicht so düster drein, Du Liebling meiner Seele! O, Friedrich, gönne uns das Glück des Zusammenseins! Mit Dir will ich Leid und Freude theilen, wie ich's gelobt vor dem Altar, Du bist mein Liebstes auf der Welt. Wie kannst Du nun verlangen, daß ich mein Liebstes soll der Gefahr ausgesetzt sehen, von einer tödtlichen Kugel zerschmettert zu werden? Der König muß sich seinem Volke erhalten! Das ist's, warum ich den Fürsten bat, Dich heimzuschicken, und dann auch, ich läugne es nicht, meine Zärtlichkeit, meine Liebe für Dich! Und nun bin ich so glücklich, daß ich Dich wieder habe, daß ich aufjauchzen möchte, wie in den schönen Tagen in Heidelberg! Ja Friedrich fröhlich wollen wir sein miteinander und vergessen auf eine kurze Zeit all das Leid unserer Königsherr-

lichkeit! Du bist wieder mein Friedrich, ich Deine Elisabeth, und übermorgen ist das schönste Fest, ist meines Friedrichs Geburtstag!"

Sie schmiegte sich eng an ihn und leise zärtliche Worte flüsterte sie in sein Ohr. Die Stirn des Königs glättete sich, und sein Angesicht leuchtete wieder. „Eine Zauberin bist Du," flüsterte er, sie zärtlich an sich drückend, „einen goldenen Schleier wirfst Du mir über alles Leid, und vergessen ist alles Elend, wenn ich bei Dir bin, Elisabeth! Doch meine ich wohl, es zieme mir, gleich dem Rinald, daß ich mich deinem Zauber entziehe, um hinaus zu ziehen mit dem Schwerte in der Hand in den Kampf!"

„Laß mich Armide sein, mein Rinald, Armide, die Dich mit tausend Liebesbanden hält und in Deinen Armen selig ist! Sieh! Draußen ist Alles wüste und leer, und nur hier bei uns ist die kleine Zauberinsel, wo Blumen blühen und süße Musik ertönt und Engel uns umflattern! O bleib bei mir, mein Friedrich, vergiß in meiner Nähe das wüste Geschrei der Welt, und höre nur auf die Stimme meiner Liebe! Sie wollen aus meinem Friedrich durchaus einen alten, ernsten Krieger machen und vergessen, daß er doch noch jung, kaum 26 Jahre alt ist, und doch auch Ansprüche auf seine Jugend machen kann! Drum, mein Friedrich, sollst Du drei Tage nichts sein als mein Liebster und der König dieses Liebeshofes! Nach drei Tagen dann löse ich die Bande meiner Liebe und gebe den Liebsten wieder seinem Volke, seiner Armee, doch Friedrich, nur wenn es sein muß! Mir aber scheint es, es muß nicht sein, wir haben unsere Feldherren und Generäle, die mögen für uns kämpfen, König Friedrich aber muß sich für uns und für sein Volk erhalten!"

„Zauberworte, süße Zauberworte! Wer könnte ihnen widerstehen und wer wollte es?" sagte der König lächelnd. „Es soll sein, wie Du sagst, Elisabeth! Vergessen sei all das Geschrei da draußen, alle Sorge und Noth! Und müssen wir nachher dafür büßen, so haben wir doch drei selige schöne Tage genossen! Ich bin nun Dein, Elisabeth, und will mich nur erinnern, daß die Liebe und das Glück in der Nähe meiner Elisabeth wohnt! Doch

nun laß mich gehen, Kleinod meines Herzens, laß mich das staubige Reisekleid ablegen, um den staubigen Krieger in Deinen zierlichen Cavalier zu verwandeln! Und dann, Elisabeth, sollst Du mir erzählen von Dir und den Kindern."

„Und von dem Feste, das wir übermorgen feiern, und in dem Du eine Rolle spielst! Nein, schüttle nicht Dein Haupt, Du bist mein Cavalier, wie Du sagst, also mußt Du mir auch gehorsam sein wie jeder Cavalier seiner Dame!"

„Und gehorsam will ich sein; doch nun laß mich gehen!"

„Wohin so eilig?" fragte sie. „Bleib bei mir, ich entbehre Dich so lange, und nun willst Du schon wieder fort?"

„Sieh mein bestaubtes Kleid an, das sei die Antwort!" sagte er, indem er aufstand und eilends das Zimmer verließ, um sich in das seine zu begeben. Warum war er so eilig, und was machte ihm das Herz höher klopfen, und weshalb spähten seine Augen umher, als er sein Cabinet betrat, als suchten sie etwas? Hastig öffnete er jetzt die Thür zu dem Vorgemache, und nun glänzte ein Strahl der Freude hin über sein schönes Angesicht, und er winkte in das Vorzimmer hinein, da erschien auf der Schwelle die hohe schlanke Gestalt des Pagen Fidelio. Der König reichte ihm die Hand dar, er ergriff sie und wollte seine Lippen auf dieselbe drücken, aber Friedrich wehrte ihn zurück.

„Nicht so, Fidelio! Schau mich an, der Blick aus Deinen Augen, das sei Dein Kuß!"

Fidelio hob die Augen empor und schaute ihn an mit einem langen tiefen Blick, doch der König sah in demselben den Ausdruck tiefer Trauer. „Was ist's, Fidelio? Du bist traurig, und Dein Auge leuchtet nicht in Freude über meine Wiederkehr!"

„Doch, Herr, ich freue mich Eurer Wiederkehr!" sagte Fidelio leise.

„Du freust Dich, weil Du mir gewogen bist!" sagte der König dringend, „doch zufrieden bist Du mit mir nicht!"

Sie schüttelte ihr Haupt. „O Herr, ich habe kein Recht, an Euch zu mäkeln; was mein König thut, ist wohlgethan!"

„Nein, Fidelio, Du hast ein Recht, an mir zu mäkeln, denn Du bist ein freies Menschenherz, das sich mir aus freier Liebe ergeben; solche Liebe hat ein Recht zu tadeln und zu verurtheilen! Soll ich Dir sagen, weshalb Du unzufrieden bist?"

„Herr, ich sage nicht, daß ich unzufrieden bin!"

„Doch sagen es mir Deine Augen! Du bist unzufrieden, weil ich heimgekehrt bin!"

„Nein Herr, ich freue mich Eurer Wiederkehr!"

„Und doch meint Fidelio, König Friedrichs Stelle sei da draußen bei seiner Armee! Und er hat Recht! Sie wolltens nicht," fuhr er fort, gleichsam als wollte er sich entschuldigen, „sie drängten, daß ich mich entferne, und ich Thor meinte, es sei ihre eigene Ueberzeugung, der ich folgte. Wahrlich, Fidelio, mit schwerem Herzen that ich's und nicht aus Feigheit, sondern nur weil die Feldherren es begehrten, und nun muß ich hören, daß es nicht ihr eigener Wille gewesen, sondern daß die Königin in allzu großer Zärtlichkeit den Gemahl von den Feldherren heimbegehrte! Ich wollte, sie hätt's mir verheimlicht; es hat mir wehe gethan!"

„Sie liebt Euch, Herr, liebt Euch so zärtlich, daß sie's nicht ertragen kann, Euch in Gefahr zu wissen!" sagte Fidelio leise.

„Ja sie liebt mich innig, und dankbar sollte ich sein für ihre Liebe; doch," fuhr er mit einemmale lebhafter fort, „ich frage Dich, Fidelio, wenn Du ein Weib wärest, wenn Du Dein edles glühendes Herz einem Manne hingegeben hättest, der hinaus ziehen müßte in den Kampf, würdest Du ihn aus Liebe zurückhalten mit den Banden Deiner Liebe, damit er nicht hinaus ginge, seine Pflicht zu thun? Antworte mir die Wahrheit, was würdest Du thun, Fidelio?"

„Herr, wenn ich ein Weib wäre und liebte einen Mann," sagte sie, die Hände auf der Brust kreuzend und zu ihm aufschauend, „einen Mann wie Dich, Friedrich, so würde ich sagen: Das Volk bedarf seines Königs, aber das Heer bedarf des Helden, und die Krone auf Deiner Stirn muß von Lorbeeren umwunden sein! In Friedenszeiten magst Du dem Volke Dich zeigen als ihr schönstes

Palladium, in Kriegszeiten ziemt's dem Helden, an der Spitze seiner Armee zu stehen! Hier, mein Herr und Gebieter, würde ich sprechen, wenn ich ein Weib wäre, hier sind die Waffen, zieh hinaus in den Kampf! Doch ich folge Dir in Noth und Tod, und stirbst Du, so sterbe ich auch! So, mein Herr und König, würde ich sprechen, wenn ich ein Weib wäre und Dich liebte!"

Der König ganz hingerissen, ganz geblendet, trat zu ihr heran und öffnete seine Arme, doch sie wich scheu zurück und streckte abwehrend beide Arme ihm entgegen, mit leuchtendem Blick ihn anschauend. „Herr, ich bin Dein Page Fidelio, und ich neige mich vor Dir in Ehrfurcht und sage nur: Gut ist Alles, was mein König thut. Er kehrt heim, Gott segne seine Wiederkehr und laß uns einige schöne glückselige Tage hier wieder verleben!"

III.

Verrath.

Im vollen Jagen begab sich Graf Leopold von Thurn nach der Neustadt zu dem großen prächtigen Hotel, welches er mit seinem Vater bewohnte. Die Lakaien eilten herbei, um dem Herrn Grafen beim Absteigen behülflich zu sein und das dampfende Pferd in den Stall zu führen. Der Kammerdiener eilte, dem Herrn Grafen voran, die Treppen hinauf, und öffnet ehrerbietigst die Thür zu den obern Gemächern.

Aber der junge Herr Graf schien heute wenig geneigt, wie sonst wohl, mit seinem Kammerdiener zu plaudern von den Neuigkeiten der Stadt und zu fragen, was sich begeben in den bekannten Familien. Er war still und ungeduldig und befahl dem Kammerdiener, der so gerne bereit war, seinem jungen Herrn zu erzählen von den Festlichkeiten, die man bei Hofe vorbereitete, und von all

den Herrlichkeiten, die sich dort begeben hatten, hinaus zu gehen. Dann schob er eilig den Riegel vor und begab sich in sein Ankleidezimmer. Aus einem verschlossenen Schranke nahm er nun ein einfaches schlichtes Kleid, das dort, als wäre es eine seltene Kostbarkeit, verborgen war, heraus. Er warf rasch die glänzende Uniform des Generals ab und hüllte sich in das einfache, dunkle Bürgerkleid, nun den runden schwarzen Hut aufgesetzt, noch einen einzigen flüchtigen Blick in den Spiegel, der ihn überzeugte, daß der General, der vornehme Mann sich wirklich in einen schlichten Bürger verwandelt hatte. Und hinunter nun die kleine geheime Treppe und vorsichtig und eilends hinaus durch die kleine Seitenthür, die in eine kleine, dunkle Nebenstraße mündet. Hastig schritt der Graf dahin durch alle Gäßchen und Winkel und Nebenstraßen hin nach dem Häuschen dort an dem Ufer der Moldau, in der Altstadt, nach dem Häuschen, das dicht neben jenem andern Häuschen steht, in welchem Veilchen Lewi, die Freundin von Rebekka Katz, wohnte.

Er klopfte dreimal an die fest verschlossene Thür, und jetzt hört man drinnen Schritte heran schlüpfen, und vorsichtig ward die obere Hälfte der Thür, die gleich einem Fenster in zwei Hälften abgetheilt war, geöffnet, eine alte Frau schaute heraus, und da sie den Grafen erkannte, beeilte sie sich, die untere Hälfte der Thür zu öffnen. Er schritt hastig hinein, schloß die Thür selbst hinter sich zu und fragte dann mit lauter Stimme die alte, taube Frau, ob seine Zimmer in Ordnung wären, und ob sie Alles zu seinem Empfang bereit gehalten. — Sie nickte.

„Ja, Herr Lorenz, es ist wie immer Alles bereit; was fragt Ihr denn zum Ueberfluß? Ihr wißt ja, daß ich Alles in Ordnung halte, als ob Ihr alle Tage kämet, und seid doch wahrlich sehr selten hier. Ihr seid ein Herr, der mehr abwesend ist von seiner Wohnung als anwesend."

Der junge Graf lachte hell auf und sprang die Treppen herauf, nicht achtend auf die mürrische Alte, die unzufrieden mit ihrem jungen Herrn war und sein leichtfertiges Wesen, das

ihn so oft von seiner Wohnung entfernt hielt, zu verachten schien.

Er sprang die Treppen herauf, öffnete hastig die Thür und trat ein in das große Gemach, das, elegant und prächtig ausgestattet, gar wenig zu der dunklen nnd armseligen Außenseite des Hauses paßte. Gleich einem Schmuckkästchen war der Raum ausgestattet, recht ein Boudoir für ein schönes, junges Weib; von Goldverzierungen glänzten die Wände, alle Meubel waren mit goldgewirkten Stoffen überzogen, schwellend waren die Polster, die Fenstervorhänge waren aus schwerer Seide, die blitzenden Spiegel an den Fensterpfeilern waren in breiten Goldrahmen eingefaßt, und Guirlanden von künstlichen Blumengewinden zogen sich von einem Fenster zum andern hin, der Fußboden verhüllt mit einem dicken Teppich, welcher auf weichem Grunde in köstlicher Weberei Bouquets von Rosen und Veilchen zeigte. Wo war der kleine seidenbeschuhte Fuß, der würdig allein war, über diesen weichen Boden zu gehen? Wo war die holde Frauengestalt, der diese Polster, diese Spiegel warteten, ihr strahlend schönes Angesicht zurück zu werfen?

Alles war still ringsum, und tiefe Einsamkeit umgab den jungen Grafen, der horchend und forschend sich in dem Gemach umschaute. Jetzt trat er eilenden Schrittes an den Schreibtisch heran, öffnete hastig die Schublade desselben, und blickte hinein, als ob er etwas suche. Ob sie nicht hier gewesen? Kein Brief von ihr? Keine Botschaft! Doch hoffentlich erwartet sie mich. Es ist die Stunde, der Tag, an welchem wir uns sonst zu treffen pflegten. O, sie kann mir nicht zürnen, daß ich das vorige Mal ausgeblieben. Ich konnte ja nicht kommen; sie wußte ja, daß ich nicht in Prag war, nein, sie kann mir nicht zürnen."

Er schob vorsichtig das große Bild zurück, welches drüben auf der rechten Seite von der Wand zur Decke emporstieg und hinter demselben ward jetzt eine kleine Tapetenthür sichtbar.

Der Graf klopfte dreimal an die Thür, dann neigte er das Ohr dicht heran und lauschte. Alles blieb still, kein Ton ließ sich

nernehmen, kein Schritt näherte sich der Thür. Der Graf klopfte zum zweiten Mal, und wieder horchte er angstvoll; er zitterte, als wäre er nicht der Held, der tapfere Graf Thurn, sondern als wäre er der junge Liebhaber, der mit Sehnsucht der Liebsten entgegen harrt. Alles blieb still darinnen, blieb still auch, als der Graf jetzt zum dritten Male lauter noch und heftiger das Zeichen gegeben. „Sie ist nicht da, sie erwartet mich nicht, es muß sich etwas begeben haben!" murmelte er angstvoll vor sich hin. „Ich muß also zum äußersten Mittel greifen." Und er drückte an den kleinen Knopf, welcher sich an der Thür befand. Jetzt hörte man drinnen den schrillen Ton einer Glocke. Der Graf lauschte wieder und nun nach einiger Zeit hörte er Schritte, eine Hand legte sich an die Thür, dann klopfte es leise von der andern Seite der Thür. Der Graf erwiederte das Klopfen, dann ward drinnen ein Schlüssel in Bewegung gesetzt und die Thür öffnete sich jetzt. Eine junge Frau im einfachen Hauskleide trat herein.

„Ihr seid also wirklich gekommen, Herr?" sagte sie mit zitternder, verlegener Stimme.

Er schaute sie prüfend an. „Ja, ich bin gekommen; doch wo ist Eure Freundin?"

„Ich weiß es nicht, Herr," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen, „ich glaubte, Ihr würdet wie das vorige Mal nicht kommen, und darum verzeihet, wenn ich Euch warten ließ, darum—"

„Frau Veilchen Levi, ich bitte Euch," sagte der Graf ungeduldig, „laßt mich schnell Alles wissen; was ist geschehen, wo ist Rebekka? Jetzt gleich sagt mir, was es ist? Ist Rebekka gesund? sagt mir, ob sie lebt?"

„Ja, sie lebt, Herr Graf, und sie ist auch gesund," erwiederte die junge Frau, immer noch vermeidend, den Augen des Grafen zu begegnen.

„Weshalb ist sie nicht hier? Es ist doch die Stunde, der Tag, an welchem wir uns seit Jahren hier zu treffen pflegten. Warum ist Rebekka nicht hier?"

„Ihr wißt also nichts von Allem, Herr Graf? Ich glaubte, Ihr hättet Botschaft empfangen."

„Nichts weiß ich, keine Botschaft habe ich empfangen. Sprechet also, was ist es?"

„Ach Herr, es ist schwer zu sagen, und ich weiß nicht, wie ich es Euch sagen kann; ich weiß selbst nichts anderes, als was die Leute sagen."

„Sprechet also, erzählet mir, was so zu Euch durch das Gerücht geflogen ist; was sagen die Leute? Nun, so laßet mich hören! Was hat sich begeben?"

„Sara ist entflohen und Niemand weiß, wohin?"

„Was kümmert mich das und was frage ich nach Sara's Flucht!" rief der junge Mann, indem er die Hände rang. „Ich bitte Euch, Veilchen Levi, bedenket, daß ich Rebekka liebe. Sprecht mir von Rebekka, was ist mit ihr geschehen?"

„Herr, Sara, wie Ihr wißt, sollte sich verloben mit dem fremden Manne, der aus Portugal herkam. Und als er kam, war Sara entflohen, und der alte Vater Israel Katz war außer sich vor Zorn und Schmerz. So erzählen die Leute, er selbst hat mit Niemanden darüber gesprochen."

„Aber Ihr sprecht zu mir von allerhand Dingen, die mich nichts angehen; sagt mir, wo ist Rebekka? Ich liebe Rebekka, ich liebe sie mehr als mein Leben und ich muß sie sehen. Sagt mir, ist sie gesund, und sagt mir auch, ob sie mich noch liebt?"

„Gesund ist sie, aber ob sie Euch liebt, daß weiß ich jetzt nicht mehr."

„Also sie ist ungetreu, sie hat mich verlassen."

„Herr, das Eine weiß ich nur, sie ist verlobt mit dem Manne, welchem ihre Schwester sich vermählen sollte, der aus Portugal gekommen, mit dem Grafen Vonseka, einem schönen und reichen Herrn."

„Verlobt!" wiederholte der Graf, dessen Wangen bleich geworden waren, und dessen Lippen zitterten. „Verlobt, das also heißt: Ungetreu sein! O erbärmlich! Verlobt!"

„Herr Graf, seid gnädig," bat die junge Frau schüchtern, „zürnet ihr nicht, bevor wir wissen, wie Alles sich begab. Sie wird von ihrem Vater, der ein gar strenger und grausamer Mann ist, gezwungen worden sein zu ihrer Verlobung."

„Gezwungen? Ließe sich denn ein Weib, das wahrhaft liebt, zwingen?" grollte der Graf. „Hat ihre Schwester Sara sich zwingen lassen?"

„Sie hat sich entzogen der Gewalt des Vaters, entzogen hat sie sich ihm und ist entflohen. Doch Rebekka bleibt und ordnet sich dem Willen und Befehl ihres Vaters unter, und verlobt sich mit dem Manne, welchen er ihr darbringt."

„Jung ist er und schön, sagt Ihr, und reich, ach! und Rebekka's Herz ließ sich bestechen, die jüdische Natur ist in ihr aufgetaucht."

„Herr, Ihr wagt es, diejenige zu schmähen, die Ihr liebt, Ihr schmäht auch mich und unser ganzes Volk. Hat Rebekka Euch je bewiesen, daß sie eigennützig ist in ihrer Liebe zu Euch? Hat sie je etwas von Euch angenommen? Hat sie je sich eigennützig oder selbstsüchtig gezeigt? Hat sie nicht, um Euch ihre Liebe zu beweisen, selbst Gefahren getrotzt, vielleicht von Nachbarn bemerkt, vielleicht der Schande und Noth des Lebens hingegeben? O Herr, Ihr seid sehr grausam, sehr ungerecht. Und nun möchte ich vermeinen, daß Eure Liebe nicht so stark ist, wie Ihr ihr immer betheuert; der Untreue schmähet Ihr sie."

„Es ist wahr, ich that Unrecht, ich sehe es ein. Doch meinte ich wirklich, daß Rebekka nicht treu sein kann, wenn sie einem andern Manne sich verlobt."

„Doch Herr, ich glaube nicht, daß sie ihrer Liebe untreu ist, wenn sie selbst zu ihrer Freundin nicht kommen darf; und selbst ich, ich muß mir Botschaft sagen lassen von den Dienern. Ich kenne Rebekka," setzte die junge Frau ernst fort, „sie ist weichen, sanften Gemüths und erträgt viel in Demuth, doch bleibt sie stark und fest in ihrer Liebe; ungetreu, so meine ich, kann Rebekka nimmer ihrer Liebe werden. Als ich vernahm, was sich Alles im Hause des alten Israel Katz begeben, eilte ich selbst hin und wollte

Rebekka sehen. Aber an der Thür ihres Zimmers stand Lea und wehrte mich zurück und sagte, der Vater habe strenge Ordre gegeben, daß Niemand zu ihr komme, und eingeschlossen sei sie darum im Gemach, er selber habe den Schlüssel genommen. Ich bat sie, mir Nachricht zu geben, und ich versuchte, als sie sich weigerte zu sprechen, ihr durch einen goldenen Schlüssel die Lippen zu öffnen. Doch sie wehrte Alles zurück mit den Worten: „„Mein Herr bezahlt mich reichlich, und ich bedarf keinen andern Lohn."" Dann wandte ich mich an den Diener, den alten Mordechai, doch er war scheu geworden und sprach nur: „„Die Wände haben Ohren, doch ich gehe hinaus auf die Straße nach dem alten Rathhause; dort erwarte ich Euch."" Und er ging hinaus. Ich wandte mich noch einmal an Lea, als hätte Mordechai mir keine Antwort geben wollen, und bat sie nochmals, mir Auskunft zu geben; doch sie ward heftig, sie ist eine fürchterliche Alte und eigensinnig in ihrem Wollen; ich mußte also aufgeben, irgend etwas von ihr zu erfahren. So eilte ich denn fort nach der Stelle, wo Mordechai mich erwartete. Er erzählte mir, was sich begeben, von ihm weiß ich Alles. Sara war entflohen, als der Fremde anlangte, und es gab eine furchtbare Scene. Der alte Katz war wie rasend und fluchte seiner abwesenden Tochter, und drohte Rebekka mit seinem Fluch, weil sie nicht sagen wollte, wohin Sara gegangen war. Der alte Mordechai weinte bitterlich, als er mir dies erzählte. Dann sprach er weiter von dem jungen, fremden Manne, der angekommen. Ein gar stattlicher Mann soll es sein, sanft und gut und mild in Allem, was er thut, und er habe den Alten zur Ruhe gebracht mit seinem Zureden und vernünftigen Vorstellen. Was sie geredet, weiß Mordechai nicht, nur daß der Alte still wurde; und dann begab sich der junge Mann hinauf zur Rebekka, die im obern Zimmer eingeschlossen war; und sie sprachen mit einander im Wohngemach, und dann führte der junge Mann Rebekka hinunter in das Comptoir, und da war der alte Mordechai, welchen man auch nicht hinausgehen hieß, und so hörte er denn, wie der junge Fremde den Alten bat um seinen Segen, und er hörte, wie der

Alte Rebekka und auch dem jungen Schwiegersohn seinen Segen ertheilte. Und er hörte auch, wie der alte Katz sagte, die Hochzeit sollte in einigen Tagen statt finden. Da aber entgegnete der junge Vonseka, man solle doch nicht so eilig sein, vielmehr bat er den Vater, daß er noch einige Monate warten wollte, weil sein Vater auch kommen würde und weil er sich niederlassen wolle mit ihm in Prag und hier ein Haus bauen und es einrichten, in welchem er die junge Gattin einführen wollte. Das ist Alles, was ich weiß. Von Rebekka selbst habe ich gar keinen Bericht erhalten. Es scheint fast, als hätte sie mich ganz vergessen."

„Ja es scheint mir, als hätte sie auch mich vergessen, als hätte sie die ganze Vergangenheit vergessen ob des Glücks, das ihrer wartet. Ihr sagt, er ist schön, von herrlicher Gestalt, anmuthig, alle Reize besitzt dieser Mensch, der mir die Liebste entführen will. Und treulos ist ihr Herz und allzu leicht hat sie dem Willen ihres Vaters sich gefügt. Das also ist ihre Treue, das also sind ihre Schwüre, die wir so oft hier ausgetauscht haben und die noch hier in der Luft des Zimmers schweben. Ja, hier ist's gewesen, hier hat sie mir geschworen, treu auszuhalten in der Liebe bis zu ihrem Tod. Und nun gleich bei dem ersten Hauch des Ungemachs wendet sie sich von mir! O, es ist jammervoll und elend! Doch nein," rief er dann heftig, „ich will und kann es nicht glauben, daß mich Rebekka verlassen hat! Sie, so zärtlich, so sanft, sie selber wußte, daß ich um dieser Liebe willen den Zorn meines Vaters erduldete, sie hat nicht gleichen Zorn von ihrem Vater ertragen können?"

„Herr," sagte die junge Frau sanft, „Ihr meintet vorhin, Ihr möchtet und Ihr könntet nicht glauben, daß Rebekka Euch untreu geworden, und ich meine es auch noch. Sie liebt Euch noch eben so sehr. Ist nicht dies Gemach ein Beweis ihrer Liebe? Hat sie nicht Alles hingegeben für Euch? Schaut Euch doch um in diesem Gemach, Herr, Ihr sagt selbst, die Schwüre ihrer Liebe schwebten noch hier in der Luft, so glaubet an sie und glaubet an die Ewigkeit ihrer Schwüre, wie ich es thue, Herr."

„Ihr habt Recht und ich danke Euch", Veilchen Levi, für Eure guten Werte, und ich will sie in mich aufnehmen und will ihnen glauben. Doch eins noch bitte ich Euch, laßt mich jetzt allein: überlegen muß ich und bedenken, was ich thun muß, und was geschehen soll, denn diese Ungewißheit ertrage ich nicht. Und wer weiß, wie leicht kann es geschehen, daß in wenigen Tagen ich dem Tode schon verfallen bin, so möchte ich mir doch Gewißheit verschaffen, ehe ich sterbe. Ich bitte Euch, laßt mich bedenken, was geschehen soll."

Die junge Frau nickte leise und trat an die Thür. „Wenn Ihr mich nachher sprechen wollt, so gebt das Zeichen, Herr." Und sie drückte leise an den kleinen Knopf der Thür und ging hinaus.

Der junge Graf ging lange mit großen, raschen Schritten im Gemache auf und ab, zuweilen warf er einen wilden, zürnenden Blick umher, als wollte er den Möbeln, den Spiegeln, in welchen die holdselige Gestalt sich gespiegelt, Vorwürfe machen über Rebekka's Abwesenheit, über Rebekka's Treulosigkeit, dann sank er auf dem weichen Divan nieder, auf welchem sie so oft gesessen, an seine Seite sich geschmiegt und leise in sein Ohr die Schwüre ewiger Liebe geflüstert. Nun saß er da allein, ganz allein in trüber Ungewißheit. „Es läßt sich nicht ertragen, mag es ertragen, wer da will, ich kann es nicht!" Er sprang empor und schob das Bild wieder von der Thür. „Mit ihr selber will ich rechten, von ihr selber will ich erfahren, ob sie eine Treulose ist."

Hastig ließ er sich jetzt vor dem Schreibtisch nieder und warf einige Zeilen auf ein Blatt Papier, dann faltete er es zusammen, steckte es in die Brusttasche, verließ eilends das Gemach, ging schnell die Treppe hinunter. Wieder schritt er durch die Straßen hin, aber nicht zu seinem Palast, sondern hin nach der Judenstadt, nach dem Hause des Israel Katz.

Die Thür war verschlossen, er zog an den Klopfer und ließ ihn heftig ertönen. Es dauerte lange, ehe sie sich öffnete, aber es war nicht der alte Mordechai, wie er gehofft, sondern das scharfe,

ernste Gesicht der Lea ließ sich blicken. Der Graf schob schnell seinen runden Hut tiefer über die Stirn, um ganz unerkannt zu bleiben. Doch was hat er zu fürchten, Lea kennt ihn nicht, hat ihn nie gesehen.

„Ist Euer Herr zu Hause?“ fragte er hastig.

Lea verneinte dies. „Er ist im Tempel mit seinem Schwiegersohn.“

„Und Mordechai?“ fragte der Graf hastig.

„Mordechai ist mit ihnen.“

„So öffnet mir die Thür und laßt mich eintreten. Ich habe Wichtiges und Ernstes mit Euch zu sprechen,“ sagte der Graf so gebietend, daß Lea wider ihren Willen dem Befehl ihres Herrn ungehorsam ward und die Thür öffnete.

Er trat ein in die kleine dunkle Flur und zog Lea weiter hinein.

„Ich weiß es, Ihr liebt Eure Herrin, ich weiß, Ihr liebt Rebekka, Ihr dient ihr lange und nicht wahr, Ihr liebt sie.“

„Was kümmert das Euch, Herr? Wer seid Ihr?“ fragte die Alte mürrisch.

„Ich will Euch sagen, was es mich kümmert,“ rief der Graf stürmisch. „Es gibt einen Mann, der Eure Herrin glühend und zärtlich liebt und den sie vielleicht auch liebt, einen Mann, dem um sie bangt und der Nachricht von ihr haben will; dieser sendet mich her zu Dir, er flehet Dich an, Du möchtest ihm Kunde geben von Rebekka.“

„Wenn er sie liebt, Herr,“ sagte die Alte streng, „und wenn er sie heiraten will, so thut es mir leid um ihn, denn meine Herrin ist verlobt mit einem sehr schönen, reichen und vornehmen Herrn, und so der Gott unserer Väter es gestattet, wird recht bald die Hochzeit sein. Dies antwortet dem Manne, der Euch sendet, und damit basta! Geht.“

„Nein, ich gehe nicht. Ich bitte Dich, höre mich an, Lea, ich gebe Dir im Namen jenes Mannes, der Rebekka liebt, sieben hundert Dukaten, wenn Du thun willst, was ich Dich bitte.“

„Und was ist es, um was Ihr mich bittet."

Der Graf meinte in diesem Blitzen ihres Auges die Jüdin zu erkennen, die mit Geld käuflich wäre, die für Geld ihm seine Wünsche erfüllen würde.

„Nur dies Briefchen sollst Du Deiner Herrin geben, dies kleine Briefchen! Willst Du's thun?"

Lea schwieg einen Augenblick und schaute gedankenvoll vor sich hin, dann nickte sie.

„Habt ihr den Einsatz, den jener Herr Euch als Mittel zur Bestechung gab, gleich bei Euch?"

„Nein, ich habe ihn nicht bei mir, ich habe einen Ring hier, der mehr werth ist, als sieben hundert Dukaten. Wenn Du mit diesem Ring Dich morgen beim alten Rathhause aufstellst, dort wird Jemand kommen, der den Ring einfordert und dafür sieben hundert Dukaten auszahlen wird. Willst Du es thun, es ist menschlich und gut; nicht um des Geldes willen sollst Du es thun, sondern aus Liebe für Rebekka, aus Liebe zu Deiner Herrin."

„Aus Liebe für die Braut des Herrn Vonseka," erwiederte Lea mit scharfer schneidender Stimme. „Ich will es thun, gebt mir den Ring!"

„Du versprichst mir, daß Rebekka noch in dieser Stunde den Brief erhalten soll."

„Ich verspreche es Euch, Herr," sagte Lea mit fester Stimme, „sie soll den Brief haben."

„Ich darf Dir glauben?" fragte er angstvoll. „Schau mich an, laß mich in Deinem Angesicht lesen. Ich darf Dir glauben, Du bist treu Deinem Worte, Du liebst Deine Herrin? Du bist treu Deiner Herrschaft?"

„Ja, Herr, ich bin treu meinem Worte und treu meiner Herrschaft, das schwöre ich bei dem Gotte meiner Väter. Es ist so, glaubt es mir, ich bin treu meinem Worte und treu meiner Herrschaft."

„So wirst Du ihr das Briefchen geben?"

„Ja, Herr, und ich werde morgen kommen, um mir für diesen Ring sieben hundert Dukaten einzulösen. Nun aber, Herr, nun geht, denn da schlägt die Stunde an, es ist die Stunde, in welcher die Herren zurückkehren; der Gottesdienst ist zu Ende, in einigen Minuten schon können sie hier sein. Eilt Euch, Herr!"

Er nickte ihr hastig zu, that, wie sie gesagt, eilte hinaus durch die dunkle Hausflur auf die Straße, ging hastigen Schritts auf die andere Seite hinüber, wo er sicher war, nicht denen zu begegnen, die jetzt aus dem Tempel zurückkehrten.

Lea schaute ihm nach mit zornigem Blick. „Bestechen will er mich? weshalb sollte ich es nicht thun? Betrügen und berauben uns die Christen nicht in jeder Stunde? Warum sollte ich es ihnen nicht einmal entgelten, jetzt, wo sich eine Gelegenheit bietet, was sie in jeder Stunde thun? Sie berauben uns, sie nehmen unser Geld, und dann thun sie gerade das Gegentheil, was sie versprochen. Ich thue auch das Gegentheil. Er fragt mich, ob ich treu bin meiner Herrschaft und treu bin meinem Wort? Ich habe die Wahrheit gesprochen, nur im andern Sinne, wie er es meint. Ich habe meinem Herrn Israel Katz versprochen und geschworen, daß ich ihm treu dienen, seine Tochter bewachen, Niemanden zu ihr lassen und Nichts ihr hinterbringen will. Und den Schwur halte ich, und so bin ich treu meiner Herrschaft, denn Israel Katz ist meine Herrschaft und nicht, wie der Thor meint, die Rebekka. Ich hörte es an seiner Stimme, er ist ein Christ, das heißt, ein Feind meines Volkes, und mich freut's, den Feind unseres Volkes zu betrügen. Und mich erzürnt's und empört's, daß Rebekka Verkehr hat mit einem Christen, mit dem Feinde ihres Volkes. Wenn es ihr Vater wüßte, es bräche ihm das Herz, oder er bräche ihr das Herz, und das wäre vielleicht das Beste. Da kommen die Herren, so muß ich nun meinen Willen thun."

Sie trat zurück, als jetzt an der Seite des jungen Vonseka der alte Israel, geführt von Mordechai, in das Haus eintrat. Sie grüßten die Frau mit den Worten der Liebe und des Segens, wie sie ihn heimgebracht.

„Gehe nun hinauf, mein Sohn," sagte Israel sanft, „gehe hinauf und laß Rebekka in das Wohnzimmer eintreten. Wir wollen nun nach der Andacht das Mahl mit einander einnehmen."

Der junge Mann neigte leise sein Haupt und wandte sich nach der Treppe hin, um hinaufzusteigen.

„Nehmt erst den Schlüssel, Herr," sagte Lea, „ich habe Rebekka eingeschlossen, als ich hinunterging, da Jemand klopfte."

„Wer klopfte?" fragte Israel heftig und mit ungeduldiger Stimme.

„Herr, ein Bettler war's," sagte Lea ruhig. „Hier ist der Schlüssel."

Thomas nahm ihn und wandte sich dann bittenden Blickes zu dem Alten hin.

„Herr, ist's Euer Befehl, daß meine Braut wie eine Gefangene gehalten wird? Ich muß Euch bitten Lea zu sagen, daß sie kein Recht hat, meine Braut einzuschließen, wenn sie ihr Gemach verläßt."

„Es ist wahr," sagte der Alte, „ich gab ihr Befehl Rebekka zu bewachen, wenn wir nicht hier sind, ich bin furchtsam geworden durch schlimme Erfahrungen, mein Sohn. Doch eine Gefangene ist Rebekka nicht, das merke Dir wohl, Lea."

„Ich werde es mir merken, Herr!" sagte sie mit düsterer Stimme, während Thomas die Treppen hinaufging, um Rebekka aus ihrer Haft zu befreien und sie eintreten zu lassen in das Wohngemach.

„Ich bitte Euch mich einen Augenblick anzuhören," sagte Lea, als Israel Katz auch eben hinauf gehen wollte. Ich habe Euch Etwas zu sagen!"

Der Alte öffnete die Thür zu seinem Comptoir, ließ vorsichtig Mordechai hinausgehen, dann blieb er einen Augenblick an der Thür stehen, denn er mißtraute dem Alten. Denn er weiß ja, Mordechai hat jener, an die er nicht mehr denken will und an die er doch denkt Tag und Nacht, Mordechai hat jener geholfen, aus ihres Vaters Haus zu entfliehen. Er will nicht, daß er irgend Etwas hört, was Lea ihm sagt. So trat er mit ihr ein in das

Comptoir, und wohl eine Viertelstunde bleibt der alte Israel daselbst mit der alten Dienerin. Dann, als er wieder heraustritt, ist sein Antlitz bleich, und seine Lippen zittern von einem Weh, doch er faßt sich zusammen; und als er eintritt in das Wohngemach, eilt Rebekka ihm entgegen, verneigt ehrfurchtsvoll ihr Haupt, nimmt seine Hand und drückt sie an ihre Lippen: da fühlt sie, daß die Hand kalt ist wie Eis. Er erwiedert lächelnd den Gruß seiner Tochter, seine Lippen zittern, er kann nicht sprechen, und Rebekka schaut das Angesicht des Vaters, es ist ernst und ruhig und verräth nichts von seiner innern Aufregung. Er spricht ein Gebet über die Speisen, und nun lassen sie sich nieder, das Mahl einzunehmen. Mordechai bedient die Herren, und Lea steht hinter dem Stuhl ihrer jungen Gebieterin und reicht ihr die Speisen. Thomas Vouseka sitzt zwischen dem Vater und der Tochter, und seine sanfte Stimme unterbricht allein das Schweigen. Er erzählt vom fernen Portugal, von seinen Reisen und versucht es, der schweigenden und angstvollen Braut und dem ernsten, bleichen Vater Theilnahme abzugewinnen für das, was er spricht.

Rebekka erkennt seine Bemühungen an, sie lächelt zuweilen und scheint Acht zu geben auf seine Worte.

Der Alte blickt düster vor sich hin. Rebekka weiß es, er denkt an die, die er vergessen möchte und die er dennoch liebt. Ach, sie selber denkt an den, welchen sie liebt und den sie nimmer vergessen möchte.

Endlich ist das Mahl zu Ende und man erhebt sich vom Tische. Rebekka begiebt sich wieder in ihr Gemach, während die Männer drunten im Wohnzimmer noch verweilen.

Lea folgte ihrer Herrin, und als die Thür hinter ihr geschlossen war, wandte sie sich hastig und mit geheimnißvoller Miene an sie.

„Nehmt, Herrin, dies Briefchen hier! Man hat es mir für Euch gegeben! Leset es rasch und dann verbrennt es!“

IV.

Liebe und List.

Hundert und hundert Mal hatte Rebekka das Billet gelesen welches Lea ihr gegeben, und immer schien es, als ob sie den Inhalt nicht fassen und begreifen konnte; immer aufs Neue heftete sie ihre Augen auf das Briefchen und überlas den Inhalt immer wieder aufs Neue, und doch war es so kurz, enthielt nichts als die wenigen Worte: „Morgen früh um 10 Uhr! Es muß sein!"

Nichts weiter, kurze gebieterische Worte, doch für sie so voll Glück, so voll sanfter Bitte, denn die Liebe bittet und befiehlt zugleich, und für sie war's so süß, von ihm sich gebieten zu lassen, ihm sich unterzuordnen und seinen Befehlen gehorsam zu sein.

Ach so süß: „Morgen früh um 10 Uhr; aber es muß sein." Ja, es muß sein, sie fühlte es selbst in ihrem Herzen, es muß sein, sie muß ihn wieder sehen und müßte sie auch ihr Leben darum gefährden.

Sie ist bereit aller Gefahr zu trotzen, acht Tage sind vergangen, seit sie ihn nicht gesehen. Ja es muß sein, sie muß ihn wiedersehen.

Wie aber mochts geschehen? wie es anfangen und erreichen? Ist sie nicht eine Gefangene, wird sie nicht bewacht in ihren eigenen Zimmern von Lea und von ihrem eigenen Vater? Er selbst ist es, der, so oft er das Haus verläßt, die Thür verschließt und den Schlüssel zu sich steckt; wie es anfangen, daß sie morgen früh um zehn Uhr das Haus verlassen kann? „Es muß sein, ja es

muß sein, er muß helfen," sagte sie leise nach langem Sinnen und Bedenken, „ja Thomas allein kann helfen, und er wird es wollen, er ist so gut, so sanft, so freundlich, und er hat mir seine Freundschaft gelobt, er hat mir seinen Beistand versprochen, wenn ich sein bedürfte; ach, ich bedarf dessen so sehr, er muß mir helfen."

Und nun entwarf sie ihren Plan ganz in der Stille und malte sich aus, was sie ihm zu sagen habe und wie sie durch Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gegen ihn im Beisein des Vaters die Beiden zu täuschen habe, und wie sie sie glücklich machen wolle, indem sie selbst von der nahen Verheiratung spreche.

Und recht mit Weiberlist und Weiberschlauheit überlegte sie sich alles und that so, wie sie's sich überlegt, war freundlich, heiter, zärtlich fast gegen Thomas Vonseka in Gegenwart des Vaters, und der Alte schien sich täuschen zu lassen von dem Bemühen der Tochter; er war selber heute freundlicher, herzlicher, und nickte leise, wie Rebekka so herzlich mit dem Geliebten sprach und ihm erzählte von der Herrlichkeit des Feengemaches, das er natürlich nie hatte betreten dürfen; denn nur den nächsten Angehörigen und Verwandten ist es erlaubt, das Zimmer eines jungen Mädchens zu betreten; heute erlaubte sie's ihm und fragte den Vater, ob er einwillige. „Ist nicht Thomas nun bald mein Gatte, hat er nicht Vorrechte vor allen andern Männern? Ich bitte Dich, erlaube, Vater, daß ich ihm das Feenschloß zeige und ihn auch hinaufführe auf den Altan. Oh, da oben ist es so schön, Thomas, man sieht ganz Prag weit ausgebreitet vor sich liegen und sieht die Moldau, wie sie einem silbernen Bande gleich dahin fließt durch die Stadt; ich bitte, Vater, erlaubt, daß ich Thomas heute das Vorrecht gönne, die Herrlichkeiten meines Zimmers zu schauen."

Der Alte nickte gravitätisch mit dem Haupte. „Es kann geschehen, Rebekka, Recht hast Du, noch wenige Wochen, hoffe ich, und Thomas ist mein lieber Sohn geworden, und drum kann's ihm wohl erlaubt sein, daß er das Zimmer seiner zukünftigen Frau betritt. Kommt, laßt uns gehen, ich freue mich zu hören, ob es ihm wohl gefällt."

Und der Alte stand auf und öffnete selbst zuerst die Thür zu dem Feenzimmer und nickte vergnügt, als Thomas jetzt beim Eintreten einen Ruf des Erstaunens und der Bewunderung ausstieß.

„Das ist ein Märchen," rief er, „und wie bezaubert fühlt man sich in diesem Raum; sind wir nicht hier unterm Meer, sind wir nicht in einer Grotte der Wassernymphen?"

„Ja, wir sind's vielleicht," sagte der Alte lächelnd, „bist in der Grotte einer Wassernymphe, und wenn wir sie zwingen empor zu steigen mit uns an das Licht, so verwandelt sie sich vielleicht, und aus der blendenden Schönheit wird ein furchtbares Ungethüm; es kann wohl sein, wie Du so sagst."

Sie achteten nicht darauf, daß seine Stimme fast drohend klang, sie sahen nicht sein Gesicht, waren arglos und unbefangen, und Rebekka zeigte Thomas alle die Herrlichkeiten des schönen Zimmers, die Korallengrotten und die Muschelnischen und alle die seltsamen Ungethüme, aus Perlen und Edelsteinen zusammengesetzt, die an den Wänden aufgereiht waren.

Und alles freute den jungen Mann und staunend äußerte er seine Bewunderung, sein Entzücken über all die Herrlichkeiten.

„Und jetzt hinauf zum Altan," sagte Rebekka mit ungewohnter Freudigkeit, „kommt, Vater, laßt uns hinaufgehen."

Doch der Alte schüttelte das Haupt. „Die Treppe ist steil, und ich bin müde, ich bleibe hier unten und warte auf Euch, Ihr jungen Vögel möget hinaufflattern, Euch ist es leicht, für mich ist die Treppe zu steil."

Sie hat es wohl gewußt, nur einmal ist der Vater die steile Treppe hinaufgegangen, aber die Treppe war ihm zu steil und zu beschwerlich; sie hatte es wohl gewußt, und darauf hat Rebekka gerechnet. Und nun hinauf die Treppe; gesegnet sei sie, daß sie steil ist.

Und sie kletterten sie hinauf, und nun stehen sie droben, und hastig schließt Rebekka die kleine Fallthür, daß sie allein und

abgeschlossen droben stehen unter Gottes freiem Himmel. „Oh, Thomas, endlich bin ich mit Dir allein. Bist Du der Freund, der sich mir angelobt in Treue und Ergebenheit? Bist Du es noch, Thomas?"

Er schaute sie mit einem langen, traurigen Blick an. „Ich bin's, Rebekka, bin Dein Freund, habe mich Dir angelobt, Du weißt es, und habe Dir versprochen, daß ich nimmer etwas anderes sein will. Nicht wahr, das wolltest Du doch von mir hören?"

„Etwas erbitten, ja erflehen wollte ich von Dir," sagte sie leise und hastig. „Wir dürfen nicht lange weilen, denn mein Vater ist argwöhnisch, und schöpft leicht Verdacht. Ich beschwöre Dich, ich muß morgen um die zehnte Stunde zu einer Freundin gehen, ich muß sie sprechen, sie hat mir Wichtiges zu sagen. Ersinne mir einen Vorwand, um mich frei zu geben, Du weißt, ich bin wie eine Gefangene; aber durch Dich, durch Dich kann ich für eine Stunde vielleicht die Freiheit erlangen. Ich bitte Dich, gieb mir diese Freiheit, Thomas! Bedenke, daß mein Leben, meine ganze Zukunft von dieser Stunde abhängig ist. Hörst Du, morgen früh um die zehnte Stunde, oh ich flehe zu Dir, mache, daß wir dann das Haus verlassen können."

„Ruhig, ruhig, Rebekka!" flüsterte Thomas, staunend über ihre leidenschaftliche Bewegung in ihr Antlitz schauend. „Es muß wahrlich eine wichtige Sache sein, die Dich so erregt. Nicht wahr, er, den Du liebst, er ist zurückgekehrt? Um ihn handelt es sich.„

„Ja, um ihn! Ich muß ihn sehen! Oh frage mich nicht mehr! Du bist mein Freund, sieh, ich vertraue Dir, ich flehe zu Dir, laß mich ihn einmal noch sehen! Vielleicht ist es zum letzten Mal."

„Wohl, es sei," sagte Thomas schwer aufathmend. „Ich will versuchen Dich frei zu machen um die zehnte Stunde. Aber nun laß uns wieder hinuntergehen, um nicht Verdacht zu erregen; komm schnell."

Er öffnete die Thür. Vorsichtig schritt er voran und reichte ihr die Hand, um sie die steile Treppe niederzuführen.

Drunten saß der alte Israel Katz auf dem Korallenstuhl, und gar seltsam nahm sich seine Gestalt in dem glänzenden Raume aus, er so dunkel und so schwarz, inmitten all der glitzernden Muscheln, der funkelnden Edelsteine und Perlen. Seltsam auch war der Blick, den er jetzt rasch zu dem jungen Mädchen emporhob, und dann senkte er die Augen wieder eben so rasch.

„Nun, Thomas, nicht wahr, es ist eine schöne Aussicht, welche Du dort oben hattest!“ sagte er leise.

„Ja, Herr Vater, eine gar schöne Aussicht,“ erwiederte der junge Manu, leise aufathmend. „Doch Ihr habt Recht, die Treppe ist steil, und angreifend der Weg nach der schönen Aussicht.“

„Ja,“ sagte der Alte, „so gehts oft im Leben! Steil ist der Weg, den man zurückzulegen hat, um den Punkt zu erreichen, wo man eine schöne Aussicht hat in die Zukunft. Und schreitet man weiter, so war's nur eine Fata Morgana, und was man sich schön dünkte, ist häßlich, und was man gut dünkte, ist schlecht. Doch lassen wir das. Komm, plaudern wir. Schau Dir die Herrlichkeit hier noch einmal an, Thomas, und dann wollen wir von all dieser glitzernden Pracht uns wieder retten in das stille einfache Wohnzimmer! Da gefällt es mir besser.“

Er blieb ruhig sitzen und schaute den jungen Leuten nach, wie sie in dem weiten schönen Zimmer jetzt umherschritten, aber er hörte nicht, wie Rebekka dem Verlobten all die kleinen Herrlichkeiten und geheimen Fächer und verborgenen Grotten zeigte und erklärte, und sagte leise in sich hinein: „Und sie betrügt ihn doch, und sie betrügt uns Beide! Wehe Dir und wehe mir.“

Doch von dem Schmerzensschrei, der seine Seele erfüllte, war auf seinem Antlitz heute nichts zu sehen. Er war fröhlich, heiter, wie er nie gewesen, seit die, deren Namen er vergessen wollte, ihn verlassen hatte.

Spät am Abend, als man sich wieder im Wohngemach befand, und beim Kerzenlicht das Nachtmahl zu sich genommen, wandte sich Thomas an Israel, seinen Schwiegervater. „Ich habe

an Euch eine Bitte, Vater!" sagte er mit seiner sanften, herzgewinnenden Stimme.

Der Alte nickte. „Sage sie mir! Du weißt wohl, Sohn, daß ich gern bewillige, was Du wünschest."

„Und es ist keine große Sache," erwiederte Thomas.! „Als ich mit Rebekka heut droben stand auf dem Altan, da merkte ich wohl, sie sehnt sich hinaus in die Welt, in das Leben. Sie sprach von den schönen Spaziergängen, sie erzählte mir von dem Park da drüben und hob die Hände nach ihm hin und seufzte: „„O, könnt ich einmal wieder da sein!"" Und da versprach ich ihr, Vater, daß Ihr uns erlauben würdet, morgen einen Spaziergang nach dem Parke zu machen."

„Versprachst es ihr," sagte der Alte leise, sein Haupt neigend. „Wußtest Du, ob Du Dein Versprechen auch erfüllen konntest?"

„Ich versprach ihr, Euch zu bitten, Vater, daß Ihr von Eurer strengen Strafe nachlassen möchtet und Rebekka nicht als Gefangene behandeln, die wahrlich nichts verschuldet hat! Ist sie nicht meine Braut? Hat sie nicht ihr Wort gegeben, mein Weib zu werden? Weshalb, ich frage Euch, Vater, weshalb behandelt Ihr das junge Mädchen, als wäre sie eine Gefangene und hätte irgend etwas verschuldet?"

„Weshalb, thörichter Mensch? Du fragst, weshalb ich es thue? Ich will es Dir sagen: weil die Weiber alle betrügerisch und hinterlistig sind, und weil ich, so lange dieses junge Weib noch in meinem Hause wohnt, sie bewachen will, wie es nothwendig ist bei den Weibern. Was Du nachher thun willst, das ist Deine Sorge, und wenn sie Dich alsdann betrügt, so habe ich mir keine Vorwürfe zu machen, denn Du hättest lernen können von meinem Beispiel und von dem unglückseligen Beispiel derer, die Elend und Kummer über mein armes Haupt gebracht, gerade weil ich nicht argwöhnisch war und weil ich meine Augen nicht offen hielt. Ich hab's an jenem Tage geschworen, daß Rebekka, so lange sie in meinem Hause bleibt, bewacht werden soll wie eine Gefangene; und

ich begreife jetzt, warum die Väter, als wir daheim waren noch in unserem Lande, warum sie die Weiber nicht unbewacht gelassen und warum sie sie behüteten, als wärs ein Schatz oder auch eine Sünde, die man verbirgt! Ich begreife es jetzt, und was ich geschworen, halte ich. Bewacht wird Rebekka auf jedem Schritt und Tritt, so lange sie in meinem Hause ist, und eine Gefangene bleibt sie in ihrem Gemach. Doch um Dir zu zeigen, Sohn, wie sehr ich Dir vertraue und wie gern ich Dir gefällig bin, so mag es sein, Du kannst morgen mit Rebekka einen Spaziergang machen! Doch nicht zu lange dürft Ihr ausbleiben, ich gebe Euch zwei Stunden Zeit! Nicht länger! Und sage der Rebekka, daß ich es nicht um ihretwillen thue, sondern Dir zu Liebe."

„Vergebung, Vater," sagte der junge Mann sanft, „ich sage ihr's nicht. Es wird sie freuen, wenn sie denkt, Du thätest es ihr zu Liebe, und wenn sie meint, Du fingst wieder an, von Deinem schlimmen Argwohn abzulassen und Deiner Tochter zu vertrauen. Doch nun gute Nacht! Ich kehre in meine Herberge zurück."

Er grüßte den Alten ehrfurchtsvoll, als wärs sein eigener Vater, und ging hinaus. Draußen auf den Flur stand Lea, und er sagte ihr, sie möchte der Herrin melden, daß er morgen in der Frühe komme, einen Spaziergang mit ihr zu machen, sie möchte sich bereit halten mit ihm zu gehen, der Vater habe es erlaubt. — —

Genau um die Stunde, wie er gesagt, kam Thomas am andern Morgen zurück in das Haus. Der alte Israel trat ihm auf der Hausflur entgegen, und hieß ihn willkommen so früh im Hause, und meldete ihm, daß Rebekka heute morgen schon zu ihm gekommen sei mit der Lea und ihm gedankt habe für die Freude, welche er ihr bereitet, und daß er ihr gesagt habe, nach zwei Stunden müßte sie heimgekehrt sein.

„Nun geh hinauf, mein Sohn, und hole Dir die Braut ab. Geht, zeigt Euch den Leuten, die Nachbarn werden zufrieden sein, endlich das junge Brautpaar zu sehen, nach dem sie oft schon ausgeschaut haben. Ich sag Euch, geht langsam die große Straße hinunter, daß ihrer Neugierde endlich Genüge geschieht und sie

Euch anschauen können, und dann geht in den Park, wie's Rebekka wünscht. Ich gehe indessen in den Tempel zur Morgenandacht, und von dorten gehe ich den Geschäften nach! Doch merkt Euch dies, in zwei Stunden bin ich zurück, und ich bestehe darauf, daß auch Ihr dann zurückkommt."

„Gewiß werden wir das. Werden durch Pünktlichkeit Euch danken, Vater, für die Freiheit, die Ihr endlich meiner lieben Rebekka gestattet habt."

„Gehe hinauf und grüße sie von mir," sagte der Alte, dem jungen Manne zunickend, der jetzt eilends die Treppe hinaufschritt.

Der Alte schaute ihm nach, bis er über die Thür des obern Wohngemaches verschwunden war, dann nickte er leise. „Und jetzt auf meinen Posten! Ich werde auch dabei sein, werde sehen, wohin sie um zehn Uhr geht und warum dieß geschieht."

Er knirschte leise mit den Zähnen, preßte zornig die Lippen auf einander und nahm seinen Hut. Auf seinen Stock gestützt verließ er das Haus, ging die Straße hinunter bis zu dem alten Rathhause, und da, hinter dem vorspringenden Pfeiler sich bergend, blieb er stehen und wartete. Er lugte hinter dem Gestein hervor die Straße hinunter.

„Da, da kommen sie! Welch ein schönes, junges Paar! Er so schlank und hoch gewachsen, so edel, mit dem sanften, lieben Angesicht, und sie! — Gar prächtig sieht die Tochter aus in dem reichen Gewande, das sie heute angelegt. Sie hat sich sehr geputzt, die Tochter! Sicherlich will sie gefallen! Doch nicht dem Bräutigam, der an ihrer Seite geht, nein nicht ihm. Er weiß es nicht, der Arme, daß sie ihn betrügt, er weiß es nicht, daß er sie selbst zum Rendez-vous begleitet. Es ist abscheulich, fürchterlich ists! Doch furchtbar auch soll ihre Strafe sein. Ja, auf der That will ich sie ertappen, ja auf der That."

Sie gehen auf der andern Seite der Straße vorüber und sehen die stechenden Augen, welche ihnen folgen, nicht. Sie sehen nur die lächelnden Blicke der Leute, welche aus jedem Hause auf sie

gerichtet sind, und nicken hierhin und dorthin den Bekannten der Rebekka zu, die an die Thür getreten sind und die junge Braut begrüßen und ihr Segenswünsche zurufen.

„Ja Segenswünsche," rief der Alte, „sie werden ihr nicht frommen! Sie betrügt ihn, sie geht an seiner Seite hin lächelnd und betrügt ihn doch."

Er war hinter dem Pfeiler hervorgetreten und ging nun langsam und vorsichtig in einiger Entfernung hinter ihnen.

Jetzt traten sie hervor aus der einsamen Straße, welche die Judenstadt von der Christenstadt abschließt. Er folgt ihnen rascher, er könnte sie sonst aus dem Gesichte verlieren. Sie sind noch so jung, ihr Schritt eilt so elastisch, so tanzend über das Pflaster hin, und ihm wird es so schwer, denn nicht bloß das Alter, auch der Kummer dieser Stunde lastet auf ihm und macht ihm die Füße schwer. Doch jetzt hat auch er das Thor überschritten. Da, da geht das junge Paar, leichtfüßig und schwebend. Doch halt, sie bleiben stehen, sie winken einem Fiaker, der eben herbeigefahren kommt. „Ach Gott meiner Väter, wenn sie den Wagen besteigen, wie soll ich dann erfahren, wohin sie sich wenden? Ich werde auch einen Fiaker suchen, einen Fiaker, um ihnen zu folgen, rasch, rasch!" Er eilt vorwärts und schaut suchend sich um, doch nirgends ist ein Gefährt zu sehen. Er sieht, wie sie jetzt Beide in den Wagen steigen, und vorwärts gehts, vorwärts über die Moldaubrücke dahin. „Ach mein Gott, ich kann ihnen nicht folgen. Meine alten Füße tragen mich nicht, sind keine Flügel, die den lebensmatten Greis vorwärts bringen!"

Da rollt ein Wagen irgend eines vornehmen Herrn daher. „Er ist leer, vielleicht wenn ich ihm ein Goldstück biete, übernimmt er es, den alten Juden vorwärts zu bringen; um Geld thun auch die Christen alles."

Er ruft ihn an. Er bietet dem Kutscher, der stolz zu ihm niederblickt, einen Dukaten, und da er stolz das Haupt schüttelt, bietet er ihm zwei, drei Ducaten.

Drei Ducaten! Das ist selbst für den Kutscher eines vornehmen Grafen eine angenehme Zugabe. „So steigt denn ein, aber drückt Euch zurück in den Wagen, damit Euch Niemand sieht. Wohin solls gehen?“

„Dem Wagen nach, den Ihr dort hinten seht! Dem folgt, so rasch Ihr könnt.“

Jetzt gehts im vollen Jagen über die Brücke hin nach der andern Seite der Stadt. Der Alte schaut, in die Ecke gedrückt, aus dem Wagen hervor und starrt immer dem andern Wagen nach, der weit in der Ferne, doch immer noch sichtbar ist.

Jetzt auf einmal stellt sich ihm ein Hinderniß entgegen, ein Pferd mit einem Reiter ist in der engen Straße gestürzt. Man muß innehalten, man muß warten, und der andere Wagen — ist verschwunden.

„O Gott meiner Väter, soll ich sie zum zweiten Mal aus dem Gesicht verlieren?“

Das junge Paar hatte indessen schweigend neben einander gesessen. Rebekka hatte Thomas, als sie den leeren Wagen daher kommen sah, gebeten, denselben zu besteigen, denn sie hörte, wie vom Glockenthurm ein Viertel jener festgesetzten Stunde anschlug. Eilt sie nicht, so kommt sie zu spät, und er würde ihr ob ihrer Langsamkeit zürnen; darum hatte sie Thomas gebeten zu fahren. Und gern bereit, in allen Diensten ihr zu folgen, hatte er ihren Wunsch erfüllt. So setzten sich Beide in den Wagen, sie in ihrem Herzen ringend, ob sie ihm alles sagen und vertrauen solle — er sie mit schmerzlichem Blick anschauend, erwartend daß sie ihm alles vertraue.

Sie hat dem Kutscher gesagt, wohin er zu fahren hat. Jetzt auf einmal hält der Wagen, hält vor dem hübschen, stattlichen Hause an, in welchem die Freundin wohnt. Nun wendet sich Rebekka zu Thomas und schaut ihn mit einem schmerzlich fragenden Blick an. „Ich bitte Dich, Thomas, vollende das Werk

Deiner Güte! Gehe nicht mit mir, laß mich allein eintreten zu der Freundin! Wenn Du willst, so geh' in den Park und komme nach einer Stunde zurück, mich abzuholen. Frage nur hier nach Veilchen Lewi, bei ihr wirst Du mich finden."

„Wohl, auch dies noch," erwiederte Thomas traurig. „Ich habe es mir zum Gesetz gemacht an jenem ersten Tage, da ich Dich in solchen Schmerzen sah, ich wollte Dir dienen und willig sein in allem, um, wenn es sein könnte, das Unglück von Deinem Haupte abzuwehren! Ich will mein Werk vollenden! Es sei denn, ich erwarte Dich und komme hierher zurück in einer Stunde, doch nicht später. Sage mir, Rebekka, schwöre mir beim Geiste Deiner Mutter, daß ich Dich finde."

„Ich schwöre es Dir beim Geiste meiner Mutter, Du sollst mich finden. Lebewohl!" flüsterte Rebekka. Sie ließ sich von ihm aus dem Wagen heben und sprang in das Haus hinein.

Er drückte rasch dem Kutscher ein Geldstück in die Hand, und wie der Wagen fortfuhr, schaute er sich um auf der Straße, zu sehen, wohin er sich wenden soll. „Wohin?" sagte er leise zu sich, „es ist ganz gleich! Am besten ist's, ich gehe den Weg zurück, den wir gekommen, dann weiß ich, daß ich in einer Stunde sicher wieder hierher finde!" Langsam schritt er die Straße wieder hinunter.

Rebekka war indessen hastig die Treppe hinaufgestürzt, hastig eingetreten zu der Freundin, die sie erwartete, sie schlang ihre Arme fest um ihren Nacken und küßte sie zärtlich Veilchen Lewi jauchzte auf vor Freude. „Bist Du endlich wieder da und läßt Dich endlich sehen, treuloses Mädchen?"

„O schilt mich nicht, schilt mich nicht treulos. Glaube mir, ich war allzu treu. Ich durfte nicht kommen, der Vater ist zornig und hat wohl Grund so zu sein! Doch alles das sage ich Dir ein ander Mal, und jetzt nur dies: Ist er da?"

„Ich glaube wohl, er ist da," nickte Veilchen. „Ich hörte das Zeichen, sicherlich ist er da."

Rebekka küßt die Freundin zärtlich und verläßt sie dann, fliegt hin durch die bekannten Räume. Die Thür zu dem Nebengemach ist schon geöffnet von dieser Seite her, Veilchen hat alles vorbereitet. Nun klopft sie leise. Hastig wird darin auch die zweite Thür geöffnet, und ein Paar kräftige Arme schlingen sich um Rebekka's Gestalt und ziehen sie empor, zwei glühende Lippen pressen sich auf die ihren, und vergessen ist alles Leid und alle Qual, vergessen acht Tage der Schmerzen und der Verzweiflung.

„Du bist da, ich habe Dich wieder, Leo."

„Und ich schaue Dich endlich wieder, meine Rebekka. O Treulose, o Vergeßliche, wars denn möglich, konnte es sein, daß Du mich so lange verließest?"

„Warst Du es nicht, Leo, der mich verlassen hat? Warst Du nicht fern?"

„Und wäre ich hier gewesen, wärest Du gekommen? Sage, Rebekka. Ich war jetzt hier um die bestimmte Stunde, doch ich suchte Dich vergebens."

Sie plaudern und lachen und schauen sich an mit zärtlichen Blicken, und haben sich so viel zu sagen und schweigen doch, weil das Herz gar so voll ist, voll Liebe und Entzücken. Schwüre ewiger Treue werden ausgewechselt, und Gelübde ewiger Zärtlichkeit stammeln die bebenden Lippen.

Er fragte sie, die geliebte Gestalt fest an sich gepreßt, fragte sie nach all dem, was sich begeben, und mit hastigen Worten nur, Andern kaum verständlich, ihm sehr verständlich, erzählte sie, was sich begeben.

Leo fragt sie, ob ihr eigensinnig Herz immer noch nicht einwilligen kann, ob sie immer noch ihm nicht folgen will für alle Zeiten.

Rebekka schüttelt hastig ihr Haupt. „Es kann nicht sein, Leo, es kann nicht sein! Ich liebe Dich, ach so zärtlich, so inbrünstig und so selig, Du weißt es wohl, was thäte ich nicht aus

Liebe zu Dir. Du weißt, wie ganz ich Dir ergeben bin, doch folgen für immer, meinen Vater verlassen — nein, Leo, das darf nicht sein, das kann ich nicht! Es würde ihm das Herz brechen, er würde mir fluchen, wie er meiner armen Schwester geflucht hat, und, siehst Du, sie ist stark, sie wirds ertragen, ich nicht, mich würde es tödten; und dann, was solls auch sein, nie kann ich Dein anerkanntes Weib sein, nie kann ich Deinen Namen tragen, nie darfst Du vor der Welt Dich zu Deiner Liebe bekennen."

„Ich thät's, Rebekka, ich thät's, wenn Du das Eine mir verwilligst, wenn Du für mich, für Deine Liebe, Deinen Glauben hingeben willst! Oh, werde eine Christin, Rebekka, schwöre den Glauben Deiner Väter ab, und ich gelobe Dir bei meinem Ritterwort, der Christin biete ich meine Hand zum Ehebund."

„Damit sie Dich verlachen und verhöhnen, damit sie mit Fingern auf mich weisen: „„Seht die treulose Tochter ihres Volkes, verkauft hat sie sich für Namen und für Titel!"" damit sie mich verhöhnen und mir den Rücken weisen, wenn sie mich betrachten sollten als ihres Gleichen. Nein, Leo, schon um dessentwillen thäte ich es nicht! Auch noch um eines andern willen: nie wird Rebekka den Glauben ihrer Väter verlassen. Dies habe ich geschworen und mit mir hat es Sara gethan in jener Nacht, bevor sie uns verließ. Da haben wir die Hände in einander gelegt und zu Gott und zu dem Geist meiner Mutter geschworen, treu wollen wir bleiben dem Glauben unserer Väter und müßten wir in Feuer oder Wasser oder auf dem Schaffot das Leben büßen. Wir dürfen nicht dem Glauben ungetreu werden, wir dürfen und wir könnens nicht."

„Das heißt," rief Leo, „Du liebst mich nicht oder Deine Liebe ist vergänglich wie der Wind und die Welle, und alle Deine Schwüre sind nur eitel."

„Fest sind sie, Leo, fest und treu gemeint," sagte sie. „Denke nicht an die Zukunft, laß der süßen Stunde uns genießen, das Unglück kommt von selbst, das Glück muß man mit heiliger

Andacht fest halten, damit es nicht entschwebt, indem wir es kaum besitzen."

„Laß uns der süßen Stunde genießen," erwiederte er zärtlich, indem er sie inniger an sich zog. „Recht hast Du, Rebekka. Was frage ich nach dem Morgen, nach dem Uebermorgen, das mir leicht schon den Tod bringen kann! Es kommt zur Schlacht, und heute schon muß ich wieder fort, hinaus zu der Armee. Darum wollte ich Dich noch einmal sehen, Rebekka, wollte Abschied von Dir nehmen, Abschied vielleicht auf lange Zeit."

V.

Die Ueberraschung.

Hinabgesunken war für sie die Welt, keine Vergangenheit gab es mehr und keine Zukunft, nur Gegenwart, glückselige, himmlische Gegenwart! Was fragen die, welche lieben, nach der künftigen Stunde, was kümmert es sie, daß der Horizont sich mit Wolken bezieht und das drohende Ungewitter naht? Ueber ihnen leuchtet die Sonne, denn sie sehen sie Einer in des Andern Blicken; und wenn der Donner auch ferne rollt, sie hören ihn nicht, hören nur das süße Geflüster in ihrem Innern, das ihnen die göttliche Offenbarung ihres Herzens kund giebt.

Sie wußten nichts von der Welt da draußen, Rebekka und ihr Geliebter, denn ihre Welt war Einer in des Andern Armen! Sie dachten nichts als sich, und recht ein Glück war's, daß es draußen in der Welt Jemand gab, der für sie dachte, für sie hörte und sah. Vielleicht kann er das Unheil noch aufhalten, und wenn das Unheil naht, wird die Hand des treuen Freundes es zurück-

halten oder es auf sein eigen Haupt wälzen. In dem Reiche der Träume und Phantasie lebt die Liebe, in der Wirklichkeit und Wahrheit aber lebt die Freundschaft, und das Auge des Freundes ist offen. Thomas sieht den Wagen, der da herankommt jagenden Laufes, er erkennt den Mann, welcher in demselben mit bleichem Angesicht kauert und mit zornigem Blick hinsieht nach dem Hause, vor welchem er steht. Das ist der alte Israel Katz. Er kommt wie das Unheil daher, er kommt mit Flammen des Zornes in den Augen und Wolken der Vernichtung auf der Stirn. Der Wagen hält vor dem Hause und der Alte steigt aus, er hat von ferne mit sicherem Auge gesehen, daß der Wagen, in welchem die Beiden gefahren, vor dem Hause von Veilchen Lewi gehalten hat. Rebekka war zu der Freundin gegangen, dort wird er sie finden.

„Komm Thomas! Ueberraschen wollen wir sie, um sie zu strafen und zur Rechenschaft zu ziehen!“

Thomas begreift Alles. Er weiß, daß Rebekka verrathen ist von Lea, er weiß, daß der Vater kommt, sie zu strafen, doch verbirgt er seine Angst unter dem freundlichen Lächeln, mit welchem er ihm entgegentritt, indem er ihn mit staunendem Ausdruck fragt, was ihn in dieser Stunde hierherführt.

„Dasselbe, was Dich hierherführt, Tochtermann! Wir warten Beide auf Rebekka, die drinnen in der Stube bei der Freundin ist!“

„Ja, so ist's,“ erwiederte Thomas ruhig. „Ich wollte die Unterredung der Freundinnen nicht stören und schlug vor, einen Spaziergang zu machen eine Stunde lang, um dann Rebekka abzuholen!“

„Schlugst es vor?“ fragte der Alte höhnisch. „Schön war's und edel, daß Du gerade um die zehnte Stunde einen Spaziergang machtest! Ich aber schlage vor, daß wir doch selber eintreten in das Haus, um unsere liebe Tochter abzuholen. Komm!“ Und er klopfte so heftig an die Thür, daß der Diener ganz erschrocken herbeieilte um zu öffnen.

Israel, ohne zu fragen, ob die Herrin zu Hause sei, faßte

Thomas beim Arm und schritt an dem Diener vorüber die Treppe hinauf.

„Wär's nicht gut, Herr Vater, daß wir uns der Herrin von dem Diener melden ließen?" fragte Thomas.

„Wozu?" erwiederte der Alte. „Weiß Bescheid im Hause, bin oftmals hier gewesen, wenn Rebekka bei der Freundin saß, und fürchtete niemals zu stören! Komm, dort hinter jener Thür ist das Wohnzimmer von Veilchen Lewi, dort werden wir sie Beide finden!"

Er schritt hastig weiter und öffnete die Thür des Wohnzimmers, aus welchem jetzt ein Schrei des Schreckens ertönte. Die junge Frau, welche, mit einer Handarbeit beschäftigt, am Fenster gesessen, sprang schnell auf und ging den Eintretenden entgegen.

„Herr Israel Katz!" sagte sie.

„Ja, ich und mein Schwiegersohn!" erwiederte er schnell, „Du kennst ihn ja, Veilchen Lewi, er war ja kurz zuvor bei Dir. Wo ist Rebekka? Ich sehe Rebekka nicht!"

„Sie ist in diesem Augenblick hinausgegangen zu meinem Kleinen in das Kinderzimmer!" sagte die junge Frau verlegen.

„Zu Deinem Kleinen in das Kinderzimmer?" sagte der Alte. „Ah, wir wollen doch auch dahin gehen, bin auch begierig, Deinen Kleinen zu sehen, Veilchen! Wundere mich, daß die zärtliche Mutter nicht mit ihm ging! Komm, wir gehen in's Kinderzimmer!" fuhr er mit barscher Stimme fort, „führe mich dahin, Veilchen Lewi!"

„Ach, Herr Israel Katz," sagte die junge Frau schüchtern, „es ist noch nicht Ordnung gemacht am frühen Morgen. Wußte nicht, daß Ihr kommt, und dann — das Kinderzimmer ist zugleich mein Schlafgemach!

„Ah, versteh, es darf nicht von Männern betreten werden," sagte der Alte. „Doch mein ich, Du machst eine Ausnahme mit mir, Veilchen! Kenne Dich, so lang Du lebst, war der genaueste Freund Deines Vaters, machst eine Ausnahme mit mir. Führe mich in

das Kinderzimmer, und den jungen Mann hier, den lassen wir zurück."

„Nun wohl, so kommt Israel Katz," sagte die junge Frau, sich verneigend, indem sie den Arm des Alten nahm. Aber während sie's that, wandte sie sich hastig um zu Thomas, und mit dem Ausdruck des Flehens und der Angst deutete sie, daß der Alte es nicht sehen konnte, nach der Thür hin, welche sich an der andern Seite des Gemaches befand. Thomas verstand diese Bewegung. Dort war Rebekka, er sollte sie warnen. An der Thür wandte die junge Frau sich noch einmal um, ihn mit flehendem Ausdruck anschauend.

Nun ging sie mit dem Alten hinaus. Kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, als Thomas aus der Thür, welche sie ihm angedeutet, stürzte, und in das folgende Zimmer eintrat. Niemand war hier zu sehen, doch hörte er Gemurmel von Stimmen hinter der halbgeschlossenen Thür, die von hier in ein anderes Zimmer führte und gar seltsam anzuschauen war. Ein großer Spiegel war's, der in die Wand eingelassen war, und dahinter vernahm man das Geräusch von Stimmen und zugleich im dritten Zimmer die zürnende Stimme des Alten.

„Wo ist Rebekka? Du hast mich getäuscht, Veilchen Lewi, sie ist nicht im Kinderzimmer."

Mit hastigem Griff öffnete jetzt Thomas die Thür hinter dem Spiegel. „Wer wagt es?" rief eine drohende Männerstimme.

„Um Gotteswillen still, verbergt Euch, so rasch Ihr könnt!" rief Thomas.

Rebekka schnell alles begreifend, drängte den jungen Mann aus der Thür hinaus in das Boudoir, welches sich neben dem Salon befand. Er wollte sprechen, wollte um Auskunft fragen, sie aber drückte ihm mit der Hand die Lippen zu. „Schweig, mein Vater naht!" Nun schloß sie die Thür, und bleich und athemlos lehnte sie an derselben.

„Muth! Muth!“ murmelte Thomas. „Nimm Dich zusammen hörst Du den Vater? Muth! Sprich schnell, wem gehört das Haus?“

„Mir — ihm!“ sagte sie, athemlos nach Fassung ringend. „O mein Gott, könnt ich nur sterben in diesem Augenblick!“

„Wo ist Rebekka?“ tönte es hinter der Thür, und nun ward sie schnell aufgerissen, und das zornflammende Angesicht des Alten erschien in derselben, und hinter ihm sah man die junge Frau, welche ungesehen von demselben die Hände erhob und Zeichen der Angst und des Flehens machte.

„Fassung! Fassung!“ murmelte Thomas, und trat dann mit lächelnder Miene dem Alten entgegen, und mit vollkommener Ruhe sagte er: „Nun also, Vater, ist's nicht mehr möglich, Dir das Geheimniß zu verbergen!“

Der Alte schaute ihn groß an. „Das Geheimniß von der, die da bleich und zitternd hinter Dir steht? Nein, es ist nicht mehr möglich, es zu verbergen, und zur Rechenschaft will ich sie ziehen!“

„Bleich und zitternd findet Ihr Rebekka?“ fragte Thomas. „Nun, eben hat sie gar fröhlich gelacht! Und ich meine, sie hat auch Grund dazu! Schaut Euch nur um in dem Gemach! Wie findet Ihr's, und meint Ihr, daß es sich für eine junge Frau eignet?“

„Der Alte schaute ihn mit einem mißtrauischen Blick an. „Was soll das? Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst!“

Doch Rebekka mit dem weitschauenden Blick, der dem Menschen im Moment der Gefahr eigen ist, verstand ihn wohl. „Ah Vater,“ sagte sie, ihre Stimme zwingend nicht zu zittern, und die Lippen, nicht zu beben. „Ach Vater, ein gar zuvorkommender Freund ist mein Verlobter, und eine himmlische Ueberraschung hat er uns heute bereitet! Schau Dich nur um, Vater, schön ist's hier in dem Hause. Und wer hat Alles so prächtig eingerichtet und arrangirt, und mir heute damit eine so prächtige Ueberraschung bereitet?“

„Ja!“ rief Veilchen Lewi, die in rechter Frauenart die List schnell begriffen hatte und gerne darauf einging. „Ja, wer hat das Alles vollbracht? Es war Herr Thomas Vonseka!“

„Nicht ich allein,“ sagte Thomas lächelnd. „Ich muß gestehen, ohne Euch, Frau Veilchen Lewi, würd' ich's wohl nimmer zurecht gebracht haben!“

Der Alte hatte Einen nach dem Andern mit staunenden, fragenden Blicken angesehen. „Wollt Ihr aus mir einen Narren und Wahnwitzigen machen, oder seid Ihr Narren und Wahnwitzige?“ rief er zornig. „Erklärt mir jetzt das Gerede! Was will das sagen?“

„Das will sagen,“ erwiederte Veilchen Lewi, sich tief vor ihm verneigend, „daß meine Nachbarin Frau Gräfin Vonseka sein wird! Und das ist auch eine hübsche Ueberraschung, daß man eine Thür zwischen unseren beiden Häusern ausbrechen ließ! Seit mein Gatte vor wenig Monden so plötzlich und nach so kurzer Ehe gestorben, habe ich mich immer so einsam gefühlt, und hätt's noch mehr und schmerzlicher empfunden, wenn meine liebe Rebekka mich nicht so oft besucht hätte! Welch eine zarte Ueberraschung nun, daß Herr Graf Vonseka dies Haus gekauft und eine Thür zu dem meinem ausbrechen ließ und so eine Verbindung zwischen denselben herstellte! So kann ich jeder Zeit hoffen, daß meine Rebekka zu mir kommen und mir Gesellschaft leisten wird!“

„Du also kaufteſt das Haus?“ fragte der Alte grollend.

„Ja, Vater. Du weißt, gleich den ersten Tag sagte ich Dir, daß ich mich hier niederlassen und ein Haus kaufen möchte. Ich wollte Dich nicht damit beschweren, denn Dein Herz war voll Trauer und wenig geeignet zu dergleichen geschäftlichen Dingen. So forschte und fragte ich selber und kam hierher und fand an der Thür dieses Hauses bezeichnet, daß es zu verkaufen sei.“

„Ja,“ ergänzte Veilchen Lewi, „und auf dem Zettel stand geschrieben, daß die Auskunft darüber bei mir zu erfragen ist. So kam's denn, daß, bevor Ihr etwas davon wußtet, ich den jungen Bräutigam kennen lernte. Er sagte mir seinen Namen, und so

war's natürlich, daß es zu Erklärungen kam. So kam's, daß ich ihm, als er das Haus gekauft, habe geholfen die Einrichtungen zu machen und seiner jungen Braut die künftige Heimath zu bereiten!"

„Gut, sehr gut," murmelte der Alte gedankenvoll. „Eine Ueberraschung also war's?"

„Ja Vater," sagte Rebekka. „Eine herrliche, eine prächtige Ueberraschung! So schön ist Alles eingerichtet, wie's sich gar nicht ziemlich für mich scheint!"

„Gut, sehr gut!" wiederholte der Alte. „Doch möchte ich wissen, weshalb die Braut sich nicht mit ihrem Bräutigam zusammen des herrlichen Besitzthums freut, sondern allein in demselben weilt, während er auf der Straße wartete, und die Freundin sich im Wohngemache allein befand?"

„Das will ich Euch sagen!" rief Rebekka. „Ich bat, man möchte mich allein lassen! Ich dachte an die Vergangenheit und an die, welche ich nicht mehr nennen darf, und die Erinnerung überkam mich mit allem Leid, da bat ich, man möchte mich allein lassen!"

„Das batest Du?" fragte Israel, gedankenvoll das Haupt wiegend. „Eine seltsame Grille! Und weil man Dich allein lassen sollte, ging Thomas auf die Straße?"

„Nicht deshalb," erwiederte dieser ruhig. „Ich sah aus dem Fenster, um der Luft mich zu freuen, da sah ich Euch in dem Wagen heranrollen. Ich wunderte mich und meinte, es müßte sich etwas Ungewöhnliches begeben haben, und so eilte ich Euch entgegen, und Ihr wißt, daß Ihr mich nicht weit von dem Hause fandet!"

„Ich weiß nur, daß Ihr mich Alle täuscht und hintergeht!" rief er zornig. „Ja, das erkenne ich klar, und jetzt will ich Euch ein Zeichen geben! Wenn's sich so verhält, wie Ihr sagt, Herr Thomas Vonseka, wie kam's denn, daß Ihr meiner Tochter mußtet Nachricht geben auf so ungewöhnliche Weise?"

Thomas schrack zusammen und schaute den Alten fragend an. „Ja, Nachricht auf so ungewöhnliche Weise," wiederholte dieser. „Sprecht doch, was hat's zu thun mit jenem Briefchen?"

„Das war in der That eine allerliebste Ueberraschung!" rief Rebekka hastig. „Ganz und gar wollte er mich täuschen, und ich gestehe, es ist ihm wohl gelungen! Ich überlegte, was es nur mit jenem Briefchen zu sagen hat, und quälte mich damit die ganze Nacht hindurch! O, es war eine allerliebste Ueberraschung, und nicht genug kann ich's Dir danken, mein Thomas! Es ist mir, als müßte ich immer und immer wiederholen: Ich danke Dir für alle Liebe und Güte, welche Du an jedem Tage mir auf's Neue erzeigst! Dies aber ist doch die lieblichste aller Ueberraschungen!"

Indem sie so sprach, trat sie dicht heran zu Thomas und reichte ihm ihre beiden Hände dar. Er fühlte wohl, daß sie mit ihrem Händedruck ihm ein Stück Papier in die Hand schob, und er hielt's fest in seiner Hand und schob's, ohne daß es der Alte sah, in seine Brusttasche.

„Nun, Herr Thomas," sagte der Alte, „Ihr seid jetzt so still und verlegen geworden! Ich bitte Euch, setzt doch Eure allerliebste Ueberraschung fort, und überrascht mich, indem Ihr mir sagt, welche Worte in jenem Briefchen geschrieben standen?"

„Ihr wollt es wissen?" fragte Thomas ruhig. „Doch gestehe ich Euch, daß ich die Worte nicht mehr genau weiß! Wenn Ihr's aber durchaus begehrt, so will ich sie Euch gern wiederholen!" Mit ganz ruhiger Miene holte er das Papier aus der Tasche hervor und las: „„Morgen früh um zehn Uhr, es muß sein!"" Das stand auf dem Papier! Nicht wahr, seltsam und geheimnißvoll lautete die Botschaft, und mir ist's gelungen, Rebekka ganz damit zu täuschen!"

„Ja, ganz damit zu täuschen!" rief Veilchen Lewi. „Nicht im mindesten ahnte Rebekka, was es zu bedeuten habe, sie reichte mir erstaunt das Briefchen dar und sagte: Wer mag das geschrieben haben?"

„Täuschung, Lüge und Betrug ist Alles!“ schrie der Alte zornig. „Ich sehe es wohl, Ihr drei wollt mich täuschen! Ich kann jetzt nicht schauen durch den Vorhang, den Ihr vor die Wahrheit gezogen, und gut mag's sein, daß ich's nicht kann! Doch wisset, belügen könnt Ihr mich, aber nicht betrügen! Ich weiß, daß Schlimmes sich begeben hat, und wehe Euch, wenn ich's entdecke! Für diesmal habt Ihr mir die Hände gebunden und das Wort des Zornes auf meinen Lippen ersterben lassen mit Euren Listen! Doch wehe Euch, wenn ich die Wahrheit entdecke, und wehe Dir, Rebekka, wenn diese Wahrheit Dir zur Schande gereicht! Dir aber, Thomas Bonseka, sage ich, schaue Dir das Weib erst noch einmal an, ehe Du Dich ihr vermählst, schaue diese Tochter Evas an, die von der Schlange gelernt hat. Wäre ich der Mann, der sie freien sollt, beim Gott meiner Väter schwöre ich, in dieser Stunde trät ich zurück, denn Lug steht auf ihrer Stirn geschrieben! Wehe mir, daß ich als Vater das von meiner Tochter sagen muß!“

„Vater!“ rief Rebekka, flehend die Arme zu ihm ausstreckend. „Du beschuldigst Dein eigen Kind!“

„Ich beschuldige die Tochter Saras!“

„Ihr klaget an, ohne daß Ihr irgend eine Schuld beweisen könnt!“ sagte Thomas ruhig. „Ihr beschuldigt uns Alle des Luges und Betruges, doch überführen könnt Ihr uns dessen nicht! Ich meine, Herr Israel Katz, es wäre besser, man beschuldigt nicht, ehe man auch Beweise dafür hat!“

„Weise gesprochen, Herr Thomas Bonseka! Ja, weise seid Ihr und edel! Ihr bedeckt mit dem Mantel der Liebe, was die Braut, wie ich sehr fürchten muß, verschuldet hat! Ich danke Dir, Thomas, Du hast die schlimme Stunde von dem Haupte meines Kindes vorübergeführt, und das Gewitter hat heute sich noch nicht entladen, doch hütet Euch Alle vor der schlimmen Stunde, da der Blitz herniederfährt, der Blitz der Gerechtigkeit! Rebekka, komm jetzt, wir gehen heim! Doch nein,“ fuhr er fort, und seine Augen leuchteten höher auf. „Laßt uns das Haus erst noch betrach-

ten! Es ist doch mehr vorhanden als nur dies eine Gemach? Nun wie viel Zimmer habt Ihr denn noch für Eure junge Gemahlin ausstatten lassen?" fragte der Alte.

„Nun, Ihr schweigt, Herr Thomas Vonseka! Habt Ihr denn nicht nachgezählt, daß außer diesem hier noch zwei Zimmer prächtig eingerichtet und ganz fertig sind?" rief Veilchen Lewi lächelnd.

„Ja, zwei Zimmer," wiederholte Thomas. „Das Schlafgemach für meine Gemahlin — —"

„Und Euer eigen Schlafzimmer!" ergänzte Veilchen Lewi. „Kommt, Herr Israel Katz, wir wollen uns Alles anschauen, und ich hoffe, Ihr werdet mit meinem Geschmack zufrieden sein! Ja, ich selber habe Alles arrangirt und ausgewählt, und Ihr müßt mir schon den Gefallen thun, Euch Alles recht genau anzusehen, das feine Linnenzeug, das in den Schränken liegt, das prächtige Porzellangeschirr und das Silberzeug! Ja, laßt uns Alles betrachten, indeß das junge Liebespaar hier im Saale zurückbleibt. Ihr wißt wohl, Herr Israel Katz, man darf Liebesleute nicht stören, sie haben sich stets so viel zu sagen, so viel mitzutheilen!" Und ehe er noch antworten konnte, hatte sie ihn schon am Arm gefaßt und nach der Thür hingezogen, die in das Nebengemach führte. Er sträubte sich wohl, aber Veilchen Lewi zog ihn mit süßem Geschmeichel mit sich fort. „Ihr sollt Alles sehen, ich muß wissen, ob Ihr mit Eurer Schloßverwalterin zufrieden seid! Laßt die jungen Leute nur allein, laßt die Täubchen sich schnäbeln, habt's gewiß auch so gemacht in alten Zeiten, Herr Israel Katz!" Unter solchem Geplauder zog sie ihn mit sich fort, und nun standen sich die Beiden allein gegenüber, und fest und ernst waren ihre Mienen geworden, und flehend hob jetzt Rebekka die Hand zu ihm empor. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, vollende Dein Werk! Dort in jenem Zimmer ist er, und keinen Ausweg hat dasselbe als diesen hier! Durch dieses Zimmer muß er entfliehen!"

„Wohl, so gehe in das Zimmer zu Deinem Vater und überlaß mir alles Andere!" sagte Thomas mit bebenden Lippen.

Rebekka that, was er gesagt, eilte durch das Zimmer nach jenem, wo Veilchen Lewi eben beschäftigt war, dem Alten, der an ihrer Hand immer noch grollend neben ihr stand, die Herrlichkeiten zu zeigen, die in dem Schrank verborgen lagen, den sie eben aufschloß. Rebekka faßte sich zusammen und schien sich alles dessen, was Veilchen aus dem Schranke hervorholte, zu freuen.

Thomas indessen war in das Boudoir eingetreten. Schweigend, finstern Blickes schaute er hin auf Jenen, welcher jetzt, die Hände über der Brust gekreuzt, das Haupt hoch erhoben, ihm entgegentrat. „Ihr seid der Graf Vonseka, der sich der Verlobte Rebekkas nennt?"

„Still, Herr! Es ist jetzt nicht Zeit zu solchen Tingen! Nicht um Euch, auch nicht um mich bin ich hierhergekommen, es handelt sich jetzt um das Heil derjenigen, die uns Beiden theuer ist! Wir treffen uns wohl ein ander Mal. Jetzt gilt es den Fluch des Vaters von seinem Kinde, es gilt, vielleicht von Rebekkas Haupt die Schuld des Vatermordes abzuwenden! Dies bedenkt und folgt mir."

„Wohin?"

„Zur Rettung, Herr! Zur Rettung, wenn nicht für Euch, doch für Rebekka! Kommt!" Er schaute vorsichtig in das Zimmer, und sah, daß die Thür noch immer geschlossen war. „Kennt Ihr den Weg?" fragte er, indem er sich hinter die Thür stellte.

Der Andere nickte. „Ja, ich kenne den Weg durch Veilchen Lewis Haus."

„Wohl, so geht! Ich sage nicht: Gott segne Euch! ich sage nur: Gott schütze Rebekka!"

„Und ich, ich sage, wir treffen uns ein ander Mal, und ich werde Euch fragen, mit welchem Recht Ihr meine Rebekka zum Weibe begehrt!" sagte Graf Thurn, mit drohendem Blick den jungen Mann anschauend.

Dieser nickte nur mit einem spöttischen Lächeln. „Fort, Graf, fort! Es ist die höchste Zeit!"

Der Graf eilte auf den Zehen durch den Salon, und nun auf dem wohlbekannten Wege hinaus aus dem Hause.

Thomas aber, der ihm athemlos nachgeschaut, öffnete jetzt die Thür zu dem Vorzimmer und trat lächelnd heran zu Israel Katz, der grollend noch neben den beiden jungen Frauen stand, und wenig auf das hörte, was sie ihm von all den Schätzen an Linnenzeug und Silbergeräth, das sie vor ihm ausbreiteten, sagten, und das, wie es schien, recht sehr das Entzücken seiner Tochter erregte.

Thomas legte ihm sanft die Hand auf die Schulter. „Komm, Vater! Was kümmern uns all diese Sachen, sie sind nöthig zur Wirthschaft und erfreuen das Frauenherz, wir verstehen das nicht! Drum laßt uns zurückkehren in die andern Zimmer, Ihr wolltet sie ja sehen!“

„Ich habe jetzt genug gesehen, mehr als genug!“ grollte der Alte. „Ich liebte Dich, Thomas, doch jetzt habe ich auch Dir mißtrauen gelernt! Das ist ein Schmerz für mich, ein großer Schmerz! Doch Recht hast Du, kommt, laßt uns gehen! Ich möchte nichts mehr sehen und hören hier! Möchte Euch den Triumph nicht gönnen, noch länger den alten Mann zu täuschen und zu hintergehen! Für diesmal habt Ihr gesiegt, doch bedenket das nächste Mal! Wehe Euch, wenn ich dann die Wahrheit finde! Dies also ist Dein Haus, Thomas Vonseka, und hier willst Du einziehen mit Deiner jungen Gemahlin?“

„So hoffe und wünsche ich, Herr Vater!“ erwiederte Thomas.

„Nun gut,“ sagte der Alte. „Dein Haus ist bereitet, und so verlange ich, daß in drei Tagen die Hochzeit stattfinde, denn drei Tage bedarfs zu den Vorbereitungen, dann aber soll und muß es sein!“

„Ihr sagt das in einem Ton, Herr Vater, als ob Ihr drohen wollt, und verheißt mir doch das höchste Glück für meine Zukunft! Ganz und gar bin ich damit einverstanden! Doch wißt Ihr

nicht, ob Rebekka damit einverstanden ist, und bei ihr liegt die Entscheidung!"

„Bei ihr liegt nimmer die Entscheidung!" rief der Alte zornig. „Gehorchen muß die Tochter dem Vater, so war's von alten Zeiten her, und so soll's bleiben! Kein Wort, Rebekka! In drei Tagen ist die Hochzeit, dabei bleibt's! Nun gieb mir Deine Hand und folge mir! Und ich sag's Dir, in diesen drei Tagen will ich Dich gut bewachen, und Veilchen Lewi wird mir vergeben, daß sie in dieser Zeit ihre Freundin nicht mehr sehen wird! Nun kommt! Wir gehen, um Alles zur Hochzeit zu bereiten, dann möge Herr Thomas Vonseka selber sehen auf seine Eva und dafür sorgen, daß sie nicht horche auf die Zuflüsterungen der Schlange und ihn nicht essen lehrt von dem Baum die bitter-süße, giftige Frucht! Nun kommt!"

VI.

Die Frauenkleider.

„Eine Ueberraschung, eine unangenehme Ueberraschung!" rief die Königin Elisabeth, mit einem offenen Brief in der Hand in das Kabinet ihres Gemahls eintretend.

„Nun, was ist denn?" fragte Friedrich, der ihr entgegen eilte. „Wer hat meiner schönen Königin eine Ueberraschung bereitet, die eine Wolke über ihre heitere Stirn rufen konnte."

„Abgeschrieben, denkt Euch, Majestät, abgeschrieben hat die Fürstin Lobkowitz! Sie meldet mir in diesem Brief, daß der Arzt ihr verbietet, die Gemächer zu verlassen."

„Nun! Was weiter?“ fragte der König.

„Nun, was weiter?“ wiederholte Elisabeth unmuthig. „Nun, daraus folgt, daß die ganze schöne Scene, die wir so mühsam eingeübt und bei welcher unsere Decorateure und Maler seit vierzehn Tagen beschäftigt waren, ruinirt wird! Ja, vollkommen ruinirt wird.“

„Wie denn? Durch die Abwesenheit der Fürstin Lobkowitz kann irgend etwas ruinirt werden, wenn meine schöne Königin Elisabeth gegenwärtig ist?“

„Ja, das ganze Arrangement wird dadurch gestört,“ rief die Königin. „Seht mich nur nicht mit einem so spöttischen Lächeln an, Herr König! Ihr meint wohl, es sei Alles unbedeutend. Ihr habt mir versprochen, heute seid Ihr mir der Kavalier, der König meines Festes, und Ihr vergeßt an einem Tage zum mindesten, daß Ihr da draußen in der Welt noch etwas Anderes als ein König seid, ein Held, der kämpfen will. Zum Kampfe, mein Kavalier, ist morgen Zeit genug, doch heute gehört Ihr mir, das habt Ihr mir versprochen und angelobt, so muß es sein. Und nun hört ernsthaft zu und klagt mit mir!“

„Wohl denn,“ lächelte der König. „Ich bin bereit, recht ernsthaft zu klagen, wüßte ich nur zuvor, worüber meine Thränen fließen sollen.“

„Darüber, Friedrich,“ rief die Königin ungeduldig, „daß die Fürstin Lobkowitz nun meine ganze Scene stört. Sie sollte neben mir die Margaretha von Valois vorstellen, die schöne Herzogin von Guise repräsentiren. Sehr schön und recht echt künstlerisch hatte unser Maler das Arrangement getroffen, daß die Lobkowitz, die schwarz von Haar und dunkel von Kolorit, gerade an meiner Seite stünde.“

„Damit der Kontrast Deiner blonden Haare und Deiner engelgleichen Erscheinung um so schöner sich hervorhebe! Jetzt begreife ich, daß es allerdings ein schlimmer Fall ist! Die dunkle Schönheit sollte meinen blonden Engel strahlender noch erscheinen lassen, und nun verliert sich der Hintergrund. Das ist also, worüber ich Klagen führen soll! Doch meine ich, meine schöne Elisabeth bedürfte

nicht der Folie, sie könnte es verschmerzen, daß die dunkle Schönheit fehlt."

„Nein, Majestät, es läßt sich nicht verschmerzen! Ganz rathlos bin ich! Aber ich muß durchaus einen Ersatz finden, ich muß ihn haben. Ich zerbreche mir seit einer halben Stunde den Kopf, um zu wissen, welche von meinen Kammerfrauen ich vielleicht einschieben könnte."

In diesem Augenblick ward die Thür des Vorzimmers geöffnet und der Page Fidelio trat ein. Das Auge der Königin fiel auf ihn, sie schreckte leicht zusammen und ging ihm entgegen, blickte ihn eine Weile forschend an, und ein Lächeln flog über ihre Züge.

„Jetzt habe ich es gefunden, was ich suchte!" rief sie fröhlich aus. „Fidelio, ich habe Dir etwas zu sagen."

„Hier bin ich, Herrin," sagte der Page und schritt näher, „was befiehlt meine Königin? Doch erst bitte ich um die Gnade, daß ich die Botschaft ausrichten kann an meinen Herrn, den König. Herr, es ist so eben ein Bote aus dem Lager des Fürsten Anhalt gekommen, und er begehrt in dringenden Geschäften den König zu sprechen."

„Ach, schon wieder Geschäfte!" seufzte die Königin. „Auch nicht einen Moment gehören wir uns selber."

„Da hast Du recht, nicht einen Moment gehören wir uns selber. Aber vergieb mir! Obwohl ich Dir heute versprochen, ganz Dein zu sein, den Boten des Fürsten Anhalt kann ich nicht abweisen. Laß ihn eintreten."

Der Page öffnete die Thür und winkte dem Wartenden. Ein Reiter in zerrissener und beschmutzter Uniform trat herein. Er zog den dunklen breitgekrämpten Hut mit der grauen Straußenfeder hastig von seinem Haupte und verneigte sich tief und mit ernstem Blick vor der Königin und dann vor seiner Majestät.

„Vergebet, Majestät, daß ich in so unzierlichen Gewändern mich darstelle," sagte er, „doch mein Auftrag ist dringend, und mir blieb nicht Zeit, das bestaubte Kleid mit einem andern zu vertauschen."

„So laßt uns denn Euren Auftrag hören," sagte der König. „Was giebts da draußen bei meiner Armee."

„Majestät, gar schlimme Botschaft und viele Gefahren giebt's. Wir hatten die besten Nachrichten aus dem Lager des Herzogs Maximilian, wir wußten, daß sie großen Mangel litten, rings hatten wir sie umstellt mit unsern Schaaren und Alles verbrannt und weggeführt, was ihnen an Lebensmitteln noch zugeführt wurde. Es war uns gelungen, eine beträchtliche Anzahl von Wagen, welche der Herzog aus Baiern hatte kommen lassen, aufzufangen. Und so meinte nun der Fürst von Anhalt, es würde dem Herzog von Baiern nichts Anderes übrig bleiben, als mit den Kaiserlichen den Rückweg abzutreten."

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach ihn der König ungeduldig. „So fand ich die Sachen schon vorgestern! Ist's nicht nöthig mir zu erzählen, was ich mit eigenen Augen geschaut. Weiter nun! Was hat sich seit gestern begeben?"

„Nun seit gestern früh hat sich begeben, daß der Herzog Maximilian noch weiter vorwärts gekommen ist, und daß er in der Nacht in Eilmärschen herangerückt ist und bei Unhoscht sich gelagert hat. Sobald dies gestern Morgen die beiden Fürsten Anhalt und Hohenlohe erfuhren, ließen auch sie ihre Schaaren vorwärts rücken gegen Prag hin, um den Herzog von der Hauptstadt abzuschneiden, und da wir, des Weges besser kundig, einen Vorsprung gewannen, lagerten wir uns gestern Abend unfern von Prag auf dem weißen Berge. Doch der Herzog von Baiern hat die letzte Nacht auch benutzt zum Vormarsch, und so folgt, wie uns die Kundschafter melden, General Bouquoi mit dem Rest der Kaiserlichen nach uns gegenüber. Nahe bei Prag in der Niedrung steht der Feind. Es dürfte, vermeint der Fürst Anhalt, gerade durch die Stellung der Unsern auf dem weißen Berge, von wo aus wir die Niederung beherrschen können, jetzt die Schlacht für uns zum Vortheil gereichen. Deßhalb hat er eilends mich gesandt, daß alle Soldaten, welche noch in Prag lagern,

mit ihren Hauptleuten sofort hinausrücken und zu ihm stoßen auf dem weißen Berge. Die Fürsten haben heute in der Frühe Kriegsrath gehalten, aber gar verschiedener Meinung waren all die Herren."

„Ich kenne das!" sagte der König mit einem leisen Neigen seines Hauptes. „Der Eine schreit nach Krieg, der Andere räth zum Frieden, der Eine möchte vermitteln, die Andern möchten angreifen. Ja, ja, ich kenne das, und durch solch Widersprechen, durch solch Hin- und Herziehen gewinnen unsere Herren leider nichts. Nun wie ist's im Kriegsrath hergegangen. Beichte mir nur!"

„Der Fürst von Anhalt, Majestät, war der Meinung, daß man sofort den Herzog Maximilian angreifen sollte. Derselben Meinung war der Graf Mannsfeld, und auch Graf Leo von Thurn, der gestern Abend wieder zurückgekommen ist zu unserer Armee, bestand darauf, daß man sofort das Signal zum Angriff geben sollte, da Alles zum Kampfe bereit sei. Doch Fürst von Hohenlohe widersetzte sich mit Heftigkeit und meinte, sie wollten den Angriff lieber abwarten, denn eine so schöne und vortheilhafte Position wie auf dem weißen Berge könnte man so leicht nicht finden. Es gefällt ihm besser, den Maximilian herankommen zu sehen, und es wäre vortheilhafter und klüger, wenn die Kaiserlichen den Angriff wagten. Die Baiern sind seit gestern bereit, und alle meinten, warum wir nicht lieber warten sollten."

„Und der Fürst Anhalt?" fragte der König.

„Der Fürst Anhalt ließ sich überzeugen und gab den Vorstellungen des Fürsten Hohenlohe nach. Sie beschloßen, auf dem weißen Berge zu lagern und ruhig den Angriff zu erwarten. Doch vermeint er, es würde der Herzog Maximilian solchen nimmer wagen, wohl wissend, daß er im großen Nachtheil sein würde. Indessen auf einmal bemerkten wir drüben bei den Baiern eine lebhafte Bewegung. Ganz unzweifelhaft war's, ihre Schaaren rückten vor. Da sandte mich der Fürst Anhalt eilends her, daß ich die Soldatentrupps, die hier noch lagern, hinaus bescheide, und daß ich mich zu Eurer Majestät begebe, um zu melden, was geschehen, und zu fragen,

ob Eure Majestät die Gnade haben wollten, hinaus zu kommen und sich an die Spitze seiner Armee zu stellen."

„Wohl! Eilt zurück zum Fürsten Anhalt," rief der König, „sagt ihm, ich folge seinem Ruf, und ehe eine Stunde vergeht, werde ich bei meinem Heere sein."

„Nein, das ist unmöglich," rief die Königin heftig, „das ist unmöglich! Die Botschaft dürft Ihr nicht hinaussenden; nein, Ihr dürft Euer kostbar Leben nicht der Gefahr aussetzen, und außer dem bleibt Euch ja später immer noch Zeit genug, Euch an die Spitze des Heeres zu stellen. Für heute gehört Ihr mir, Ihr habt es mir geschworen! Heute gehört Ihr mir."

„Es ist unmöglich, Elisabeth!" sagte der König bestimmt. Aber ganz unwillkührlich, ohne es selbst kaum zu wissen, warf er einen Blick hinaus durch die Thür nach dem Zimmer, in welchem die prächtigen goldgestickten Gewänder ausgebreitet lagen zu dem heutigen Feste. Er hatte sich schon vielleicht darauf gefreut, auf einige Stunden wieder der junge Mann, der Cavalier sein zu können. Die Jugend hatte doch vielleicht in seinem Herzen über den Ernst gesiegt, welcher die Pflichten des Königthums ihm auferlegte, und er bedauerte es fast, daß er nun doch hinaus müsse in das wilde Schlachtgewühl. Darum hörte er auf das Flehen und Bitten der Königin, die nicht nachließ, ihn zu beschwören, er solle nur heute noch nicht hinaus gehen, er müsse halten und erfüllen, was er ihr gelobt. Es hat ja noch nicht Eile, und später kann er thun, was die Heerführer von ihm begehren. Später kann er ja hinausreiten auf den weißen Berg, kann ein Held und König sein, wenn er zuvor, wie er der Gemahlin gelobt, ihr Cavalier gewesen und Ritterdienst geübt. Ja später, sobald das Fest vorüber.

„Ihr wißt ja, mein König, es dauert nur kurze Stunden! Ach, die Freude und das Glück sind so leicht beschwingt, und nur kurze Stunden dauert unser Fest, dann halte ich Euch nicht länger, dann mögt Ihr gehen, mögt meinen Ritter wieder umwandeln in einen ernsten Kriegsmann. Ich werde nicht wagen, dagegen zu

streiten, doch jetzo bis auf die nächste Stunde, bis heute Nachmittag gehört Ihr mir, und dann überlasse ich Euch, wenn's also sein muß, dem Fürsten Anhalt. Doch nein, wenn's möglich ist, bleibt hier bei mir im Palaste, geht nicht hinaus ins wilde Schlachtgewühl! Ihr müßt Euch Eurem Volke, Eurem Weibe, Euren Kindern und Euch selbst erhalten. Ihr dürft nicht hinaus, jetzt vor allen Dingen wirst Du bei uns bleiben. Du kannst noch bei uns bleiben. Der Fürst läßt ja sagen, der Herzog Maximilian sei geneigt, uns einzuschließen, es hat also demnach Zeit! Man wollte dringen auf eine Schlacht! Im Anmarsch ist der Herzog Maximilian, das heißt, noch nicht zur That und noch nicht zur Schlacht bereit."

Sie hatten sich in die äußerste Fensternische zurückgezogen und sprachen. Der Offizier, an der Thür stehend, wartete auf eine Antwort des Königs. Sie flüsterte zu ihm mit ihrer Sirenenstimme, zärtlich ihn ansehend; und der König! — Der König ist ein junger Mann, er horcht auf die verlockende Stimme der schönen Frau, welche er liebt.

„Eilt hinaus zum Fürsten Anhalt und sagt ihm, daß Ihr getreulich Eure Botschaft ausgerichtet. Meldet ihm, in der Nachmittagsstunde würde ich selbst hinauskommen auf den weißen Berg, um mich an die Spitze meiner Schaaren zu stellen, wenn es, wie ich sehr bezweifle, noch heute zum Kriege kommen sollte. Geht und richtet meine Meldung aus."

Das Antlitz des Boten verdüsterte sich, doch wagte er nichts zu erwiedern auf die gebieterischen Worte des Königs. Er neigte tief sein Haupt, wandte sich zur Thür hin und ging hinaus.

Die Königin wirft sich in die Arme ihres Gemahls und küßt ihn zärtlich.

„Dank Dir, mein Friedrich, dank Dir! Diesmal hat mein Herz gesiegt über Deinen Kampfesmuth, und nun wollen wir des Glücks der Stunde genießen, und wollen es erhaschen, bevor es

grausam uns entflieht! Nur noch eine kurze Stunde bleibt es bei uns, und gar düster schaut uns die Zukunft entgangen."

„So laß es uns genießen, Enkelin Maria Stuarts," sagte der König trübe, indem er lächelnd seine schöne Königin anschaute. „Du bist die wahre Enkelin Maria Stuarts! Ganz so, wie Du, hat auch sie getanzt auf den Blumen, die man ihr über den Abgrund gebreitet, so hat auch sie gelächelt, während schon das Ungewitter über ihrem Haupte schwebte. Ach, Maria, du wohnst in deiner schönen Enkelin, sie spricht zu mir aus ihren bezauberten Lippen."

„Und weißt Du, mein Friedrich, weißt Du, was Du bist? Bin ich Maria Stuart, nun so bist Du mein König Franz, ihr erster Gemahl, das war der einzige Mann, den Maria wirklich und wahrhaftig geliebt hat. O, denke nur des schönen Liedes, das sie selbst gemacht, als sie von Frankreich scheiden mußte, da ihr Gemahl gestorben, so schön, so rührend sind diese Worte, so durchglühend von Schmerz und Liebe. Doch laß uns dessen nicht gedenken, Du sollst mit mir eine Stunde fröhlich sein."

„Und auch tanzen über Blumen, die den Abgrund decken."

„Die Blumen streue ich zu Deinen Füßen hin, mein Friedrich, mein König und mein Held! Glücklich sollst Du mit mir sein, und meine Liebe vermag vielleicht Dich über den Abgrund hinweg zu führen. Ich werde nicht aufhören, zu dringen und zu flehen, Dich an meiner Seite zu behalten. Doch vor allen Dingen morgen und heute gehöreſt Du der schönen Stunde, dem glücklichen Tage an, dem Tage, der Deinen Namen trägt! Darum feiere ich ihn, darum ist er für mich ein Tag des süßesten Glückes. Doch nun ist's Zeit, die letzten Vorbereitungen zu treffen. Weißt Du, Friedrich, ich habe einen Ersatz gefunden für die Fürstin Lobkowitz."

„Einen Ersatz?"

„Ja," lächelte die Königin. „Bitte, laß Deinen Pagen Fidelio eintreten."

Der König schritt lächelnd zur Thür hin und hieß den Pagen,

eintreten, welcher draußen im kleinen Vorzimmer stets bereit war, und der Befehle seines Königs harrte.

„Komm herein in das Gemach, Fidelio! Die Königin hat Dir Befehle zu ertheilen."

„Nun, schaut ihn an, Majestät," rief Elisabeth, indem sie auf den Pagen hindeutete, der, an der Thür stehend, das Auge abgewandt hatte und verlegen zur Erde schaute. „Seht ihn nur an, seht die dunklen Augen, das prächtige schwarze Haar, seht den braunen Teint und die purpurrothen Lippen dazu. Nun frage ich Euch, Majestät, habe ich nicht Ersatz gefunden für die Fürstin Lobkowitz?"

Der König lächelte. „Wie, mein Page Fidelio soll sich verwandeln in eine Frau?"

„Gerade das will ich," rief die Königin. „Dein Page ist so jung und bartlos, er hat ganz das Ansehen und die Gestalt einer Frau, daß er, glaube ich, sich ganz vortrefflich in Frauentracht ausnehmen wird. Er erhält ein schönes Kostüm; die Fürstin hat es zurückgesendet, weil sie vermeint, ich würde Ersatz für sie finden, und ich denke, es würde Dein Page sich ganz dazu passen! So ist's abgemacht, Fidelio wird sich verkleiden als die Herzogin von Guise."

„Wie, ich?" rief Fidelio erstaunt aus. „Ich sollte eine Frau vorstellen? Unmöglich kann ich das, unmöglich!"

„Wie, wenn es Deine Königin von Dir verlangt?" fragte Elisabeth.

„Majestät," murmelte er erröthend vor sich niederblickend und sich tief verneigend, „schaut mich nur an. Unmöglich ist's, daß ich eine Frau vorstellen kann, schaut nur mein kurzes Haar."

„Was schadet das?" lachte die Königin. „Das thut nichts, Du trägst ein goldenes Netz darüber mit Perlen und Brillanten ausgeschmückt, und nur auf der Stirn wird man unter dem Netze einige Haare sehen lassen. Es genügt ganz, wie es ist. Gar

sehr muß ich mich wundern, daß Du Dich nicht freust, zu o großer Ehre zu gelangen, mitwirken zu dürfen bei dem Feste, daß wir für Deinen König geben. Ich meinte doch, Du liebtest Deinen König und wirst zu allen Dingen bereit sein in seinem Dienst."

„Gewiß, Majestät, gewiß bin ich das," sagte er mit leiser, flehender Stimme. „Doch in diesem einzigen Falle bitte ich um Gnade! Ich mag keine Frau vorstellen, ich kann es nicht."

„Du siehst, Elisabeth," lächelte der König, „er haßt die Frauen, und es widerstrebt meinem edlen Knaben, nur auf eine Stunde in der Maske einer Frau zu erscheinen."

„Ist es wahr?" lächelte die Königin. „Bist Du so wild von Herzen, Knabe, und noch so scheu in Deinem Sinn, daß Du die Frauen hassest?"

„Ja, es ist wahr," rief Fidelio stürmisch, „ich hasse alle Frauen, Alle, bis auf die einzig Eine."

„Und die heißt?" fragte die Königin lächelnd.

„Die heißt meine Königin, die auch mein König liebt. Doch, ich sage es frei heraus, die andern Frauen Alle hasse ich und möchte fliehen aus ihrer Nähe, und wenn sie mich anschauen, geht es mir wie ein Schrecken durch die Seele hin. O, ich bitte Euch, Königin, wollt mich nicht zwingen, daß ich selbst in einer Gestalt erscheine, die mir verhaßt ist."

„Gerade darum bestehe ich darauf, Du wirst die Maske tragen, wie ich es verlange, und ich meine, prächtig wirst Du Dich ausnehmen. Der Haß, mein Kind, ist nur versteckte Liebe. Wenn Du sie heute fliehst, so wirst Du sie morgen suchen. Ich weiß, daß Dein Haß nichts weiter ist, als nur verstellte Scheu der Liebe. Widerstrebe mir nicht länger, ich will, daß es so sei. Ich hoffe, wenn es noch nöthig wäre, wird mein Herr Gemahl befehlen, was ich aus Güte nur bitte."

„Ich denke, Elisabeth, Eure Bitte ist für meinen Pagen Fidelio ein mehr noch unabweislicher Befehl, als wenn ich bestehe

auf Euren Willen. Nicht wahr, Fidelio, wenn die Königin wünscht, so gehorchst Du unweigerlich?"

„Wohl, Majestät, ich gehorche," erwiederte Fidelio leise, und eine tiefe Purpurgluth übergoß auf einmal seine Wangen, und er schlug die Augen zu Boden.

„Nun, so komm mit mir und hole Dir die Kleider, denn horch, da tönt schon die neunte Stunde, um zehn Uhr wird Alles sich bei mir versammeln und um eilf beginnt das Fest. Auch Ihr, Friedrich, müßt Euch eilen, an Eure Toilette zu denken, um so mehr eilen, da wir vorher mit Euch noch eine kleine Probe haben müssen. Ihr stellt den Sänger dar und habt das Lied zu singen. Ihr habt es doch geübt mit dem Musikmeister, Majestät?"

„Ja wohl, ich habe es gestern geübt," sagte der König lächelnd. „Doch wollt es mir scheinen, als klinge meine Stimme rauh, nicht wie der Nachtigall süße Töne, sondern wie das Gekreisch des Unglücksvogels, des Raben, daher denke ich, es wäre besser, Ihr verschontet mich damit und ließet einen Andern für mich singen."

„Nein, Ihr allein paßt zu der Rolle eines Dichters und Sängers," sagte die Königin. „Ihr müßt das Lied singen. Ich bitte Euch jetzt, eilet, Eure Toilette zu machen. Komm, Fidelio, Du sollst Dir aus meinen Gemächern die Kleider holen, ich gebe Dir dann eine von meinen Zofen mit, daß sie Dir bei Deiner Toilette helfe."

„O nein, Majestät!" rief Fidelio angstvoll und erschrocken. „Nein, nur dies nicht."

„Ach, ich vergaß! Der schüchterne Knabe erbebt vor dem Gedanken, daß eine meiner Zofen ihm bei der Toilette helfen solle. Ich vergaß seinen Haß gegen alle Frauen. Nun, so versuche es die Toilette selbst zu machen, und wenn Du fertig bist, erlaubt, Eure Majestät, daß Du zu ihm kommst, denn in Euer Gefolge muß er sich begeben."

Der König nickte. „Zu mir, Fidelio! Doch laß uns nicht zu

lange warten mit Deiner Frauen-Toilette, denn Du siehst, Ihre Majestät hat Eile."

Der Page neigte stumm sein Haupt und folgte dann der Königin, welche nun hastig das Gemach verließ und über den kleinen Korridor nach ihren Gemächern sich begab. Da war Alles in Aufregung und Hast. Da liefen die Kammerfrauen und Zofen durch einander, beschäftigt, die Gewänder zu ordnen und zu dem Maskenspiel das Nöthige vorzubereiten, denn auch die kleinen Prinzen und Prinzessinnen hatten wie Alle ihre Rollen. Als Genien sollten sie die schöne Mutter umschweben, und ihr dienstbar sein. Ja viel gab es zu thun und daher erklärte die Königin selber hastig nur dem Pagen, wie er die Gewänder anzulegen, und wie er sich zu schmücken habe.

„Ich selbst will, wenn Du fertig bist, Deine Toilette prüfen," sagte die Königin, „damit wenn Du irgend Etwas vergessen, es gemacht wird, und wir es hier noch ordnen können. Geh jetzt, Fidelio, eile Dich."

Fidelio nahm den Korb, in welchem die seidenen Gewänder, mit Gold- und Silberstickerei gar prächtig ausgeschmückt, zusammen gelegt waren, und eilte nun damit in sein eigenes Gemach. Wer ihn jetzt in demselben gesehen hätte, wie er die Kleider hastig aus dem Korbe empor hob, mit Kennerblick Alles betrachtend, wie seine Augen leuchteten vor Vergnügen bei dem Anblick dieser herrlichen Stoffe, dieser prachtvollen Verzierungen, der hätte den ernsten Fidelio nicht wieder erkannt. Das war nicht mehr der Page, nicht mehr der Knabe, das war das Angesicht eines jungen Weibes, das sich der schönen Toilette freut, und gar begierig ist, sich mit derselben zu schmücken.

Eilends entkleidet sich Fidelio. Er legt das grüne Wamms mit den schwarzen Atlaspuffen! ab; doch jetzt auf einmal schreckt er in sich zusammen, und läßt die Arme sinken, die er nach dem purpurrothen Sammtkleid mit der goldgestickten Schleppe ausgestreckt hatte. „Nein, ich darf es nicht wagen," flüsterte sie in sich hinein. „Man würde mich erkennen, und mein Geheimniß

käme an den Tag! Dann wäre ich verloren, denn er würde mich verstoßen, und thäte er es nicht, so thät's die Königin. Nein, die Gefahr ist allzu groß, ich darf es nicht wagen. Ich will zum König gehen, ihn bitten, daß er mir erlaubt, fern zu bleiben von dem Feste. Es geht nicht an, es darf nicht sein. Und doch, es wäre himmlisch schön, nur einmal so ihm gegenüber zu stehen! Nicht verkleidet, nicht als immerwährende Lüge, ihm einmal ins Auge zu schauen in Wahrheit und Wirklichkeit, als Weib ihm gegenüber zu stehen."

Sie schaute wieder hin auf die prächtigen Gewänder, die mit ihrem Goldgefunkel, ihren Silberspitzen und all den Verzierungen sie zu verlocken schienen. Sie widerstand der Verlockung nicht, sie gab ihr nach und legte eilends nun über die schlanke, zierliche Gestalt das schwer gepreßte Kleid von Purpuratlas, und freute sich, wie lang hinter ihr die Schleppe niederwallte. Nun das zierliche Oberkleid, von durchsichtigem Silberflor mit purpurrothem Sammet verziert, darüber gezogen. Wie prächtig ihre weißen Arme herausschauen unter den Puffen von Sammet und Atlas, über welchen der Silberflor sich ausbreitete. Wie schön die schlanke Taille sich in dem engen Mieder ausnimmt, während die Silberspitzen dick gebauscht über die Hüften nieder fallen. Ein gar seltsam feenhaftes Costüm ist es, das muß sie selber sich gestehen, es ist gar wohl geeignet, die Schönheit des Weibes noch schöner erscheinen zu lassen. Die Königin hat Recht, das goldene Netz verdeckt sehr gut das kurzgeschnittene schwarze Haar, und hier nur über der Stirn ringelt es sich in kleinen Löckchen hervor, welche die Weiße der Stirn gegen das dunkle Gelock noch blendender erscheinen lassen.

Sie steht vor dem Spiegel und beschaut ihr eigenes Selbst, und lächelt sich zu und fühlt zum ersten Mal aus dem Grunde ihres Herzens ein wenig Frauen-Eitelkeit. Der Page Fidelio ist jetzt für einen Moment ein Weib, das in Liebe glüht, das zärtliche Weib, das dem Glück entgegen lächelt, und in fröhlicher Weltlust ist auf einen Moment ihr Herz erbebt, wie es die Königin und wie es auch der König thut.

Vergessen hat sie auch für einen Moment alle Gefahren des ernsten Lebens und das Gaukelspiel der Freude, die Liebe umrauscht sie mit sanften Fittigen. Jetzt ist sie stark und bereit, zum Könige zu gehen, wie es die Königin befohlen hat. Sie schaute nochmals in den Spiegel, und ein Lächeln zitterte über ihre Purpurlippen, sie nickte sich zu. „Mir scheint, das Weib, welches ich dort erblicke, ist nicht übel," flüsterte sie leise. „Vielleicht gefällt es auch dem Könige."

Eine Purpurgluth überdeckte auf einmal ihre Wangen, und ihr Herz klopfte so stürmisch, daß ihre zitternde Hand es fühlte. Zögernd stand sie einen Augenblick an der Thür; dann verließ sie rasch entschlossen das Gemach, und schritt dahin durch den kleinen Corridor. An der Thür blieb sie stehen angstvoll beklommen, als ginge sie einer Entscheidung, einem Unheil entgegen.

„Wenn es nun doch so ist, wenn die Königin erkennt, daß der Page Fidelio sie getäuscht, wenn sie ihn durch die Verkleidung jetzt erkennt, daß Fidelio nur eine Verkleidung war — wenn das ist, ach! dann ist Alles aus, Alles verloren, und das Unheil bricht herein. Doch es ist zu spät, jetzt noch darüber nachzusinnen. Ja es ist zu spät, und was geschehen soll, das wird geschehen."

Leise klopft sie an die Thür. Eine Stimme ruft von innen: „Herein!" Sie bleibt noch zögernd stehen. Langsam nun hebt sich der weiße Arm, an dem die goldenen Spangen funkeln und seine Schönheit nur noch herrlicher erscheinen läßt, empor und sie öffnet leise die Thür.

Der König ist mit seiner Toilette fertig. Er trägt spanische Rittertracht, ein weißes, eng anschließendes Atlas-Gewand, das sich um die Hüften in Puffen von purpurrothem Sammet legt, der weiße Atlas des eng anschließenden Oberkleides war mit Goldspitzen über der Hüfte eingefaßt, Puffen von Purpur-Sammet an Brust und Aermel, den kräftigen weißen Hals von krausen goldenen Spitzen umschlossen. Von der Brust hängt eine schwere goldene Kette nieder, an welcher drei große goldene Medaillen

befestigt sind. Auf dem kastanienbraunen Haar, welches lang bis auf die Schultern herniederfällt, schwebt ein purpurrothes Sammt-Barett, von welchem lange weiße Straußenfedern herabwallen. Die goldene Leier hält der König in der Hand, und vielleicht hat er sich so eben das Lied wiederholt, daß er als Troubadour und Liebster singen soll, denn die Hand ruht noch auf den Saiten, als so eben die Thür sich aufthut, und ein strahlend schönes Weib in Purpur-Sammet hereinrauscht in des Königs Gemach. Er sieht sie staunend und verwundert an. Wer ist diese himmlische Erscheinung? Wer ist sie? Er tritt zu ihr heran und schaute sie bewundernd an.

„Bist Du aus dem Lande der Mährchen und Gedichte? Eine Feen-Königin? Bist Du ein lieblich Traumbild meiner Phantasie, oder sehe ich Dich wirklich? Lebst Du vor mir? Ist solche Schönheit Irdischen zu schauen gestattet?"

„Herr," flüsterte sie leise, die großen schwarzen Augen, die wie Sterne funkeln, zu seinem Angesicht erhebend. „Herr, schaut mich nur an! Ich bin ja Euer armer Page Fidelio."

„Nein, das bist Du nicht! Ein Weib bist Du, ein himmlisch schönes Weib! So schaut ich Dich in meinen Träumen, so malt ich Dich in meiner Phantasie.

„O laß Dich noch einen kurzen Augenblick anschauen! Weshalb wendest Du Dein Antlitz fort? Es ist nicht der König Friedrich, der hier vor Dir steht, nicht der Gemahl der schönen Königin Elisabeth, es ist ein Troubadour, ein Ritter oder Dichter aus den glücklichen Tagen von Florenz, wo man auch inmitten des Unglücks sich rettete auf eine Insel der Glückseligkeit und tanzte auf den Blumen, die den Abgrund bedeckten! Und ich frage Dich auch nicht, was Du sonsten gewesen, was Du einstens sein wirst, ich weiß nur, daß ich vor mir ein bezauberndes Weib sehe! Weiß nicht ob eine Fee, ein Engel oder sonst ein überirdisch Wesen, weiß nur, daß Du kein böser Dämon bist, denn aus Deinen Sternenaugen strahlt mir ein ganzer Himmel von Wonne ent-

gegen, und wenn ich Dich anschaue, meine ich, die Mährchen meiner unschuldsvollen Kindertage werden Wahrheit! Ich fühle mich befreit von allen Banden, nichts fesselt mir die Zunge! Herausgenommen bin ich aus der Gegenwart und Du mit mir, und sagen darf ich Dir, Du holdselig Weib, daß ich —"

„O, Herr!" unterbrach sie ihn athemlos und mit flehendem Blick. „O Herr entsinnt Euch! Ich bin Euer Page Fidelio!"

Er schrack zusammen, wie ein Nachtwandler, den man aus seinem Traume weckt. „Ja," sagte er nach einer Pause, „ja der Traum ist aus! Nun erwache ich und erkenne ich Dich wieder! Du hast Recht gehabt, Fidelio, das Kleid paßt nicht für Dich! Wie kommt ein Page, ein Knabe zu so herrlicher Gewandung! Ja, Du hast Recht, daß Du in solcher Verkleidung nicht in Gesellschaft gehen willst! Man könnte lachen, denn lächerlich nimmst Du Dich in dem Kleide aus! Du siehst, ich lache schon!"

Er brach in ein lautes Lachen aus und trocknete sich dabei die Thränen aus den Augen fort. Fidelio erbebte vor diesem Lachen, und senkte demuthsvoll die Augen nieder, aber Friedrich schaute ihn an mit einem Blick so schmerzlich, so sehnsuchtsvoll und innig und seufzte schwer auf.

„Du sollst die Kleider nicht tragen! Ich will Dich nicht sehen in der abgeschmackten Verkleidung, die aus meinem treuen Pagen ein falsches Weib gemacht," sagte er nach einer Pause. „Auch die Gesellschaft soll Dich so nicht sehen und vor allen Dingen nicht die Königin! Sie könnte dann vermeinen, der Knabe sei nur die Verkleidung! Nein! Gehe eilends zurück in Deine Kammer, kleide Dich um und bleibe darinnen, oder wenn Du willst, mische Dich unter die Pagen und schau dem abgeschmackten Feste zu, womit wir das Unglück übertünchen. Wenn wir dann fallen und niedersinken in den Abgrund, dann komm zu mir! Reich mir Deine Hand, wenn's hinunter geht in's Verderben, dann wenigstens darfst Du bei mir sein! Hörst Du, Fidelio, ich bitt' Dich, komm zum Feste, ich würde mich freuen, Dich zu sehen. Doch nun geh eilends, geh!"

Er winkte hastig nach der Thür hin, er wollte sie nicht mehr sehen. Das Weib, das wie eine Offenbarung des Himmels, der Liebe ihm ins Herz geschrieben stand, wollte er nicht mehr mit seinen Augen schauen. Er blieb stehen und hörte auf ihren Schritt, hörte, wie die Thür sich hinter ihr schloß, und dann stürzte er nach der Schwelle, welche sie eben überschritten, neigte sich über dieselbe und küßte sie. „Vergib mir, Gott! Vergib mir meine Schwäche, und habe Erbarmen! — Doch es ist Zeit," fuhr er fort. „Die Königin verlangt ihren Ritter, und sie soll ihn haben ohne Wolken auf der Stirn. Fort, Ihr Wolken, und Ihr Augen, verrathet nichts von dem Feuer, welches in mir so heimlich und so verzehrend glüht! Nun fort! Da schlägt die Uhr die zehnte Stunde, nun König Friedrich, sei ein Thor mit den Thoren! Spiele mit dem Feuer und beklage Dich nachher, wenn's Dich verbrennt in seinen lodernden Gluthen! Es lebe der Leichtsinn! Der Leichtsinn hält heut Tafel! Wohl, ich komme zum Fest!" — —

VII.

Das Spiel des Lebens.

Jubel, Glanz, Pracht und Herrlichkeit herrscht heute in den reichgeschmückten Sälen. Ein Fest will man feiern, wie man's gefeiert in den Tagen, von denen Bocaccio erzählt, ein Fest der Liebe, der Schönheit, des üppigen Lebensgenusses. Ein Turnier soll's sein zwischen Göttern und Menschen, denn in dem frohen Kreis der

Jugend, welcher sich um die schöne Königin Elisabeth gesammelt, hat man gestritten um Götter und Menschen, und hat den Plan gemacht zu allerlei Festen, mit denen man die langweilige Kriegszeit im Schlosse verkürzen will, und die schöne Wittwe, die Fürstin von Lichtenstein, hat gemeint, wenn man sich, wie's die schöne Königin Maria Stuart einst an ihrem Hof gemacht, belustigen wolle durch Darstellungen von Scenen und Gruppen, so müsse man hinaufsteigen zum Olymp und sich in Götter und Göttinnen verwandeln, denn nur unter diesen wohne die Schönheit, die Liebe, und nur die erhabenen Göttergestalten eignen sich zur Darstellung schöner Gruppen und Scenen.

Indessen dagegen hat die Königin geeifert. Was soll man hinaufsteigen in den Olymp, da doch das Leben so schön ist? Wozu sich in die alten mythologischen Gestalten verwandeln, da man viel malerischere und schönere Menschengestalten der Erde nehmen kann! „Der ganze Olymp," so meint die Königin, „kann nicht wetteifern mit den schönen Gruppen, wie Bocaccio sie schildert in seinem Decameron, und all die Götter und Göttinnen werden nicht so schön sein wie meine Gruppe, wo Johann von Neapel, ihr zur Seite die schöne Fiametta und ringsherum die Damen all und die Troubadoure und Ritter lagern, den Liedern des Sängers lauschend!"

Um den Streit zu schlichten, haben beide Parteien beschlossen, sich in Gruppen der von ihnen bevorzugten Verkleidung darzustellen. Die Fürstin Lichtenstein wird mit ihren Freunden den Olymp darstellen, die Königin Elisabeth wird eine Gruppe des Decameron zur Wahrheit machen, und Preisrichter soll König Friedrich sein an diesem Tage, seinem Namenstage! Sehr froh ist man, daß man einen Vorwand gefunden hat zu solchen Festen, denn recht langweilig ist das Leben, und entsetzlich ist's der jungen schönen Damenwelt von Prag, immer nur von den Kriegen und Streitigkeiten der frommen Menschen zu erfahren! Was kümmert es sie, ob man protestantisch oder lutherisch, katholisch oder reformirt sei? Sie glauben nur an einen Gott, an den Gott der Liebe und der Freude! Und so stolz ist man, so eitel, daß man

selbst die Sonne nicht fürchtet! Sie scheint hinein in die prächtigen Säle und wirft goldene Glanzlichter in den Olymp, in welchem die Decorateure und Maler eben beschäftigt sind, die Gruppen der Götter und Göttinnen zu ordnen; scheint auch hinein in den zweiten Saal, der ganz das Gegenstück von jenem ist. Dort der Himmel, mit seinen Wolken, seiner duftigen Morgenröthe, seinen flatternden Amoretten, hier die liebliche Erde mit ihrem Waldesgrün, ihrem Buschwerk und Rasenplätzen. Dort auf dem Thron, über welchem Adler Wache halten, sitzt Jupiter in mächtiger Gestalt, die stolze Juno glänzt an seiner Seite, und dort steht Frau Venus in dem Muschelwagen, vor welchem an Rosenbändern weiße Tauben flattern! Wie schön sie ist! Ja sie hat wohl Recht, nichts kann auf Erden ihr gleichen, der schaumgebornen Göttin Aphrodite! Das ist sie, ist Aphrodite, Venus Amathusia, die da in dem Muschelwagen ruht! So wundervoll ist die schlanke, üppige Gestalt, umwallt von Silberflor, der, indem er keusch die schönen Glieder bedeckt, sie doch in ihrer Herrlichkeit durchschimmern läßt. Wie blitzen diese Augen, wie süß und wonnig lächeln diese Purpurlippen, wie schön umringelt die breite, niedrige Stirn das schwarze Wellenhaar, auf welchem eine Krone von duftenden Rosen glänzt, und darüber strahlt ein Stern von Diamanten. Solche Sterne blitzen auch an dem obern Theil der runden, schönen Arme, und die kleine Hand, schön und zart wie ein Lilienblatt, hält ein Scepter aus Rosen und Sternen von Diamanten zusammengesetzt. Und Amor, der kleine Bube mit dem goldenen Köcher und den verhängnißvollen Pfeilen darin, den Bogen in der Hand, lehnt ihr zur Seite auf dem goldenen Wagen, neigt sich zu ihr und flüstert in ihr Ohr. Doch Venus hört nicht auf ihn, sie schaut empor zu dem göttlich schönen Apoll, der an ihrer Seite steht. Es giebt im Böhmerlande, ja auf der ganzen Welt keinen schönern Mann, als den Grafen Julian von Westrowetz! So meinen die Schönen alle, und heimlich werben um ihn die schönsten und vornehmsten Frauen, werben um so glühender, weil er um keine wirbt, auch nicht um Jene, welche, Venus an Schönheit, Lieblichkeit und an Zärtlichkeit, jetzt zu ihm aufschaut? —

Man spricht davon, und die neidischen Schönen flüstern einander zu, die Fürstin Lichtenstein habe nur das Fest veranlaßt, weil sie sich dem Grafen als Venus zeigen möchte, und weil sie ihn als Apoll an ihre Seite bannen wolle.

„Wahr ist's," so flüstern die Göttinnen, die dort in einer Gruppe zusammenstehen. „Schön ist die Fürstin Lichtenstein!"

„Auch reich ist sie," bemerkt Gott Merkur, der mit goldenen Flügeln an den Schuhen sich jetzt den Göttern nähert. „Ja reich ist sie, und Graf Westrowetz ist arm aber reich an Schulden! Sie wird ihm Millionen statt der Ahnen geben und mit goldenen Schleiern die Stelle bedecken, wo Göttin Venus sterblich ist!"

Die Göttinnen lachen alle vergnügt, und schauen mit boshafter Schadenfreude auf die Venus hin, zu der sich eben Gott Apoll hernieder neigt und zärtlich, wie es scheint, auf ihre Worte lauscht.

Drinnen in dem andern Saal sind die Maler und Decorateure beschäftigt, der schönen Königin von Neapel, Elisabeth und ihrer Gesellschaft, die Plätze anzuweisen. Wie das da grünt und duftet in dem Saal, der sich jetzt in eine jener Inseln der Glückseligkeit verwandelt hat, welche nur in den Phantasien der Dichter lebt und auf Erden nicht zu finden ist! Johanna von Neapel hat solche Insel der Glückseligkeit sich in Sorrent geschaffen, und solche will Königin Elisabeth zur Darstellung bringen. Die Königin mit ihrem Hof, ihren Rittern und Troubadouren lagert im Grünen und lauscht den Erzählungen des Bocaccio, und neben der Königin, als dunkler Hintergrund zu ihrer blonden Schönheit, soll Fiametta sitzen, die Geliebte Bocaccio's. Dort in der Mitte, wo Bouquets von blühenden Orangen und Myrthen sich erheben, sitzt auf grüner Rasenbank die schöne Königin von Neapel, Johanna, Elisabeth im strahlenden Festkleid jener Zeit. Von gelbem Atlas ist das lang niederwallende Gewand, das auf seinem Saume mit Perlen und Geschmeide besetzt ist. Die wundervolle Büste eng eingehüllt in das gelbseidene Mieder, das mit himmelblauen Sammetpuffen geziert, mit goldenen Spitzen aufgeputzt ist, die weitentblößte Büste

so schön, so üppig und zart, wie nur Göttin Venus sich ihrer rühmen kann, ist reich geschmückt mit dem juwelenfunkelnden Collier, und ebenso auch sind die herrlichen Arme geziert mit funkelnden Spangen. Das blonde Haar, das zu beiden Seiten der schönen Stirn herniederfällt, deckt ein goldenes Netz mit Brillanten und Perlen gestickt, und über der Stirn wölbt sich eine Krone. So trug die Königin Maria Stuart ihr Haar, und hat es der Königin Johanna nachgeahmt; gerade so wie jetzt Königin Elisabeth in den blühenden Bouquets als Königin Johanna verkleidet sitzt, so saß auch einst Maria Stuart in gleicher Verkleidung, und ihr zur Seite stand der junge Gemahl, der dritte, Bothwell, und hinter ihr im Gebüsch von Rosen und Myrthen saß der schöne Sänger Rizzio und sang ihr als Bocaccio seine Lieder vor. Elisabeth hat sich erinnert, daß ihr Vater Jakob ihr oftmals diese Scene geschildert, und ihr erzählt hat von dem Jubel und der Lust, mit welcher der leichtfertige Hof in Edinburg die schöne Königin Maria Stuart bewundert hat als Königin von Neapel. Der alte Lord Shrewsbury, der treueste Anhänger der unglücklichen Königin liebte es, von jenen Tagen zu berichten, und König Jakob lauschte oft auf die Erzählungen von seiner schönen Mutter, und wiederholte sie seiner Tochter Elisabeth. Und die Scene hatte stattgehabt an dem Tage, da um einige Stunden später der eifersüchtige Bothwell den schönen Sänger Rizzio erstach. Daran hatte Königin Elisabeth nicht gedacht, sie hätte wohl sonst gemeint, es sei ein Unglückstag, denn nicht gut ist's, solche Scenen zu wiederholen und das Unglück heraufzubeschwören, daß es den fröhlichen Tag vollende, wie es damals der Mord gethan!

Nein, daran hat sie nicht gedacht, denn strahlend ist ihr Auge, glücklich ihr Lächeln, und sie fühlt, daß sie heut schön ist und bezaubernd, und der Spiegel hat ihr gesagt, daß sie heute ganz ihrer schönen Elternmutter, Maria Stuart gleicht. Möge der Abend dieses Tages nicht jenem gleichen, den einst Maria Stuart erlebt, da sie sich ihrem Hofe als Königin von Neapel gezeigt!

Geordnet war jetzt Alles in den Sälen, nur der König fehlte

noch, der an der Stelle stehen sollte, wo einst der schöne Bothwell bei Maria Stuart stand, und auch Fiametta ist noch nicht erschienen. Aber freilich der König bringt sie ja mit.

Doch nein, er kommt allein! Die Maler und Decorateure eilen Sr. Majestät entgegen und melden ergebenst, daß Fiametta noch nicht erschienen sei! Der König schüttelt das Haupt und antwortet dann so laut, daß die Königin es hören kann:

„Man muß sich ohne Fiametta behelfen. Die Gräfin von Lobkowitz hat abgesagt, und mir scheint es nicht ziemend, daß irgend Jemand anderer die Rolle der dunkeläugigen schönen Italienerin, für welche sie gerade so geeignet war, übernimmt!“

Der König ging jetzt eilenden Schrittes zu seiner Gemalin. „Es ist unmöglich, Elisabeth. Zu komisch und zu närrisch sieht der Page Fidelio in diesen Frauenkleidern aus. Nimmer hätte diese Gestalt, die sich in den Knabenkleidern besser und kräftiger ausnimmt, in Frauenkleidern aber zu schmächtig und dürr erscheint, sich hier als Weib präsentiren können. Sie hätte keinen passenden Hintergrund für meine schöne Königin abgegeben, sondern sie hätte nur das Schlimmste, einen Schein des Lächerlichen auf Eure schöne Gruppe geworfen! Ich that's für Euch, Elisabeth, daß ich den Pagen heimschickte!

Elisabeth weiß nicht, wie sehr der Gemahl Recht hat, wie sehr er es für sie gethan, daß er den Pagen in den Frauengewändern heimschickte!

Nun ist Alles bereit. Die Pagen fliegen aus dem Waldesgrün zu der Thür des mittleren Raumes heran, und thun sie auf. Von der andern Seite fliegen die Amoretten heran, die Thüren zu öffnen, die zu dem mittleren Saal führen, und ein Ausruf des Entzückens tönt von den Lippen der Zuschauer, welche sich in diesem Raume befinden. Die Augen fliegen hinüber und herüber und können sich nicht satt sehen. Hier im Olymp die schönsten Götter, drüben im Waldesgrün die schönsten Erdengötter wie dort. Musik ertönt und aus goldenen Schalen steigen im Olymp kleine blaue Wölkchen von

Wohlgerüchen auf. Im Waldesgrün plätschern in goldenen Schalen kleine Springbrunnen von wohlriechenden Wassern, und erfüllen die Luft mit süßen Düften. Vögel in goldenen Käfigen versteckt, zwitschern in den Gebüschen, und Harfenklänge ertönen leise dazwischen gleich den Klängen der Aeolsharfe.

Schön ist der Olymp mit seinen Göttern und Göttinnen. Schön ist Aphrodite, beleuchtet von dem Glanze der Fackeln, welche die Götter, die zu ihren Füßen knieen, halten, doch schöner noch, so dünkt es die entzückten Höflinge, ist die Königin Johanna mit dem liebessüßen Lächeln, der stolzen Haltung und den flammenden dunkelblauen Augen.

Jetzt nimmt Gott Apoll im Olymp die Lyra, und mit voller kräftiger Stimme singt er ein Lied, das die Königin Elisabeth selbst in Musik gesetzt hat, ein Lied zur Feier des schönen Tages, die man heut begeht, zur Feier des Königs Friedrich. Die schöne Zauberin Aphrodite neigt sich zu ihm und fragt, wer König Friedrich sei, und nun in begeisterten Worten erzählt Apoll dem Olymp von jenem König, den die Götter selbst in seiner Jugendschönheit zur Erde gesandt haben, daß er aufleuchte über dem schönsten Lande der Welt, über Böhmen! Als Apollo nun das Jubellied geendet, erheben sich all die Götter und rufen im jauchzenden Chor: „Es lebe König Friedrich, der da würdig ist, im Olymp zu thronen! Es lebe der Erdenkönig, der Göttersohn!"

Und dann, als jene schwiegen, wirds drüben im Saal lebendig, und dem lauschenden Publikum erzählt Königin Johanna von Neapel ein lieblich Märchen, auch dem König Friedrich geweiht. Dann in witziger Rede beginnt Bocaccio kleine Abenteuer von den Herren und Damen des Hofes zu verrathen. Alles lacht und freut sich und fühlt, daß die Erdenlust und Freude doch noch herrlicher sei als alle Freude des Olymps!

Wer hat den Sieg gewonnen? Wem verleiht man den Preis der Herrlichkeit? Wo ist's schöner, bei den Göttern im Olymp, oder bei den sterblichen Unsterblichen?

„Es lebe die Königin Elisabeth, es lebe die Königin Johanna von Neapel!“ so rufen begeistert alle die Zeugen, die Preisrichter, und selbst Aphrodite, die herniedergestiegen von ihrem Wagen, um in das Waldesgrün hineinzuschauen und zu lauschen, ruft begeistert mit: „Es lebe die Königin Elisabeth!“

Und nun strömt hinzu der ganze Olymp, und mischt sich heiter schäckernd unter die lieblichen Gestalten des Decameron, und das giebt reizende Gruppen und Scenen, die in ihrer Schönheit, Anmuth und Grazie ein wunderherrlich Schauspiel sind. Man lacht und plaudert so laut und fröhlich, daß man nicht hört, was draußen sich begiebt. Zuweilen wohl tönt's wie Donner! Doch mag es da draußen auch donnern, das sind nur Jubelschüsse, mit denen der Himmel seine Sterblichen und Unsterblichen begrüßt. Die ganze Welt ist in der Wonne und Lust dieser Stunde vergessen. Als jetzt der Hofmarschall mit tiefer Verneigung erscheint und meldet, daß die Tafel servirt sei, reicht der König-Troubadour seiner schönen Königin den Arm, und hinter ihnen folgt der bunte Chor der Gäste im langen Zug, umflattert von Amoretten, umgeben von Pagen, in den Speisesaal. Da läßt man sich nieder an der reich mit Gold und Silbergeschirr besetzten Tafel, um an den köstlich duftenden Speisen sich zu laben.

Gerade jetzt, als der König sich auf seinen Polster niederließ, tönte es wieder wie Donnerrollen draußen! Was kümmerts ihn? Er spricht mit seiner schönen Königin, und wendet hastig einen Moment sich um zu dem Pagen Fidelio, der hinter seinem Sitz sich aufgestellt hat. Er sieht ihn an mit gleichgültigem Blick und wendet sich dann an die schöne Königin und schwört ihr, daß es in der ganzen Welt nichts Herrlicheres, Schöneres und Anmuthigeres gebe als sie, seine holde Gemahlin. Der Page hört die laut gesprochenen Worte, neigt demüthig das Haupt und senkt die Augen nieder. Die Lakaien fliegen um den Tisch, die Gäste zu bedienen, die Musici von dem goldenen Balkon hernieder schmettern frohe Weisen hinein in den glänzenden Saal zu den phantastisch aufgeputzten Gästen.

VIII.

Die Schlacht am weißen Berge.*)

Der Donner rollt. Das Königspaar mit seinen Gästen hört es nicht, und wenn sie es hören, so meinen sie, es ist der Himmel, welcher die Musik mache zu dem Götter- und dem Ehrenfeste.

O, wie kannst Du so taub sein, König Friedrich, den Donner nicht zu hören, der Dich ruft zum andern Spiel als zu dem Spiel des Festes? Und wie könnt Ihr taub sein, Ihr jungen Männer, die Ihr den schäckernden Stimmen und dem hellen Lachen der schönen Frauen an Eurer Seite lauscht, taub sein für das Geknatter der Gewehre, welches die Fenster des Festsaales erklirren lassen? Glaubt Ihr nicht, daß es die todbringenden Klänge einer blutigen Schlacht sind?

Sie glaubten nichts! Sie hörten nichts! Sie genießen nur die schöne Stunde. Fest halten sie für einen seligen Moment die leicht beschwingten Genien des Glücks an ihren goldenen Flügeln.— Der morgende Tag wird wüst und düster sein, das Heer der Kaiserlichen rückt heran, und Ungewitter thürmt sich auf am fernen Horizont. So meinen die jungen Leute, so meint auch wohl der König. Der morgende Tag wird düster sein, dort wird gar manches Angesicht erbleichen von denen, die heute noch lachen und sich des Tages freuen.

Der morgende Tag bringt den Tod! So mag heute noch das Leben mit seinem hellen Jubelklang uns berauschen, da vielleicht morgen der Tod uns an seine Brust drückt, uns in seine eisernen

---

*) Am 8. November 1620.

Arme schließen wird. Laßt uns heute genießen und fröhlich sein; und wenn morgen uns der Himmel Wolken bringt, so wollen wir uns noch heute des Daseins freuen.

Sie hören's nicht und sie wissen's nicht, daß schon das Unheil herangezogen ist, von welchem sie meinen, daß es morgen erst da sein wird. Sie sehen nicht die Feuerschlünde, welche dort drunten aufgestellt sind, und hinüber und herüber ihren Donner rollen lassen. Nein, es ist nicht der Himmel, welcher seinen Donner zu Eurem Feste brüllt, nein, es sind nicht die Fanfaren des Himmels, welche jubeln und spielen, die Kanonen sind es, welche den Donner rollen, das Knattern ist's aus den Reihen der Geschütze, welche den Feind hinüber und herüber begrüßen mit ihren Kugel-Salven.

Herzog Maximilian hat nicht warten wollen auf den morgigen Tag. Seine Schaaren hungern, hinter ihnen ist die ausgeplünderte Wüste. Vorwärts also, nach Prag hin, wo man noch Alles finden wird, wo der Hunger seine Sättigung findet, die leeren Taschen ihre Füllung haben sollen. Die Spione haben es dem Herzog gemeldet, daß Unordnung und wildes, wüstes Wesen dort drüben bei den Königlichen herrscht. Sie hatten ihm gekündigt, daß der König selber nach Prag zurückgekehrt ist, daß die Feldherren sich mit einander im Zwist befinden.

Und Herzog Maximilian von Baiern ist ein viel zu schlauer und viel zu tapferer Soldat, als daß er den günstigen Augenblick nicht benützen sollte. Wozu noch zaudern und warten bis auf den morgenden Tag? Heute noch vorgerückt! Heute schon mögen wir siegen! Auf also! Dem Feind entgegen!

Die Kaiserlichen setzten sich in Bewegung. Mit klingendem Spiel und laut tönendem Hurrah-Geschrei rückten sie vorwärts in raschen Märschen. Die Schlacht ist unvermeidlich.

Der Fürst Anhalt sieht es, und läßt auch die Seinen zum Aufmarsch vorwärts rücken, und sendet eilends seinen eigenen Adjutanten Andreas von Hagenfeld nach Prag zum König Friedrich.

Eilends soll er ihm melden, daß jetzt die Schlacht beginnt und daß der König kommen möge, um sich an die Spitze seiner Armee zu stellen.

Nun in zwei ungeheuren Schlachtreihen stehen sich die Feinde gegenüber. Die Kaiserlichen haben 25,000 Mann, die Königlichen sind ihnen fast gleich an Zahl. Auf ein Zeichen des Fürsten von Anhalt brennen alle Kanonen auf einmal los, und schmettern Tod und Verderben hinein in die Reihen der Kaiserlichen. Mit furchtbarem Donner-Gebrüll erwiedern die Kanonen des Feindes den Gruß der Königlichen, und zum raschen Angriff sprengen sie gegen den Feind heran.

„Es lebe der Kaiser!" „Es lebe der König!" so tönt es herüber und hinüber. „Im Namen der heiligen Jungfrau!" rufen die Kaiserlichen. „Im Namen der Kirche und der Reformation!" schreien die Königlichen.

Und mit wüthender Hitze stürzt sich Feind auf Feind, im Einzelgefecht kämpfen die Parteien gegen einander. Jetzt tönt von der rechten Seite herüber lautes Jubelgeschrei. Es sind die Kaiserlichen, welche ein Paar Kanonen des Feindes erbeutet haben, und mit unwiderstehlicher Gewalt herandrängen. Doch rasch jagen der Graf Schlick und der Prinz von Anhalt mit ihren Schaaren heran und werfen sich den Fliehenden entgegen, und treiben sie zurück mit wildem Geschrei und nehmen die eroberten Kanonen wieder zurück.

Auch auf der andern Seite brüllt und jauchzt und schreit es eben. Das sind die Kosaken, die wilden Schaaren, die man hier auf deutschem Boden zum ersten Mal erblickt, mit welchen der Polenkönig die Kaiserlichen unterstützt. Ja, die Kosaken sind es, die auf den leichten Pferden heranjagen gegen die Ungarn, welche der König Friedrich herangezogen hat und die Bethlen Gabor dem König zu Hülfe gesandt. Ein wüthender Kampf entbrennt

jetzt zwischen den Kosaken und Ungarn. Auch hier werden die Schaaren der Kaiserlichen zurückgedrängt und in wilder Flucht schwärmen die Kosaken dahin, verfolgt von den ungarischen Reitern.

„Der Sieg ist unser!" schrien die Böhmen. „Der Sieg ist unser!"

Doch da rücken neue Schaaren der Kaiserlichen heran, General Bouquoi, schon aus mehr denn einer Wunde blutend, hat, ihrer nicht achtend, sich wieder auf's Pferd gesetzt und rückt mit einem Haufen heran. Gegen den Prinzen Anhalt und gegen die Ungarn wendet sich der Herzog Maximilian selbst mit seinen Kampfesdurstigen Schaaren. Immer wüthender, immer gewaltiger tönt der Donner der Kanonen, das Geknatter der Gewehre, das Schreien der Kämpfenden. Berge von Leichen thürmen sich auf, Ströme von Blut fließen von den Bergen herab.

„Wo ist der König? Wo ist der König?"

Die Schaaren wanken. Er allein vermöchte sie noch zusammen zu halten, ihm allein wärs möglich, sie anzufeuern mit neuem Muth.

„Wo ist der König? Wo ist der König?" — Der König? Im Festsaal sitzt der König und lächelt seiner Königin zu und schaut mit glänzenden Augen die Tafel herauf und hinab und freut sich der schön geschmückten Gäste.

Draußen steht schon lange Zeit der Adjutant des Fürsten Anhalt, Andreas von Hagenfeld. Er fleht die Lakaien an, sie möchten dem König künden, daß er da sei, im Namen des Fürsten Anhalt ihn anzuflehen, daß er hinaus komme in die Schlacht. Doch keiner von den Lakaien will es wagen, den König abzurufen von dem rauschenden Feste, keiner will hinein, ihm Kunde zu bringen. Vergebens, daß der Bote sie beschwört im Namen des Vaterlandes. Sie schütteln nur abweisend das Haupt. Der Obersthofmarschall hat verboten, irgend eine Nachricht in den Saal zum Könige hineinzutragen. Es ist unmöglich, doch eins kann man thun, den Pagen Fidelio, den kann man rufen, dem kann man die Nachricht

bringen. Von den Lakaien wagt es einer. Er schlüpft hinein zum Platz des Königs, er winkt dem Pagen.

„Kommt einen Augenblick heraus, es ist wichtige Botschaft draußen für den König.“

Fidelio folgt sogleich dem Ruf. Der König schaut rasch hinter sich. Er fühlt, daß Fidelio sich entfernt, er weiß es, wenn er ihn auch nicht sieht, er fühlt seine Nähe, wenn er sich auch nicht zu ihm wendet, und er folgt mit einem langen Blick der Gestalt des Pagen, wie er dahin schlüpft durch die Reihen der Diener nach der Thür. Aber seine Königin wendet sich eben lächelnd zu ihm hin und spricht mit ihm. Er hört ihr zu und darf nicht merken lassen, daß ihm die Abwesenheit des Pagen unangenehm ist. Jetzt athmet er auf, er schaut hinter sich und fühlt, daß sein Page Fidelio wieder da ist, wieder ganz in seiner Nähe, und jetzt neigt sich der Page zu ihm nieder.

„Majestät, ich bitte um Gnade, wenn ich zu stören wage.“

Der König wendet hastig sich zu Fidelio hin. „Was giebt es, mein Knabe? Was willst Du von mir?“

„Ach mein König, keine Freudenbotschaft. Sehr traurig bin ich, daß es mir vorbehalten ist, Dir schlimme Kunde zu bringen.“

„Schlimme Kunde? So behalte sie bis nach der Tafel, mein Page. Störe nicht die Freude dieses Festes, wer weiß, ob wir uns jemals wieder freuen mögen. Schweig, Fidelio, laß uns noch glücklich sein, wir wissen ja nicht, ob wir es jemals wieder sind.“

„O König, damit Ihr's wieder sein könnt, hört auf die Stimme der Warnung! Hört auf mein Flehen.“

Doch da schmettert so eben die Musik von den goldenen Chören des Festsaales ihre lustigen Weisen herab und überdeckt mit ihren Tönen das leise Geflüster des Pagen. Doch er will gehört sein, die Stunde drängt, und die Gefahr schwebt als unheilsvoller Unglücksvogel über dem Haupte des geliebten Königs.

„O, mein König und mein Herr, habt Erbarmen! Hört mich doch an! Endet das Fest und eilt hinaus zu Euren Schaaren. Es droht Euch Gefahr, schlimmer, als der Tod."

„Was, mein Page, was für Gefahr?"

„Die Gefahr besiegt zu werden von den Kaiserlichen."

Der König Friedrich bebt in sich zusammen und springt empor. Staunend sahen alle Gäste zu ihm hin, und staunend erhebt sich die Königin.

„Was giebt es, mein Gemahl?"

„Nichts, meine Königin, nichts!" erwiederte er leise, indem er wieder auf den Sessel niedersinkt. „Verzeihet, meine theuren Gäste, ich vermeinte einen Augenblick Kanonendonner zu vernehmen, doch ich täuschte mich. Ja sicherlich, ich täuschte mich. Achtet nicht auf mich — und Du, mein Page Fidelio, das Fest ist bald beendet, dann folge ich Dir, dann thue ich, wie Du willst!"

„O, mein König, mein geliebter Herr! Thue es gleich. Dringend ist die Gefahr, und Alles könnte verloren sein, wenn Du noch länger zauderteſt. Hast Du je geglaubt an Deines Pagen Liebe, hast Du je gemeint, daß er für Dich sein Leben hingeben würde, so höre auf meine Stimme, wende Dich nicht von mir, mein König! Dein Leben, Deine Krone hängt von dieser Stunde ab! Denke an Deine Gemahlin, denke an Deine Kinder, denke an die Zukunft! Höre auf meine Worte! Erhebe Dich, sei ein Mann, und gehe hinaus zu Deinen Schaaren!"

„Wohlan, es sei! Vergebt, Ihr schönen Frauen, vergebet mir, meine Königin!" so ruft der König, indem er sich zum zweiten Male von seinem Sessel erhebt. „Lasset das Fest nicht stören, die Frauen mögen zurück bleiben. Ihr aber, Ihr Männer! Folget mir! Es ist nicht des Himmels Donner, ich täuschte mich, es sind die Kanonenschlünde des Feindes! Die Schlacht ist da! Auf, meine Herren! Wir müssen fort zur Schlacht."

Die Männer erheben sich alle.

Der König achtet nicht auf sie, hört nicht mehr das Flehen seiner Gemahlin. Er stürmt eilends aus dem Saal. Fidelio folgt ihm.

Sie ist es, welche die Kammerdiener herbeiruft, daß diese statt der seidenen und Sammet-Gewänder ihm die Uniform darreichen. Der Troubadour und Ritter soll sich jetzt wieder in einen Soldaten verwandeln, Fidelio selber reicht ihm jetzt das Schwert und umgürtet ihn damit.

„Nun, ziehe hinaus, mein König! Der Gott der Schlachten wird Dir gehorchen und wird Dir gnädig sein, siegen wirst Du und mit Lorbeeren bekränzt aus der Schlacht zurückkehren."

Der König schaute sie an mit leuchtendem Blick. „Und kehre ich so wieder, Fidelio, dann ist Dein der Sieg! Du hast den Träumer geweckt, Du hast den Thoren aufgerufen zur Wahrheit und zur That. Kehre ich wieder, Fidelio, dann lohne ich Dir den Sieg, dann danke ich Dir, dem Getreuesten der Getreuen. Und nun hinaus und auf zu Roß!"

Andreas von Hagenfeld harrt seiner unten an der Treppe neben seinem Roß und folgt ihm, ihm allein. Die jungen Männer, die dem Feste beigewohnt, sind fast beschämt hinausgeeilt in ihre Wohnungen, um die Festgewänder abzulegen, und sich in die Uniform zu kleiden. Doch die Schlacht wartet nicht auf sie, und das Unglück eilet vorwärts mit beschwingten Sohlen, es eilet rascher noch, wie das Roß des Königs, das ihn hin trägt durch die Gassen nach dem Strahöver Thor.

Doch, was ist das? Wer hält da am Thor? Wer naht sich ihm auf hohem Roß? Sind das nicht seine Feldherren, die Fürsten Anhalt und Hohenlohe? Was bedeutet das? — Hinter ihnen wird das Thor geschlossen.

Der König fragt sie mit lauter banger Stimme. Beide Fürsten neigen tief ihr Haupt.

„O Majestät, die Unsern sind in tiefem Jammer, weil die Schlacht verloren ist, und wir kaum noch das eigene Leben gerettet haben aus diesem furchtbaren Kampf."

„Wie, die Schlacht verloren?" schreit der König. „Das ist unmöglich! Nein, das kann nicht sein!"

„Schaut selbst, Majestät, schaut selbst den Jammer, laßt uns hinaufsteigen auf den Wall, von dorten möget Ihr Alles übersehen."

Der König schwingt sich von seinem Roß und mit ihm thaten es die anderen Herren. Schweigend stiegen sie den Wall hinauf. Ja von dorten kann man Alles übersehen. Das weite Lager, das große Schlachtfeld, das mit Leichen und Blut überdeckt ist, und auf welchem in blauen Wolken noch der Dampf der Kanonen schwebt. Ja von hier aus kann der König das Unglück des Tages anschauen. Dort in wilder Flucht, dort unten jagen die Seinigen von dannen, Andere wieder nähern sich dem Thore und flehen um Einlaß und um Hilfe.

Dort oben auf der andern Seite erblickt man in langen Schaaren die Kaiserlichen, die im Sturmesschritt auf Prag heranrücken.

„Ja, ich sehe es, ich sehe es," schreit auf einmal der König mit vor Schmerz bebender Stimme. „Verloren! Verloren bin ich, verloren ist die Schlacht."

„Ja," murmelte der Fürst von Anhalt, „ja verloren ist die Schlacht!"

„Und mit ihr meine Krone," rief der König schmerzvoll. „Sagt nun, Ihr Herren, was soll ich thun? Rathet mir, denn rathlos fühle ich mich und ganz zerschmettert."

„Ich meine, es wäre nothwendig zu unterhandeln mit dem Herzog Maximilian!" sagte Fürst Hohenlohe traurig.

„Stimmt der Fürst von Anhalt dem bei?"

„Ja, man muß mit dem Herzog Maximilian unterhandeln.

Eure Majestät sollten Boten schicken und um einen vier und zwanzigstündigen Waffenstillstand bitten."

„Gut, es sei! Zum Frieden muß ich geneigt sein! Ich muß mich in die furchtbare Nothwendigkeit fügen. Ihr beide seid dafür, Ihr, meine Feldherren, das sagt mir, daß Alles verloren ist. Der Kampf ist aus, und was zu retten ist, das wäre nur noch durch Unterhandlungen möglich. Ich sehe es ein. So sendet denn in meinem Namen Boten an den Herzog Maximilian und bittet für mich um Waffenstillstand. Und öffnet das Thor, denn ich höre das Schreien und Jammern der Unsern. Laßt die Flüchtigen ein."

Der Fürst Anhalt winkt seinen Adjutanten, Andreas von Hagenfeld, heran und ertheilt ihm die Ordre, in das feindliche Lager zum Herzog Maximilian zu reiten.

Man öffnet die Thore, und in wilden Schaaren strömen die Flüchtigen herein.

Der König hat wieder sein Roß bestiegen. In vollem Jagen kehrt er zurück zum Schloß.

Verloren ist die Schlacht, und Schlimmeres noch ist verloren, der Muth des Königs, seine Standhaftigkeit, seine Entschlossenheit Er fühlt es wohl, daß er rings von Feinden umgeben ist. Nichts mehr hat er zu hoffen. Muthlos und gebeugt sind seine Feldherren. Jetzt bleibt nur noch übrig zu retten, was zu retten ist: zuerst seine Gemahlin und die Kinder, dann die Schätze und Kleinodien, das Nothwendigste, was man zusammenraffen kann. „Ja, rette, was zu retten ist!" Das ist jetzt die Parole des ganzen Schlosses. Vorbei ist Alles, geendet ist das Fest. Nicht mehr ist Glanz und Freude in den herrlichen Sälen, nur Angst und Furcht herrscht jetzt noch in des Königs Schloß. Todesangst auf den bleichen Gesichtern läuft Alles wild durcheinander! Jeder hat den Kopf verloren und rafft nur noch zusammen, was noch zu retten ist.

Die Königin Elisabeth ist in ihre Gemächer zurückgekehrt. Die phantastischen Gewänder liegen auf dem Fußboden umher.

„Die Reisekleider! Gebet die einfachsten, dunklen Gewänder, ich bin nicht mehr Königin, ich bin nur noch eine Flüchtige. Bringet mir meine Kinder, auch sie sollen eilends zur Abreise angekleidet werden. Schnell, das Nothwendigste packt zusammen, meinen Schmuck, meine Kleinodien, wir werden ihrer bedürfen. Wer weiß, wann wir heim kehren ins schöne Königreich Böhmen, nach Prag."

So seufzt jetzt die Enkelin Maria Stuart's, wie auch sie einst gethan, da sie das schöne Schloß Edinburg verließ, um vor den Rebellen zu fliehen, und sich zu ihrer Verwandten begab, zur Königin Elisabeth. Sie kehrte nie zurück nach ihrem stolzen Schloß zu Edinburg, und für immer war von ihrem Haupte die Königskrone abgefallen.

Daran gedenkt Elisabeth in dieser Stunde, da sie sich zur Abreise rüstet und die dunklen Reisekleider anlegt. Ja, sie denkt an ihre Elternmutter Maria, und ihr Herz bebt vor Furcht bei dem Gedanken an Maria's trauriges Schicksal.

Ebenso wie die Seinen ist auch der König beschäftigt Alles Nothwendige einzupacken. Fidelio, der Einzige, der mit klarem Blick Alles überschaut und Alles wohl bedenkt, Fidelio weicht jetzt nicht von der Seite seines Königs. Friedrich ist in Gefahr, nun ist es sein Recht, an seiner Seite zu sein, nun darf er bei ihm weilen, nun, in der Stunde der Gefahr und Noth, verläßt er ihn nicht. Die Papiere, die Schriften und geheimen Briefschaften, das Alles packt Fidelio zusammen und legt sie in eine Mappe, denn das Wichtigste, so dünkt es dem Pagen, das sind die Papiere seines Königs. Der Feind soll die Geheimnisse Friedrichs nicht ergründen, soll nicht erfahren können, was ihm vielleicht von großer Wichtigkeit wäre, zu verbergen. Ja gewiß, das Wichtigste sind die Papiere, und kein anderer soll sie tragen als Fidelio, dertreue Page.

Der König indessen giebt Befehl, daß die Kostbarkeiten und die Schätze, die mit der böhmischen Krone in der heiligen Wenzels-Kapelle aufbewahrt werden, eilends eingepackt werden sollen, um sie mitzunehmen.

Der Bote ist zurückgekehrt, und hat von dem Herzog Maximilian gemeldet, daß er nicht vierundzwanzig sondern nur sechs Stunden dem Könige bewilligen kann, dann, verlangt er, sollen die Thore sich öffnen, dann soll der König Friedrich feierlich allen seinen Ansprüchen auf das Böhmerland entsagen, soll die Krone abtreten an den Kaiser Ferdinand, den rechtmäßigen Besitzer derselben.

Darum ist Eile nöthig, darum soll die Krone hinweggeführt werden mit allen Kleinodien und dem Archiv des Königreichs. Plötzlich ertönt der angsterfüllte Schrei: „„Die Kaiserlichen stürmen heran! Die Kaiserlichen kommen.““

Der König eilt durch die Gemächer dahin, dahin zu seiner Königin, zu seinen Kindern. „Auf, nun ist nicht länger Weilen hier! Wir müssen fort! Nach der Altstadt von Prag! Auf, hinüber!“

Man besteigt die Wagen, und in vollem Jagen geht's nun hinüber, dorthin, wo vielleicht noch Rettung ist. Ja vielleicht noch Rettung, wenn der König standhaft ist, wenn er auf die flehenden Stimmen der Bürger von Prag hört, welche jetzt ihm entgegen rufen, ihn anflehen, daß er ausharre mit ihnen, an ihrer Spitze sich dem Feinde muthvoll gegenüberstelle.

Friedrich ist bereit. Aber die Fürsten von Anhalt und Hohenlohe, die wollen nicht, ihnen ist der Muth gesunken und das Herz gebrochen. Oder ist es wahr, was die Andern flüstern? Sind Beide heimlich bestochen von den Kaiserlichen, dem Kriege ein Ende zu machen, Frieden zu schließen? Ist es so? Man sollte es wohl

glauben, wenn man hört, wie sie dem Flehen der Bürger Prags und der Tapfern, welche noch bei ihnen weilen, entgegnen, wie sie mit ernsten Mahnungen den König beschwören zu entfliehen, so eilends, wie möglich, zu entfliehen, um sich nicht selber in Gefangenschaft zu geben.

Noch zaudert der König, da tritt der Fürst von Anhalt näher zu ihm heran.

„Hört nicht, o König, hört nicht auf die Stimmen der Böhmen, die Euch rathen wollen, hier zu bleiben. Ich weiß es, sie thun es nur um ihrer selber willen. Ich weiß, sie haben mit einander beschlossen und verabredet, daß sie Eure Königin mit den Kindern an den Kaiser ausliefern wollen, um die Strafe von sich selber um so sicherer abzulenken. Ich beschwöre Euch, König, hört nicht auf die Böhmen! Treulos sind sie und Verräther. Eilet von dannen!"

Noch einen Augenblick bleibt der König Friedrich unentschlossen, noch einmal überlegt er, was zu thun ist. — Da ertönt ein Geschmetter der Trompeten, welches kündet, daß Herzog Maximilian in Prag eingezogen ist.

„Fort, fort, jetzt!" Alles läuft durcheinander und stürzt vorwärts.

„Die Kaiserlichen kommen!" Und nun ist kein Halten mehr, kein Ueberlegen. In wilden Wogen eilen die Flüchtigen dahin und reißen Alles mit sich fort, den König auch mit seiner Königin und seinen Kindern. Niemand denkt mehr daran, die Schätze zu retten, welche man zusammen gebracht, die Königskrone, die Kleinodien, Alles läßt man zurück! Das eigene Leben nur will man retten, sich sichern vor der Gefangenschaft.

Noch einmal flehen die Bürger von Prag den König an, er solle bei ihnen bleiben; noch einmal bitten die jungen Generäle, er solle sie den Kaiserlichen entgegenführen. Noch ist es möglich zu siegen, noch ist es möglich, den Feind zurückdrängen. Acht hundert Ungarn

nahen heran zur Hülfe, Mannsfeld steht dem Feind im Rücken. Schon hört man die Trommeln wirbeln, die Trompeten schmettern. Er naht heran mit seinen Schaaren, ein neuer Kampf beginnt.

„Eilet, eilet, flieht!" rufen die Fürsten von Anhalt und Hohenlohe. „Fliehet! Verloren ist Alles! Rettet das Leben!"

Ja verloren ist Alles! Denn der König hört auf die Stimmen der Feigen, der Verräther. Verloren ist Alles, denn der König flieht mit seiner Königin und seinen Kindern fort aus Prag. Verloren ist die Schlacht am weißen Berge, von welchem die Blutwellen niederrieseln in das Thal.

IX.

Nach der Schlacht.

Vorbei, Alles vorbei! Prag ist gefallen und mit ihm die Königskrone vom Haupte seines Königs. Nun beuge dich in den Staub, Stadt der Städte, du wirst niemals mehr die Residenz eines freien selbstständigen Königs sein, nie wieder wird ein freier, ein unabhängiger König auf dem Hradschin thronen, dein Thron und mit ihm die Krone ist gestürzt, und ihre Pracht und ihr Glanz wird nur noch aufleuchten in den Büchern der Geschichte wie aus Tausend und Einer Nacht. Vorbei, alles vorbei.

Auf unfahrbaren Wegen, kaum geschützt vor der früh ausgebrochenen Winterkälte fährt König Friedrich mit seiner Gemah-

lin und den Kindern, nur von wenigen Getreuen begleitet dahin auf der Landstraße, die nach Breslau führt.

Zu derselben Stunde nimmt der Herzog Maximilian von Bayern mit seinem General Tilly und dem französischen General Bouquoi sein Quartier auf dem alten Königsschloß, dem Hradschin.

Die Bürger von der Kleinseite von Prag hatten ihn selber demüthigst eingeladen, in die Stadt einzuziehen, und mit manchem schönen Wort hatten sie ihm ihre Treue, ihre Anhänglichkeit für den Kaiser versichert. Nur gezwungen seien sie worden, sich dem König von Böhmen zu unterwerfen, und treu in ihrem Herzen seien sie immer dem rechtmäßigen König, dem Kaiser Ferdinandus gewesen.

Die Furcht macht sie beredt, und der Kleinmuth birgt sich unter den falschen Worten der Treue.

Maximilian giebt sich das Ansehen, all diesen Versicherungen Glauben zu schenken, und ist gar gnädig gegen die feigen Bürger der Kleinseite, diese Bürger, die heute Morgen noch dem König Friedrich entgegengejauchzt und nicht genug der Worte gefunden für ihre Treue und ihre Anhänglichkeit an das Königshaus.

Noch hatte die Altstadt Prags geschwiegen. Der Herzog Maximilian sendet Boten hinüber, den Bewohnern der Altstadt zu melden, daß sie sich zu unterwerfen oder den Zorn des Siegers zu erleiden haben würden.

„Ja, unterwerft Euch," das ist die Parole dieses Tages. „Unterwerft Euch!" Das ist das Wort, welches man durch alle Straßen und durch alle Häuser schreit und jammert. „Unterwerft Euch dem Sieger, sonst wehe Euch." —

Jetzt öffnen sich die Thüren der Paläste, und die edlen Herren vom Adel, geführt vom Fürsten Lobkowitz treten heraus, sich hinüber zu begeben nach der Kleinseite, hinauf auf den Hradschin, um dem Herzog Maximilian zuerst vor allen Andern ihre Unterwerfung anzukündigen.

Und auch sie tragen das Wort der Treue für den Kaiser auf den Lippen. „Sie haben nur widerwillig sich dem Zwange gefügt!“ so versichert Fürst Lobkowitz, und es stürzen, wie er spricht, ihm die Thränen aus den Augen, „nur widerwillig sich dem Zwange gefügt.“ Im Herzen waren sie stets kaiserlich gewesen, und sie danken Gott dafür, daß endlich der Sieg den Kaiserlichen die Stadt Prag geöffnet, und sie schwören Ergebenheit und Treue bis in den Tod dem angestammten Herrscher, dem Kaiser-König Ferdinandus. „Nur das Eine,“ fleht Fürst Lobkowitz mit zaudernder, schwacher und leiser Stimme, „dies Eine nur möge uns die Majestät verwilligen: Vergebung für unsere Empörung, die wahrlich nur gezwungen war! Vergebung und Erhaltung unserer Freiheiten und unserer Religionsübungen und dann vor allen Dingen Sicherheit gegen die Plünderung der Stadt.“

Und die vornehmen Herren vom Adel, welche stets mit so viel Verachtung und so viel Hochmuth herniederblickten auf die armen Leute, die vor ihnen im Staube gelegen, sie beugen sich jetzt selber in den Staub und liegen demüthig zu den Füßen des Herzogs Maximilian, flehend um Gnade, um Wiederaufnahme in die kaiserliche Gunst.

Der Herzog hieß die vornehmen Herren sich von ihren Knieen erheben, und versprach ihnen zu thun, was in seinen Kräften steht. Die Plünderung von der Stadt abzuhalten, das steht in seiner Macht, und er wird seinen Leuten gebieten gute Mannszucht zu halten und derer zu schonen, die dem Könige, dem wirklichen, dem angestammten Könige Ferdinand sich unterwerfen! Doch wehe denen, die das nicht thun, wehe den Bürgern von der Altstadt, wenn sie nicht bald kommen, Unterwerfung anzukündigen.

Die Plünderung kann der Herzog abwehren, selbstständig, aus freier Machtvollkommenheit, doch was die übrigen Forderungen und Bitten anbetrifft, die hängen nicht von ihm ab. Die Gnade ist in

den Händen des Kaiserlichen Herrn allein. Vor ihm selbst müssen sie sich beugen die stolzen böhmischen Herren, ihn müssen sie um Gnade und um Erbarmen anflehen. Der Herzog räth ihnen, daß sie ohne alle Bedingung sich ihm unterwerfen, denn nur denen, welche nichts fordern und begehren, denen wird der Kaiser Gnade bewilligen und vielleicht auch ein wenig Freiheit, um zu ihrem Gott nach ihren Satzungen und ihrem Glauben zu beten.

Während er so mit den Herren vom hohen Adel unterhandelte, langte eine Schaar von Abgeordneten des Bürgerstandes aus der Altstadt und der Neustadt an. Sie waren demüthig neben der Thür auf ihre Kniee niedergesunken und flehen zu dem Bayern-Herzog um drei Tage Frist, nur um die Bedingungen aufzusetzen, nach denen sie sich unterwerfen wollen.

Der Herzog sah sie mit flammenden Augen an und er trat hinein in den Kreis der Knieenden. „Drei Tage Bedenkzeit, um mir, dem Sieger, Bedingungen aufzusetzen, unter denen Ihr Euch unterwerfen wollt?“ sagte er mit zorniger Stimme. „Ich sage Euch nur dies: nicht drei Stunden bewillige ich Euch! Unterwerfen sollt Ihr Euch Eurem angestammten Herrn, dem Kaiser, ihm, der gekrönt ist auf dem Hradschin und in der St. Veitskapelle, von Eurem eigenen Bischof die Weihe empfangen hat! Unterwerfen sollt Ihr Euch und abschwören den Meineid, den Ihr geleistet dem sogenannten König Friedrich! Nur wenn Ihr dies thut, gleich auf der Stelle im Namen der ganzen Bürgerschaft von Prag, nur dann kann ich Euch Gnade gewähren, sonst wehe Euch Allen! Meine Kosaken und Wallonen warten vor den Thoren! Ein Wort von mir und sie dringen ein! Plünderung und Raub, das ist ihr Recht und sie sollens haben.“

Wie die Stimme des Weltgerichts erklang der Mahnruf in den Herzen der armen geängsteten Bürger. Die Kosaken und Wallonen! Mit diesem Wort konnte der gestrenge Herzog sie jagen, wie man kleine Kinder in das Bett jagt vor Angst und Grauen

mit dem Knecht Ruprecht. Kosaken und Wallonen! Lieber Alles als diese in die Stadt hineinlassen, lieber alles tragen, alles dulden! „Wir unterwerfen uns! Herzog, Gnade! Wir unterwerfen uns der Majestät von Wien! Wir wollen ihr getreue Unterthanen sein! Wir schwören im Namen der Bürgerschaft von Prag, der Altstadt wie der Neustadt, wir beugen uns dem Zorn des Kaiser-Königs und flehen um seine Gnade!"

Doch mit solcher Unterwerfung allein war der Herzog nicht zufrieden! Oeffentlich vor aller Welt muß der Abfall von dem König Friedrich geleistet werden, die Luft soll sie hören die neuen Schwüre der getreuen Unterthanen Seiner Majestät, die Luft soll sie hinaustragen in alle Winde. Abgeschworen haben sie den Unglauben, heimgekehrt sind sie zu ihrem angestammten König, die Böhmen jeden Glaubens, jeden Standes.

Auf dem Altmarkt in der Altstadt, an derselben Stelle, wo man die Kleinodien und die Krone der Böhmen, die auf seiner eiligen Flucht der König dort zurückgelassen, gefunden und wieder hinaufgetragen hat in den Hradschin, auf derselben Stelle erhebt sich am andern Morgen ein Altar. Kaisersoldaten stehen rings um den Platz und neben dem Altar. An Kaisers Stelle steht der Herzog Maximilian, ihm zur Seite der Tilly und der Bouquoi. Nun in langen Zügen feierlich und ernst kommen sie heran, prächtig geschmückt in ihren Hofgewändern die Herren und die Ritter vom böhmischen Adel. Auf ihre Kniee fallen sie auf dem Markte und laut mit Thränen der Zerknirschung künden sie dem Herzog, dem Stellvertreter ihres Königs und Kaisers, daß sie sich schwer vergangen haben, bitten, um ihrer Reue willen ihnen zu verzeihen, schwören zerknirscht und demüthiglich, daß sie ihrem König treu sein wollen. Nur König Ferdinand allein ist der angestammte Herrscher, nur ihm allein Treue bis in den Tod und Niemand anders sonst.

Es giebt wohl Einige von ihnen Allen, welche die Augen niederschlagen, es giebt wohl Einige, welche Thränen weinen, nicht vor Zerknirschung, sondern vor Wuth, aber in ihren Herzen müssen sie ihre Wuth verbergen, und dürfen nicht errathen lassen, welche die Ursache ihrer Thränen ist.

Glücklich die Frauen an diesem furchtbar demüthigen Tage, glücklich die Frauen, die eingeschlossen in ihren Gemächern sitzen und weinen können über das Loos des Volkes, über ihr Elend und über die Demüthigung ihrer Männer.

So weinte in ihrem Gemache die schöne Fürstin von Lobkowitz. Sie ahnte schon das Unheil, welches hereinbrach, sie ahnte es an der Feigheit ihres eigenen Gatten, und darum war sie gestern nicht zu dem Hoffeste gekommen, darum hat sie sich verleugnet und war daheim geblieben, um ihren Gemahl zu beschwören, daß er möchte hinausziehen in die Schlacht und kämpfen bis zu dem Tod. Besser wär's gewesen, als so sich unterwerfen, so die Schmach zu tragen, auf öffentlichem Markte knieend Vergebung zu flehen.

Und drinnen in ihren innersten Gemächern verweilt auch die schöne junge Fürstin Lichtenstein. Sie hat freilich nichts zu beklagen. Ihr Gatte ist ja todt zu seinem Glück und wohl auch zu dem ihren, gestorben schon vor einem halben Jahr, und frei und unabhängig ist die schöne Fürstin. Was hat sie zu klagen, was hat sie zu weinen? Oft genug haben die stolzen vornehmen Verwandten sie verleugnet, haben die Tochter des Schloßverwalters, die der alte Fürst zu seiner Gemahlin erhoben hat, nicht anerkennen wollen. Was weint sie denn nun über die Demüthigung des böhmischen Adels? Freuen sollte sie sich der Demüthigung derer, die ihre Feinde sind! Und doch ist Angst und Qual in ihrem Herzen! Sie ringt die Hände empor zum Himmel und fleht zu Gott um Beistand für ihn, für ihren Geliebten. Sie nennt ihn nicht, doch ihr Herz schreit seinen Namen! Um ihretwillen hat er gestern dem

Feste beigewohnt, um ihretwillen die Maske getragen und den jungen, stolzen Krieger in Gott Apoll verwandelt.

Oft schon hat er von seiner Liebe zu ihr gesprochen, oft schon gefleht um ihre Gegenliebe und um ihre Hand, doch dem Gesetze der Welt und dem Gebrauch der hohen Aristokratie muß man sich fügen, besonders wenn man so jung ist und so dasteht wie die junge Fürstin, des Schloßverwalters Tochter. Ihr vor allem ziemt es, die Etiquette streng zu wahren und sich nicht eher zu vermählen, als bis, wie es Gebrauch ist, ein Jahr seit dem Tode des Gemahls verflossen.

Und dann, es hat ein Jeder seine guten Freunde, welche an Verlästerung des Freundes und an Verläumdung ihr Gefallen finden.

Auch der junge Graf von Wostrowetz hat solche Freunde, und sie sind gekommen der jungen Wittwe zu sagen, daß der Graf gar sehr verschuldet sei, daß er sonst ein wildes, zügelloses Leben führe und nur um Ruhe zu haben vor seinen Gläubigern, nicht aus Liebe, um die Hand der schönen jungen Wittwe freie. Nein, nicht aus Liebe, denn oftmals hat er sie verspottet, sie, des Schloßverwalters Tochter, die sich in die Reihen der Aristokratie eingedrängt hat und sich dünket ihnen gleich zu stehen.

Sie haben das der jungen Wittwe gemeldet, und es hat ihr oftmals wehe gethan. Doch die Liebe ist stärker gewesen als die Zunge der Verläumdung, die Liebe hat für ihn gesprochen und für ihn gefleht in ihrem Herzen. Als er wenige Tage vor der Katastrophe zu ihr gekommen war, von seiner Liebe gesprochen und gefleht, daß sie die Seine werde und sich vermählen sollte, da hatte Wanda ihm mit einem süßen Lächeln ihre beiden kleinen Hände dargereicht. „Wir wollen sehen, Graf, was die Zukunft bringt! Doch eines frage ich: man nennt Euch einen eifrigen Anhänger unseres Königs Friedrich! Seid Ihr das?"

„Gewiß, ich bin es," sagte der Graf plötzlich ernst werdend. „Ja ich bin sein treuer Anhänger, und kommts zum Kampfe, so werde ich an seiner Seite kämpfen und fechten, deß seid gewiß, Fürstin. Es nahen schwere Zeiten!

Und gerade um dieser Zeiten willen wünschte ich, daß Ihr die Meine werden sollet, und daß ich das Recht hätte, Euch meinen Namen zu geben, damit, wenn ich im Kampfe fallen sollte, ich doch sterben kann mit dem Bewußtsein, daß Ihr meine Wittwe seid und meinen Namen tragt."

„Ihr liebt mich wirklich?" fragte Wanda, ihm tief in die Augen schauend, in die schönen dunklen Augen, die für sie einen ganzen Himmel glückseliger Verheißungen enthielten.

„Ich liebe Euch wirklich," sagte er ernst, „ich weiß, man hat mich oft bei Euch verlästert, ich weiß, man hat sich Mühe gegeben mir Euer Herz zu entfremden. Wenn's ihnen gelungen, meinen Feinden, so sagt es mir und demüthig will ich mein Haupt beugen und von Euch fortgehen um nimmer wiederzukehren. Doch wenn Ihr an meine Liebe glaubt, so gebt mir Eure Einwilligung, daß ich Euch jetzt in der Stille meine Braut und bald vor aller Welt meine Gemahlin nennen kann."

Sie hatte abwehrend und verneinend ihr schönes Haupt geschüttelt. „Nicht so rasch, Graf Wostrowetz, nicht so rasch! Zuerst sollt Ihr mir einen Beweis von Eurer Liebe geben! Ihr habt mir oft gesagt, Ihr wünschtet, daß es irgend etwas gäbe, womit Ihr mir beweisen könntet, daß Ihr mich liebt, Ihr wünschtet, Ihr könntet mir Opfer bringen! Nun wohl, Ihr könnt mir ein Opfer bringen!"

„Was ist's? Sagt es, Fürstin, und ich bringe das Opfer, ich bin freudig zu allem bereit!"

Da hatte Wanda mit leiser Stimme von ihm verlangt, daß er mit ihr an dem Feste droben auf dem Hradschin Theil nehme, daß er ihr,

der Venus, zur Seite stehen solle als Gott Apoll. Gönnt mir den Triumph vor allen den andern Frauen, die mich beneiden, die Euch lieben! Gönnt mir den Triumph, daß ich es bin, die den jungen Herkules bannt und fesselt. Freilich haben sie viel von Euch erzählt und gesucht Euch zu verleumden; doch in dem Einen stimmen sie alle überein, daß Ihr ein Held seid und ein tapferer Mann, daß Ihr zu kämpfen liebt und daß Euch nichts so sehr beglückt als der Gedanke, auf dem Schlachtfelde Euch Lorbeeren zu erkämpfen! Ich weiß, sie sprechen die Wahrheit, Graf, drum fordere ich von Euch das Opfer, daß Ihr mit mir Theil nehmet an dem Fest."

„Unmöglich, Fürstin, unmöglich!" rief der Graf. „Alle meine Freunde sind schon zu der Armee hinausgezogen und haben sich versammelt um den Fürsten von Anhalt! Alle tragen das Schwert, und ich sollte mich verkleiden, sollte der einzige Mann sein, der zurück bleibt?"

„Nicht doch, Graf Wostrowetz, nicht der einzige Mann, der König selbst bleibt zurück in Prag, und nach dem Feste erst zieht er er hinaus zum Kampf. So könnt auch Ihr thun; nach dem Feste, wenns dann durchaus so sein soll, könnt Ihr gehen, bis dahin Graf Wostrowetz, bis dahin gehört Ihr mir. Dies sei das Opfer, das ich von Euch fordere."

Und seufzend hat er eingewilligt, hat ihr das Opfer seiner Tapferkeit gebracht und ist zu dem Feste geblieben. Doch gleich als sich der König erhob, ist Graf Wostrowetz aufgesprungen und hingeeilt in das Gemach, wo seine Uniform lag, hat sich umgekleidet, um hinauszujagen aus dem Thor, hin nach dem Schlachtfeld.

Zu spät, ja wohl zu spät ist er gekommen! Vorbei war der Kampf und die Fürsten Anhalt und Hohenlohe waren schon entflohen.

Was ist seitdem aus dem Grafen geworden? Furchtbare Kunde ist gekommen in die Stadt. Man erzählt von den Bergen

von Leichen, die draußen aufgehäuft liegen auf dem Schlachtfeld, man nennt die Namen vieler der Edelsten, welche dort mit dem Tode ihre Treue für den König gebüßt. Es ist Graf Lichtenberg gefallen und Graf Thurn und Einige sagen auch, der schöne Graf Wostrowetz wurde mit unter den Todten gefunden. Darum sitzt allein in ihrem Boudoir die Fürstin von Lichtenstein und weint, weint heiße Thränen. „Ich liebte ihn, mein Leben hing an ihm. Er war mir mehr als nur ein Geliebter, er war meine Tugend, meine Reinheit und Keuschheit; um seinetwillen, das fühle ich, wäre ich gut und tugendhaft geblieben. Er hätte an der Hand der Liebe mich über alle Abgründe geführt vorbei an allen Klippen, denn ach, es giebt deren so viele für ein armes junges Weib, wie ich es bin. So einsam stehe ich da in meinem Reichthum und meiner Herrlichkeit! An ihn hätte ich mich gelehnt, zu ihm hätte ich aufgeblickt mit Stolz und Liebe, ich bin gut geblieben und tugendhaft um seinetwillen! Ach, was wird nun werden? wie werde ich mich erretten vor allen Gefahren, die mich rings bedrohen von Freund und Feind? Einsam bin ich, wenn auch nicht ganz allein, um meines Reichthums, um meiner Jugend willen suchen mich so viele, aber wenige sind es, die mich finden möchten, so wie ich bin."

So klagte und weinte die junge Fürstin in ihrem einsamen Boudoir. Sie lehnte ihr schönes Köpfchen auf das Kissen des Divans, auf dem sie saß, und starrte trübe vor sich hin.

Plötzlich öffnet sich hinter ihr leise die Thür und eine hohe Gestalt, ganz eingehüllt in einen dunkeln Reitermantel, tritt herein.

„Darf ich kommen?" fragt eine sanfte Stimme.

Ein Schrei tönt von den Lippen der Fürstin. Sie springt empor, schaut sich um, und nun, da er den Hut, der sein Gesicht beschattet, hernieder wirft, und nun, da er den Mantel weggeschleudert und hin zu ihr eilt, nach ihr die Arme ausbreitet, nun

fliegt sie an sein Herz. Vergessen ist in dieser Stunde jegliche Etiquette, jegliches Zaudern und Verstellen.

„Du bist es, Julian?"

„Ja, Wanda, ja, ich bins. Ich komme zu Dir, will Dich retten! Bei Dir will ich Trost finden gegen all den Schmerz und all den Jammer da draußen."

„Denk nicht daran, oh denk nicht daran," sagte sie, die Arme fest um seine hohe Gestalt schlingend. „Was kümmert uns die Welt da draußen! Du bist bei mir und ich bei Dir, gesegnet sei die Stunde, gesegnet sei der Gedanke, der Dich zu mir führt! Und sag mir nur, wo warst Du denn die ganze Nacht? Ich brachte sie in Schmerzen hin, in Todesqual um Dich; und Du? Du lebtest und kamst nicht zu mir?"

„Ich war draußen," sagte er. „Ich war noch zum letzten Moment des Kampfes gekommen, und mit Freuden wollte ich lieber sterben als die Schmach des Besiegten ertragen und dulden. Ja, ich war draußen bei denen, welche kämpfen wollten für den König, der solchen Kampfes nicht werth war. Sie riefen nach ihm, sie schrieen nach ihm in ihrem Schmerz und Verzweiflung, und er, er kam nicht, der Ritter seiner schönen Königin, er kam nicht! Und draußen verbluteten die Edelsten um seinetwillen.

„Oh, ich dachte an Dich, Wanda, und dennoch wäre ich gerne gestorben, ich hätte gewußt, Du weintest über meiner Leiche, während Du um des Lebenden Dich schämen mußt?"

„Des Lebenden nur freue ich mich, um den Gestorbenen wäre auch ich gestorben!" flüsterte sie leise.

„Und doch wärs ein schöner Tod gewesen, nichts zu wissen von dieser Tage Elend und Noth," seufzte er wie zu sich selber. „Wärest Du wie ich jetzt hingeschritten durch die Häuser, hättest Du wie ich gehört, was sich da auf dem Altmarkt begiebt, wärest Du ein Mann, Du würdest Deinen Jammer ausschreien mögen in

die Welt hinein und mußt es doch hineinfressen lassen, wie ich es thue, denn siehst Du, so erbärmlich ist der Mensch geartet, daß er doch am Leben hängt. Mich traf keine Kugel da draußen, ich fand nicht den Tod, wie ihn mein Freund Graf Thurn an meiner Seite fand, und da, als ich sah, daß wir besiegt waren, als ich das Jubelgeheul der Sieger hörte, als sie heranstürzten zu den Unsrigen und diese die Waffen niederwarfen, sich ergaben und zu Gefangenen machten — da auf einmal überkam mich die Lust am Leben, die Lust an der Freiheit. Ich rettete mich, ich wollte, da der Tod mich nicht gefunden, nicht die Schmerzen der Gefangenschaft ertragen. Verborgen hielt ich mich die ganze Nacht draußen in der Vorstadt bei einem alten getreuen Diener meines Vaters. Nun da Alles beschäftigt ist auf der Altstadt, da man Meineide schwört und sie ausgiebt für Eide, die man aus Liebe thut, während man doch Haß im Herzen tragen sollte, nun da die Glocken tönen und die Kanonen schallend es künden weit hinaus in die Welt, daß der rechtmäßige König, wie sie ihn nennen, nun wieder Herr von Prag ist, und daß die Katholiken und Jesuiten wieder hier herrschen werden, nun denkt wohl Keiner an mich, so hoffte ich! Eingehüllt und vermummt schlich ich vorsichtig hierher von Haus zu Haus, bei Dir, Wanda, will ich Rettung finden, bei Dir will ich weinen und jammern, und wenn Du willst, wollen wir zusammen sterben, und es wird besser sein, als die Schmach des Daseins zu ertragen."

„Nein, leben wollen wir zusammen, Julian," rief Wanda, „Leben und uns der Liebe und des Glücks freuen."

„Du hast Recht! Verächtlich ist ja das Thun und Treiben all dieser Menschen, verächtlich ist ihr Liebesschwören und ihre Zerknirschung. Wenn morgen König Friedrich wieder siegt, so schwören sie ab, was sie heute schworen, und sind abermals zerknirscht um das, was sie heute thun."

„Laß uns von hier fort, Julian, laß uns fliehen aus dieser

Welt des Truges und der Heuchelei! Was kümmerts uns, ob sie Altäre umstürzen und aufrichten! Was kümmerts uns, was sie von Glaubenssatzungeu und Religion und Kirche sprechen! Wir glauben an unsere Liebe, die ist unsere Religion und ist unsere Kirche. Nun höre, ganz in der Stille will ich alles vorbereiten zu unserer Flucht, ganz in der Stille zu Gelde machen, was ich kann. Der alte Fürst hat, vorsichtig und böse Zeiten vorausseheud, viele von seinen Gütern, die nicht Lehen waren, verkauft. Reich bin ich an Geld und Gut, an Brillanten und beweglichem Eigenthum, und ich freue mich dieses Reichthums, denn er macht uns frei, mein Julian, wird uns glücklich machen; wo wir auch sind, wir werden unabhängig sein mit meinem Reichthum."

„Und die Menschen werden wieder sagen, daß ich um Deines Reichthums willen Dich geliebt," sagte der Graf leise. „das ist's, was mich zuweilen schwankend macht und irre. Es quält mich, daß man von mir sagen könnte, ich hätte um Deines Geldes willen mich Dir vermählt! Fast möchte ich, Du wärest arm, wie ich es bin, denn ich sags Dir, Wanda, arm bin ich, nicht, wie sie Dir gesagt, daß ich Schulden gemacht und meines Vaters Gut verkauft hätte, laß mich den Vater nicht beschuldigen und nicht von dem, was gewesen, sprechen! Ich war schon arm, als mein Vater starb, doch schwöre ich Dir bei allem, was mir heilig, nicht um Deines Reichthums wählte ich Dich und nicht um Deines Reichthums willen liebte ich Dich! Ich liebte an Dir dies seltsam Wesen, dem es gelungen, in seiner Jugend schon so hoch zu steigen und hoch sich zu erheben über die gewöhnliche Welt, dem es gelungen, Tausenden von Feinden sich gegenüberzustellen und lächelnd in der Unschuld und Reinheit ihnen allen zu trotzen. Vergebens ist auf Dich die Verleumdung aller Deiner Feinde herabgeschleudert, der Fürst glaubte an Dich und machte aus Dir seine Fürstin. Sie Alle haben es schaudernd gesehen und haben gezittert und getobt ob solcher That, und ich, ich habe mich dessen gefreut, ich allein."

„Ja Du allein, ich weiß es, Du allein haſt mich geliebt, haſt nicht eingeſtimmt in das laute Höhnen aller meiner Feinde, die es mir zum Verbrechen angerechnet haben, daß ein Fürſt mich lieben konnte, mich, die ich nichts beſaß als meine Jugend, meine Unſchuld. Aber ſie glaubten nicht daran, ſie erzählten ſich von den Zauberkünſten, mit denen ich den alten Herrn in meine Netze gezogen!

Wahr iſt es freilich, ich liebte ihn nicht! Wahr iſt auch, mich reizte die Herrlichkeit, die er zu meinen Füßen niederlegte, und wenn eine Sünde auf mir laſtet, ſo iſt es die, daß ich eines Mannes Gemahlin ward, den ich nicht liebte! Aber das iſt alles!

Und ſollt ichs nicht? es war kein Treubruch, denn Niemand anders ſonſt hatte ich Treue geſchworen! Es war kein Verrath an Liebe, denn Niemand ſonſt liebte ich als meinen Vater, und der lag vor mir auf den Knieen und flehte zu mir, ich ſollt ihn ſelbſt glücklich machen und die Gemahlin des alten Fürſten werden.

Er war ſo gut und liebte mich ſo ſehr, wie nur ein zärtlicher Vater ſein Kind lieben kann, und er verachtete die Welt, und verachtete vor allem die Schaaren der erbſchleichenden Verwandten, und aus Liebe zu uns und auch aus Haß gegen jene reichte er mir die Hand und machte mich mit des Kaiſers Erlaubniß zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin und zur Erbin ſeines ganzen Vermögens.

Jetzt in dieſer Stunde, Du mein Freund bei Gott oben, wenn Du zu mir niederſchauſt, jetzt ſage ich Dir in tiefſter Seele tiefgefühlten Dank, denn jetzt verſtehe ich erſt, was Du ſo oft geſagt: „„Einſt wirſt Du mich erkennen, Wanda, einſt wirſt Du mir danken, daß ich Dich reich gemacht und frei: an jenem Tage, wenn Du den Mann heirathеſt, den Du liebſt und den Du glücklich machen mögeſt durch mich. Ja, ſo iſt es, mein Freund im Himmel, Du giebſt uns Freiheit, Du giebſt mir die Mittel, glücklich zu ſein mit dem Manne, den ich liebe.

Schütze und segne uns nun, o Gott, und gieb, daß ich ihn retten kann vor den grimmigen Feinden!" Wie sie so mit lauter Stimme betete, tönte von unten herauf Trommelwirbel und Schmettern von Trompeten, was gerade unten vor dem Palaste zu halten schien.

X.

Das Frauengemach.

Die Fenster klirrten und erbebten. Unheimlich laut hallte das kriegerische Getön in dem einsamen Gemach wieder, in welchem die Beiden Hand in Hand an den Fenstern standen und lauschten. Ein zweiter Trommelwirbel und Trompetenstoß folgten, und nun ließ sich eine laute, kreischende Stimme hören.

„Im Namen des Herzogs Maximilian von Bayern, welcher spricht zu Euch und Euch kündet im Namen Sr. kaiserlichen Majestät und königlichen Majestät von Böhmen!"

„Schmach und Jammer!" murmelte Graf Wostrowetz. „Wie vom Hauch seines Mundes fortgeblasen ist schon unser König, und ein anderer an seine Stelle getreten!"

Drunten hatte sich der Ruf wiederholt, als sollte es um so gewisser und schneidender eindringen in die Ohren der Hörer. „Im Namen kaiserlicher Majestät und königlicher Majestät von Böhmen kund und zu wissen sei allen Einwohnern von Prag, daß der Herzog von Bayern gekommen ist mit Gnade und mit Zorn! Mit Gnade für die, welche bereuen, mit Zorn für die, welche aus-

harren bei der Untreue und dem Meineid! Gnade soll werden denen, welche in Reue und Zerknirschung sich bekennen zu ihren Sünden und ihrem Meineid, und welche ihrem angestammten König und Herrn Ferdinandus Treue geloben, aber der Zorn soll niederschmettern alle die, welche tückischen, verstockten Herzens sind und nicht heraus wollen aus ihrem Verbrechen und beharren bei ihren schlechten Grundsätzen und ihrer Rebellion! Es soll Niemand geschädigt werden an seinem Glauben und seiner Religion, aber geschädigt soll Jeder werden, der nicht abschwört den falschen König und nicht den König Ferdinandus anerkennt als seinen einzig rechtmäßiden Herrn!"

„So schädigt uns!" murmelte der Graf leise. „Ich schwöre nicht ab, ich sterbe lieber!"

„Geschlossen sind von heute die Thore Prag's, sowohl auf der kleinen Seite als auf der Altstadt, Niemand darf hinaus, er habe denn einen Erlaubnißschein von dem Statthalter, welcher so eben ernannt ist durch den Herzog von Bayern, der Statthalter Fürst Karl vom Lichtenstein."

„Der?" murmelte Wanda in sich zusammenschreckend, „der ist Statthalter von Prag? O wehe uns, er ist ein strenger, harter Mann, kein Erbarmen wohnt in seinem Herzen!"

„Es hat sich Jeder, der den Eid dem angestammten Herrscher geleistet hat," so fuhr der Ausrufer drunten fort, „zu melden in der Kanzlei des Statthalters, hat dorten seinen Eid zu wiederholen und wird dann einen Schein erhalten, ein Zeugniß seiner Reue und Zerknirschung. Mit demselben darf er die Stadt verlassen, wenn er's will, ohne diesen aber weder Mann noch Weib! Solches künden wir im Namen des Herzogs Maximilian von Bayern, welcher spricht im Namen Sr. Majestät des Kaisers Ferdinand!"

Nun wieder lautes Trommelwirbeln und Trompetengeschmetter das allmälig verhallte. Der Zug bewegte sich die Straße hinunter.

Wanda faßte die Hand des Grafen, der düster, in sich gekehrt dastand. „So seid Ihr nun mein Gefangener," sagte sie zärtlich, „ja, mein Gefangener! Weder Mann noch Weib darf hinaus ohne Geleitschein, und das weiß ich wohl, Graf Wostrowetz wird sich nicht beugen!"

„Nein, er wird sich nicht beugen!" rief der Graf, „dem Könige habe ich Treue geschworen, und ich will sie halten! Nichts soll mich zum Meineid verleiten können!"

„Das weiß ich wohl," sagte Wanda, in das energische Antlitz des jungen Mannes emporblickend, „das weiß ich wohl, nichts wird ihn zum Meineid erniedrigen! Ich dränge nicht, und suche Dich nicht zum Fliehen zu bewegen, denn ich weiß, es würde vergeblich sein. Ich weiß auch, thätest Du's, könnte ich Dich nicht mehr lieben, und mein Herz würde für den erkalten, den es liebt und doppelt liebt, weil es ihn bewundert! Du hast ein Wort des Geständnisses nicht von mir gefordert, ich selbst sag's Dir frei und fröhlich heraus, ich liebe Dich, Julian von Wostrowetz, ich liebe Dich, und bin Dein für alle Ewigkeiten! So hab' ich auch ein Recht, für Dich zu bangen und zu sorgen, und ich will's thun! Du sollst bei mir bleiben in meinem Hause verborgen!"

„Verborgen?" sagte er gedankenvoll. „Wird das möglich sein? Die Fürstin von Lichtenstein hat eine Schaar von Dienern um sich, sie haben scharfe Späheraugen, und unmöglich, scheint mir, ist's, sich vor ihnen zu verbergen!"

„Schwer ist's freilich!" seufzte Wanda. „Meinen Stolz habe ich stets darein gesetzt, nichts vor meinen Dienern verbergen zu brauchen und sie ihrem Dienst nachgehen zu lassen durch alle meine Gemächer! Wie fang ich's nur an, meinen Geliebten zu retten! Die Verkleidung, auf die ich hoffte, ist nun auch unmöglich, denn weder Mann noch Weib, so verkündete die fürchterliche Stimme, darf ohne Geleitschein aus den Thoren Prags!"

Weiter unten auf der Straße tönte eben wieder die kreischende Stimme des Ausrufers! „Weder Mann noch Weib darf ohne den Schein der Reue und Zerknirschung die Stadt Prag verlassen!"

„Den Schein der Reue und Zerknirschung!" murmelte der Graf. „Und gäbst Du ihn mir, und ich sollt damit unter einem andern Namen entfliehen, ich thät's nicht. Ich zeigte den Schein nicht vor, und trüg er selbst einen anderen Namen. In's Antlitz würde ich ihn dem Frechen schleudern, der ihn von mir fordert, denn schon mit seinen Fingern ihn zu berühren, würd' mir Schmach und Schande dünken!"

Wanda hatte nicht auf seine Worte gehört, sie hatte sinnend dagestanden, jetzt flog ein Strahl der Freude über ihr schönes Antlitz hin, und sie hob das Auge zu dem zürnenden Mann empor. „Es giebt ein Mittel! Oh, daß ich früher nicht daran dachte! Ja es giebt ein Mittel! In der äußersten Noth muß man zum Aeußersten greifen! Komm, mein Freund, mein Geliebter, komm, folge mir, ich rette Dich!"

„Wohin führst Du mich?" fragte er, die kleine Hand, die seinen Arm gefaßt, an sein Herz drückend.

„Ich will's Dir sagen, Julian! In diesem Hause giebt es zwei Zimmer, welche nie von einem Diener betreten werden. Diese beiden Räume sind abgeschlossen von allem Geräusch des Palastes, dort hauset mit mir eine alte Base, das Einzige, was mir aus früheren Zeiten geblieben ist. Mit ihr spreche ich zuweilen von den Zeiten, da ich noch ein Kind war, und als Tochter des armen Schloßverwalters auf dem Gute des Fürsten Lichtenstein lebte. Ich bat den Fürsten bei meiner Vermählung, ich wollt ein Stückchen Heimath mit mir nach Prag nehmen, wollt Jemand haben, dem gegenüber ich nicht die Fürstin Lichtenstein zu sein brauchte, und er willigte gern darein, ja freute sich dessen. Und so erlaubte er's mir und erlaubte mir auch die fernere Grille, daß ich zuweilen die

früheren Kleider anlegen und mich als das kleine Landmädchen darstellen durfte. Er kam oft selbst in jenes Zimmer, und meine Base Lene durfte frei und ohne Zwang zu ihm sprechen in ihrer derben, frischen Art, die ihm gar wohl that, denn er haßte das aufgespreizte Wesen der vornehmen Leute, und gerade darum liebte er mich, weil ich's nicht hatte und nicht haben konnte. Seit der Fürst todt, ist Base Lene an seine Stelle getreten, sie ist mein Schutz, mein Trost, meine Vertraute und mein strenger Hüter. Komm nur, ich führ' Dich zu ihr!"

Sie zog den jungen Mann mit sich fort durch die Reihe der prächtigen Gemächer zu einer verschlossenen Thür, an welche sie dreimal klopfte. Drinnen antwortete eine rauhe Frauenstimme. „Bist Du's, Wanda?"

„Ich bin's, Base. Darf ich eintreten?"

„Du fragst noch?" rief es innen. „Komm nur herein!"

„Doch, Base, ich bringe Jemand mit."

„Wenn Du auch Jemand bringst, darfst doch!" rief es wieder, und Wanda öffnete die Thüre und trat ein, den jungen Grafen mit sich führend. Ein Schrei des Unwillens ertönte, und eine Frau in der Tracht der böhmischen Landleute trat, die Arme in die Seite gestemmt, jetzt zu ihnen heran. „Was bedeutet das, Jungfer Wanda, was untersteht Ihr Euch? Seit wann ist's erhört, daß in die Zimmer ehrbarer Weibsen ein Mann sich einschleichen darf?"

„Er schleicht sich ja nicht ein, ich bringe ihn ja, Lene! Mach' nicht ein so böses Gesicht! Sieh' nur, wie schön er ist! Ich meine, er sieht gerad so aus, wie der heilige Georg, den du mir oft als Kind gezeigt! Weißt' noch, wenn wir bei dem Bilde ankamen, sagtest du: „Schau, das ist ein prächtiger Rittersmann! Wär' ich Königin, dann wählt ich mir einen Mann, der so aussieht, wie der heilige Georg, unser Erzengel! Und nun, sag' mir, Base, sieht dieser nicht aus wie unser Erzengel, der heilige Georg?"

Die Alte hob wider ihren Willen die Augen auf und sah dem

jungen Mann in das lächelnde Gesicht. Es mochte wohl etwas von dem Wesen des heiligen Georg in ihm sein, denn die zornigen Mienen der Alten erhellten sich, und ein leises Lächeln zuckte um ihren Mund. „Wundere mich, daß du dem Manne das Alles so in's Gesicht sagst!“ murrte sie zu Wanda.

„O, ich sag ihm noch mehr in's Gesicht,“ sagte diese. „Sag' ihm auch, daß ich ihn liebe! Und sag's dir auch. Ja, ich liebe ihn! Und weißt Du, wie er heißt? Er heißt Graf Julian Wostrowetz, und er war's, mit welchem ich gestern am Hofe der Königin Komödie spielte!“

„Schlimm genug, daß Du's thatst! Solch' Komödienspiel paßt nicht für Dich, nicht für die Fürstin Lichtenstein, und nicht für die ehrsame Tochter Deines Vaters! War nicht im mindesten damit zufrieden!“

„That's um seinetwegen!“ flüsterte Wanda. „Ich liebe ihn, und er ist's wohl werth, daß man um seinetwillen in eine Göttin sich verwandelt! Nun brumm' und zank' nicht mehr, Lene, und willst Du's durchaus, so thu's nachher, wenn wir allein sind! Jetzt aber hilf uns, denn wir bedürfen gar sehr deiner Hülfe!“

„Möcht wohl wissen, was die reiche Fürstin Lichtenstein von der armen Base Lene verlangt, die selber Alles von ihr empfängt!“

„Nein, Base Lene, Alles empfange ich von Dir, Schutz und Liebe und Treue und Zugehörigkeit!“ rief die junge Frau eifrig, der Alten die braunen Wangen streichelnd. „Aber jetzt Base, verlange ich auch Schutz und Liebe für den jungen Grafen Wostrowetz! Er ist in Gefahr, in Todesnoth, und Du allein kannst ihn retten!“

„In Gefahr, in Todesnoth?“ fragte die Alte mit ganz verwandelter Stimme und theilnehmend ihn betrachtend.

„Ihr habt gehört, was sich zugetragen?“ fragte der junge Mann mit sanfter Stimme, sich zu ihr wendend.

„Habe gehört!“ grollte die Alte. „Abgefallen sind sie Alle von

ihrem guten König, und kaum ist er in seinem Unglücke von hinnen gegangen, so haben sie ihn schon vergessen und reißen die Schwüre der Treue aus ihrem Herzen als wär's Unkraut und treten mit Füßen darauf! Ich sag's Euch, seid Ihr auch so Einer, und ich sag's Dir auch, Wanda: wenn Du einem Solchen kannst helfen wollen, siehst Du, so geht die alte Lene in dieser Stunde noch aus Deinem Hause, und nimmer siehst Du sie wieder!"

„Sieh Julian, das treue Herz!" rief Wanda, „gewiß, sie wird uns helfen! Nein, Lene, nicht um Dich zum Treubruch zu verleiten, auch nicht, um einem Treubrüchigen zu helfen, führ' ich den Grafen Wostrowetz hieher! Nein, retten sollst Du ihn, damit er treu bleibt und nicht wie die Anderen seine Schwüre ableugnet!"

„Ihr wollt nicht treubüchig werden, wollt nicht Euren König abschwören, junger Mann? Sprecht!" sagte sie, ihm tief in die Augen blickend.

„Nein, Base," sagte er, „Ich will nicht meinen König abschwören und mein Knie beugen vor dem neuen Herrscher! Treue habe ich meinem König Friedrich geschworen, und treu meinem Glauben und meinem König will ich leben oder sterben, wenn es sein muß!"

„Brav gesprochen," rief Lene, „brav gesprochen! Und ich sag Euch, was ich für Euch thun kann, das thue ich, eine Mutter kann's nicht freudiger thun, als ich's thue. Nur sagt mir Alles frei heraus, was fordert Ihr von mir?"

„Du kannst ihn retten, Du allein!" schmeichelte Wanda. „Er muß in unseren beiden Zimmern hier bleiben!"

„Hier bleiben?" fragte die Alte ganz erschrocken. „Das geht nicht an! Hier in den Weiberzimmern kann der Graf nicht bleiben!

„Vergißt Du ganz, was wir Beide dem alten Fürsten versprochen, als wir die Zimmer bezogen? Wißt Ihr's, junger Herr, hat's Euch die Wanda gesagt?"

„Nein, ich weiß es nicht, ich bitte Euch, sagt es mir!“ bat der Graf.

„Nun wohl, ich will's Euch sagen! Schaut die Zimmer an, wie alt und ärmlich es da aussieht, und Ihr mögt Euch wohl fragen, wie kommt solch ein Zimmer in den Palast des Fürsten Lichtenstein? Als der Fürst und Wanda durchaus verlangten, ich solle mit ihnen nach Prag ziehen, sagte ich: Ja wenn ich all meine Sachen mitnehmen dürft' und dort wohnen könnt' wie in meinem Zimmer hier, dann thät ich's. Das versprach mir der Fürst, versprach, daß nimmer Einer der aufgeputzten Narren und Lakaien sollt hier in mein Zimmer kommen dürfen, besorgt's mir allein und hielt's mir reinlich. Bin gewohnt, meine eigene Dienerschaft zu sein, und kein Anderer betrat die Zimmer als Wanda und der selige Fürst. Hier nebenan ist Wandas Zimmer, just wie's auf dem Gute draußen war. Sie macht's wie ich, wollt durchaus ihre Sachen mitnehmen und in ihrem eigenen Zimmer ihre eigene Herrin sein! Und als sie die Schwelle dieses Zimmers überschritt, sagte der alte Fürst: „Wanda, was sagst Du mir an dieser Schwelle?“ Und wißt Ihr, was sie ihm antwortete?“

„Ich will's ihm sagen!“ rief Wanda mit strahlendem Blick. „Dort stand der Fürst, ich ihm zur Seite, und als er mich das fragte, sagte ich: Herr, ich schwöre Dir, es soll eines Mannes Fuß diese Schwelle nicht überschreiten! Hier bin ich wieder das junge, unschuldige Kind, das Dich liebte, und nie soll ein anderer Mann als mein Gemahl die Schwelle dieses Zimmers überschreiten, das schwöre ich Dir!“

„Und da schaute der Fürst sie an,“ ergänzte die Alte, „legte seine Hand auf ihre Stirn und sprach: Oh, segne Dich Gott für dieses Wort, ich nehme Deinen Schwur an, Wanda! Und wenn ich einst nicht mehr bin, so sei dies Zimmer Dein Schlafgemach. Lene wird Dich schützen statt meiner und wird darauf halten, daß Du,

wie Du's geschworen, nie wirst eines anderen Mannes Fuß als Deinen Gemahl über diese Schwelle kommen lassen! So sprach der Fürst, und ich sagte: Amen!"

„Amen!" wiederholte Wanda. Dann schwiegen alle Drei und leise murmelte Lene ein Gebet für den heimgegangenen Fürsten.

„Nun also," sagte sie, hastig das Haupt erhebend, „nun werdet Ihr selber einsehen, Herr, daß Ihr in diesem Zimmer nicht wohnen könnt! Oder, Wanda, meinst Du, daß er die Schwelle des Zimmers überschreiten darf? Ist er Dein Gemahl oder wird er's werden?"

Wanda schlug beschämt die Augen nieder. „Er hat mir gesagt, daß er mich zärtlich liebt!"

„Ja," sagte die Alte eifrig, „das sagen sie Alle, und er ist nicht der Erste, der Dir sagt, daß er Dich zärtlich liebt! Doch hat er Dir auch gesagt, daß er Dich heirathen will?"

Wanda und der Graf brachen bei diesen ernst gesprochenen Worten in ein lautes Lachen aus. Die Jugend vergißt so leicht, und vergessen war in diesem Moment alle Noth und Gefahr, nur die Liebe und das Glück sprach von den beiden schönen jugendlichen Gesichtern. Die alte Lene schien ganz erzürnt über dies Lachen und wiederholte nur mit strenger Stimme: „Aber hat er Dir auch gesagt, daß er Dich heirathen will?"

Der Graf beugte jetzt vor der jungen Frau das Knie, und sein Angesicht ward ernst und feierlich. „Frau Fürstin von Lichtenstein, hier liegt zu Eueren Füßen ein Mann, der wahrlich Eurer Schönheit, Eurer Jugend wenig würdig ist, doch der Euch liebt so heiß, so glühend, wie nur ein Mann ein Weib auf Erden lieben kann! Das Eine nur macht ihm Kummer und Schmerz, daß er arm ist und nichts Euch bieten kann als sich selbst und sein Herz! Darum schwieg ich bisher und wagte nicht, die süßeste Frage an Euch zu richten und zu sprechen: Wollt ihr meine Ge-

mahlin sein! Wollt Ihr mir das Recht gönnen, Euch zu beschützen und frei vor aller Welt meine Liebe zu Euch zu bekennen? Die böse Welt, die da glaubte, er thät's nur Eurer Schätze wegen, hielt ihn davon zurück, doch jetzt meint er, Ihr habt in seinem Innersten gelesen und wißt, wie treu er Euch liebt. Und nun fragt er Euch in dieser Stunde, da die Gefahr uns Alle bedroht: Willst Du mein Weib sein! Willst Du mir das Recht gönnen, Dich zu schützen und vor aller Welt treu zu Dir zu halten?"

„Ich will's, Julian Wostrowec, ich will's, und ich schwöre Dir, treu will ich Dir sein zu allen Zeiten! O wie schön, daß du gerade jetzt mich zum Weibe forderst! Ja ich will dein Weib sein und zu allen Zeiten mit Dir Noth und Tod, Glück und Wonne theilen!"

„Amen! Amen!" sagte die alte Lene, indem sie die Thränen, die ihr über die braunen Wangen niederrollten, trocknete. „Ich und der der alte Fürst waren bei Euch in dieser Stunde! Und war kein Priester da, so war der Geist des alten Fürsten der Priester Eurer Liebe, und ich bin Zeuge gewesen, ich, die alte Lene! Nun aber, steht auf, junger Herr, und wenn Ihr je dieser Stunde jetzt vergeßt und Ihr je der Treue gegen meine Wanda abwendig werdet, so sage ich Euch, nehmt Euch in Acht vor der alten Lene! Die schützt ihre Wanda allzeit, so lange, bis Ihr vor dem Altar das Recht erlangt habt, Euch ihren Gemahl zu nennen!"

Wieder lachten die jungen Leute hell auf, sich zärtlich in die Arme schließend und ihre Lippen küssend zum Siegel ihres Bundes.

„Nun aber laßt uns an das denken, was Euch hieher geführt!" fuhr die Alte fort. „Laßt das Küssen auf eine andere Zeit! Den jungen Mann soll ich verbergen, weil er seinem Könige nicht treulos werden will. Hier in mein Zimmer kommt keiner von den Laffen und Narren, die in den goldblitzenden Kleidern dem lieben Gott den Tag abstehlen, und auch in Wandas Zimmer kommt keine von den Kammerjungfern und Zofen und den geputzten Weibsen! Ich besorge die Zimmer ganz

allein, und Wanda schläft ganz allein in ihrem Zimmer. Morgens aber zieht sie den Pudermantel über, und dann gehört sie der Welt und ist wieder die Fürstin. Aber ich bewach' sie, als wär ich der Schloßhund draußen auf dem Gut, der immer bellte, wenn ein Fremder kam!"

„Aber jetzt wirst nicht bellen, denn er muß ja in mein Schlafzimmer, so lang die Thore geschlossen sind. Hoffentlich wird es ja nicht immer so bleiben! Die Einwohner Prags werden nicht immer in dieser schrecklichen Gefangenschaft bleiben, dann geht er hinaus und ich mit ihm, und dann, gute Lene, dann ist das Erste, daß wir uns einen Priester suchen, der uns den Segen gibt!"

„Dafür werd' ich schon sorgen!" sagte die alte Lene schnell. „Bis dahin aber muß er in Euerem Zimmer bleiben, Du kommst in das meine, ich geb' Dir mein Bett, und ich schlaf auf der Erde!"

„Unmöglich!" rief der Graf. „Ihr sollt meinetwillen keine Störung und Unbequemlichkeit dulden!"

„Narrheit!" rief sie unwirsch. „Als ob mir's Störung und unbequem wär, auf der Erde zu schlafen! Bin an ein hartes Lager gewöhnt, und mein Bett ist mir viel zu weich, und nur weil der alte Fürst d'rauf bestand, ich sollt die alten Glieder auf weichem Lager ruhen lassen, that ich's! Schlafe aber lieber auf hartem Lager!"

„Nein das geht nicht! Meine Bedingung ist," sagte der Graf, „Ihr nehmt Euer Bett, und wir tragen das Bett der Fürstin —"

„Still!" unterbrach ihn die Alte hastig. „Hier gibt's keine Fürstin, die ist da draußen geblieben, das hier ist meine Base und ich bin ihre Muhme! Vermeint wohl, Ihr seid noch der vornehme Graf? Nichts seid Ihr hier als der schmucke Bursche, — wie heißt Ihr doch gleich? Ach ja: der Bursche Julian! Hübsch gehorchen müßt Ihr hier in unserem Quartier, und was wir hier thun, und wie wir schlafen, ist Euch einerlei, um gar nichts habt Ihr Euch zu kümmern!"

„Ihr seht, Julian, Ihr seid hier einer strengen Schloßherrin

verfallen," lächelte Wanda. „Fügen müßt Ihr Euch unbedingt, wie ich es stets gethan! Aber nicht wahr, Du erlaubst doch, daß ich den jungen Burschen, wie Du ihn nennst, in sein Quartier führe und ihm mein Zimmer zeige?"

„Ja, aber ich gehe mit Euch!" sagte die Alte. „Ich gehe so lange mit Euch, bis der Schwarzrock ihm gesagt, daß er mit Dir allein sein kann. Ja, lacht nur, ich thu's dennoch, aber ich will Euch nur sagen, hören will ich nicht, was Ihr sprecht, und wenn meine Augen auch Alles sehen sollen, meine Ohren werde ich zuknöpfen! Nun kommt, ich will Euch selbst in das Gemach einführen! Wißt, junger Herr, das Zimmer, wo Ihr jetzt eintretet, ist das schönste aus dem ganzen Palast, und hätt' ich die Wahl, ich würd' von allen Gemächern mir dieses auswählen. Nun tretet ein!"

Sie öffnete die Thür und trat in das Gemach, voran den Beiden, die Hand in Hand ihr folgten. Ein kleines einfaches Zimmer war's, mit einem Fenster, an dem Vorhänge von Zitz mit bunten Blumen durchwirkt niederfielen, solche Vorhänge umgaben das kleine schmale Bett, welches drüben in der Mitte der Wand sich befand, ein altmodischer Lehnstuhl mit gleichem Ueberzug stand in der Fenstersnische vor einem einfachen, braunen Tisch, auf welchem Zeichnungen, Papiere und eine Handarbeit lagen. In dem geöffneten Fenster hing im einfachen Drahtbauer ein Kanarienvogel, welcher jetzt, da er die Herrin eintreten sah, seine Stimme erhob, als wolle er sie begrüßen. Dem Bett gegenüber stand ein kleines Sopha auch mit buntem Zitz überzogen, davor lag eine kleine Decke mit schwarzen Franzen besetzt, verblaßt und von grobem Stoffe. Ueber dem Sopha hing, von einem verwelkten Kranz umgeben, das Bild eines alten Herrn und ihm zur Seite zwei Heiligenbilder. Zwischen den Vorhängen des Bettes hing, umrankt von Blumen, ebenfalls das Bild des alten Fürsten und darunter ein Kruzifix. In der einen Ecke des Zimmers stand ein Betschemel und darüber ein schönes Muttergottesbild mit dem Christus-Kinde im Arme, eine kleine Lampe brannte darunter.

So einfach, still und lieblich war der Eindruck dieses Raumes, daß der Graf sich in tiefster Seele davon gerührt fühlte und ihm Thränen in die Augen traten. Tief ergriffen ließ er sich vor der jungen Frau auf die Knie nieder. „Ich schwöre Dir, Wanda, daß ich dies Alles heilig halten will! Ich schwöre Dir, daß ich Dich ehren will als die Gemahlin dessen, welcher da mit seinen guten Augen zu uns hernieder schaut! Kein unreiner Gedanke soll hier in mir wohnen in diesem jungfräulichen Gemach, und ehren will ich Dich als die Gemahlin meiner Zukunft, jetzt meine Braut!"

„Und ich," sagte die junge Frau, zärtlich ihre Arme um seinen Nacken schlingend, „ich schwöre Dir, Julian, daß, wie Du der Erste bist, der seit dem Tode meines Gemahls hier eintritt in dies Gemach, Du auch der Einzige sein sollst, dem diese Thür sich öffnet! Ich schwöre Dir Treu und Liebe und ich werde sie halten bis in den Tod!"

„Kinder!" rief die alte Lene. „Kinder, vergebt, diesmal habe ich mir die Ohren nicht zugeknöpft, und habe gehört, was Ihr gesprochen. War's mir doch gerade, als stände ich draußen auf dem Kornfeld und hörte die Lerchen zwitschern, denn gerade wie Lerchenjubel tönten Eure Worte mir! Und so schwöre auch ich Euch: Treu will ich zu Euch halten bis in den Tod, und wenn sie mich wollten zerhacken und zertreten, ich verrathe Euch nicht! Wie ein Drache will ich Euch bewachen, und ich thue für Euch, was nöthig ist, darauf könnt Ihr zählen, die alte Lene ist ein guter Diener! Ein Glück ist's, daß ich allein esse und nicht drein gewilligt habe, in Euer prächtig Eßzimmer zu kommen, und ein Glück ist's auch, daß die Wanda nicht oft daheim allein gegessen hat, denn nun ißt sie mit mir. Jetzt aber wird's keine große Tafel geben, denn wir müssen essen, was für zwei ist, für drei und dürfen nicht Jeder großen Appetit haben, sonst haben wir nicht genug Platz für drei."

„Ja," lächelte die junge Frau, die wenig von dem, was die

Alte sprach, gehört hatte, denn sie standen einander gegenüber, Jeder verloren in des Andern Anblick. „Ja, wenig Gäste wird's geben, denn der Liebe Gast ist eingezogen in dies Haus und Glück und Segen mit ihm! Das walte Gott!"

XI.

Freund oder Liebhaber.

Dieser Tag des Entsetzens, an welchem die Schlacht verloren und die Kaiserlichen in Prag eingezogen waren, war auch für die Juden voll Entsetzen und Grauen gewesen. Die Wallonen und Kosaken hatten im ersten Anlauf sich nach der Judenstadt gewandt, die Christen waren es gewesen, welche ihnen die Wege dorthin gezeigt hatten und ihnen gesagt: Dort werden sie Geld, dort würden sie Schätze finden, von ihnen laßt Euch geben und schont unsere Armuth. Nun war ein Rauben und Plündern in den Häusern der armen Juden angegangen, zerschlagen und zerstört haben sie Alles, was sich gefunden, wenn man ihnen die Schätze weigerte, die sie begehrten.

Da hatte denn in ihrer Noth eine Deputation der Judenschaft, an ihrer Spitze Israel Katz, sich aufgemacht und war hinausgezogen, um den Herzog Maximilian um Schutz anzuflehen und Beistand. Auch sie hatten auf dem Altmarkt knieend Treue gelobt dem neuen Herrscher, und Israel Katz hatte laut den Andern den Eid der Treue für den König Ferdinandus, den deut-

schen Kaiser vorgesprochen, und laut hatten die Andern ihm nachgesprochen den Eid der Treue. Gnade ward ihnen nun gewährt und Erlösung von der furchtbaren Geißel der plündernden Kosaken, Gnade und Erlösung, wenn sie die Steuer zahlen wollten, welche der Herzog ihnen sonst noch aufgelegt außer der eigentlichen Kriegssteuer, mit welcher die Stadt heimgesucht ward.

Freilich war es ein großes Schreien und Jammern gewesen unter der Judenschaft, freilich hatten sie Alle geschworen „bei dem Gott ihrer Väter," daß es ihnen unmöglich sei, die furchtbare Summe zusammen zu bringen. Aber die Kosaken, welche man kaum aus der Judenstadt hinausgetrieben, standen bereit, wieder einzubrechen: „Und keine Schonung, wenn Ihr Euch weigert!" so war das strenge Machtgebot des kaiserlichen Heerführers.

„Keine Schonung!! Wir sind selber arm! Die Kriegssteuer bringet auf, die Ihr zahlen sollt!" Und da hatte Israel Katz im Namen der Gemeinde versprochen, daß man nachforschen und die Gelder zusammenbringen wolle, wenn nur anjetzo, was sonst Allen schmerzlich und Trauer ihnen dünkte, aber doch in diesen Tagen die eisernen Thore sich schließen sollten und Niemand hineingelassen würde, und unter dieser Bedingung war es ihnen bewilligt worden. —

Sie waren heimgekehrt, die Juden, in ihre Straßen und hinter ihnen hatte man die eisernen Thore geschlossen. Draußen aber stand ein Trupp kaiserlicher Soldaten, Wallonen und Kosaken, und wenn nach zwei Stunden die tausend Dukaten, welche man den Juden als Kriegssteuer aufgelegt, nicht gezahlt und sie nicht Israel Katz mit zweien seiner Begleiter hinübergetragen hat, würden die Schaaren, die draußen harrten, hereinstürmen und die Judenstadt würde den Plünderungen, dem Rauben und Morden der Kosaken anheim gegeben werden. Lieber das Geld aus den Kellern ausgegraben, lieber, wenn auch mit Thränen, die Summen hingeben, welche Israel Katz von jedem Einzelnen der Bewohner der Judenstadt einforderte. Nur

die Hälfte der Summe sollten die Andern zusammen bringen, er und Thomas Vonseka, sie wollen die zweite Hälfte zahlen. Das war mindestens ein Trost, eine Erquickung für die armen Juden-Herzen, und sie schwören den Wohlthätern, daß sie es ihnen danken wollen ihr ganzes Leben lang, treu zu ihnen halten wollen in jeglicher Gefahr.

Nun scharren sie aus den Kellern die Geldstücke zusammen, die nöthig sind, und tragen sie nach dem alten Rathhause, wo Israel jedem eine Quittung giebt über das, was er gebracht und was sein Antheil ist an der Kriegssteuer. Ehe noch die zwei festgesetzten Stunden vergangen sind, da öffnen sich schon die Thore der Judenstadt, und Israel Katz, begleitet von Thomas Vonseka und den zwei Aeltesten der Gemeinde, schreitet hinaus und bringt dem Obersten das Blutgeld ihrer Thränen, wie er sagt, das Blutgeld ihrer Armuth dar, doch bittet er noch als besondere Gnade sich aus, daß heute noch und auch die nächsten Tage die Judenstadt geschlossen allen Christen bleibt. Diese Gnade ist leicht bewilligt, man hat sie mit dem vielen Golde hoch genug bezahlt, und so wird ihnen denn Gewährung für diese Bitte zu Theil.

Die Juden kehren heim in ihre Stadt! Wehklagen und Jammergeschrei tönt aus allen Häusern, denn gar schmerzlich ist's, sein Bischen Eigenthum an den Feind hinzugeben, ja gar schmerzlich ist's, sein Bischen Sicherheit mit Gold sich erkaufen zu müssen. Ja Wehklagen und Jammer ist in allen Häusern, nur im Hause des Israel Katz ist! Alles still. Er klagt nicht um solcher irdischen Dinge willen, er hat zu viel Leids erfahren in seiner Seele und in seinem Herzen, als daß er um Geld trauern sollte. Viel hat er verloren, das ist wahr! Hat Jene, die er nicht nennt und die nicht mehr seine Tochter ist, hat sie nicht Alles, was er ihr gegeben, mit fort genommen: den reichen kostbaren Schmuck, das Nadelgeld von dreitausend Dukaten und dann noch dieselbe Summe, die er ihr zu allerlei Einkäufen außerdem gegeben? Der Schmuck allein war so viel werth

als sein ganzer Antheil an der Summe, die er heute zur Kriegssteuer gegeben; und wäre er auch geringer gewesen, ihn schmerzt, was Jene ihm genommen, doch weit tiefer als Alles das, was er heute geben mußte.

„Der Jude ist nun einmal dazu da, daß die Christen ihm das Blut aussaugen und sich an seinem Eigenthum bereichern," sagt er still vor sich hin, während er drunten im Comptoir sitzt am Abend des Schlachttages, und berechnet in seinen Büchern die Verluste. „Ja, dazu da ist der Jude, daß er gebrandschatzt werde. Im Kriege ist er ja sein ganzes Leben lang mit den Christen und der Welt, und täglich zahlt er Kriegssteuer von seiner Seele, von seinem Blut, von seinem Eigenthum. Was ist's denn, daß man heute ein Bischen weniger hat, wie sonst? was macht's, daß man Alles hergeben muß? Was liegt daran. Mag ich und mein Geld den Menschen erscheinen, wie sie Lust haben es zu glauben, wenn nur sie" — er wehrt sich selber, den Gedanken fortzusetzen, er hat's geschworen bei dem Gott seiner Väter, er will ihren Namen nicht nennen, er will ihn selbst in Gedanken von sich fern halten. Nein, er hat nur eine Tochter, eine einzige noch, die wird Erbin sein Alles dessen, was er noch besitzt, und das wird nicht gering sein. Viel reicher ist Israel Katz, als die Christen es denken, und der Boden seines Kellers ist mit Goldstücken gut gepflastert. Aber die Christen sollen es nicht erfahren. Er will zusammenscharren und geizig erscheinen nach wie vor bei den Leuten, und nur für sein Kind, seine Tochter werden dereinst die Reichthümer Nutzen haben. Sie wird ja hinausziehen mit dem Sohn nach der freien Stadt Prag. Das Haus ist bereit und wartet des jungen Paares, und morgen, ja morgen soll die Hochzeit sein.

Er hat's geschworen, daß es so sein soll, und geschehen muß und soll es, wenn nicht Alles Betrug und Hinterlist war, und dann, dann, wehe ihr. Er hat die Tochter noch nicht wiedergesehen seit vorgestern, seit er sie zurückgeführt in sein Haus und hinaufgebracht

in ihr Gemach, auf dessen Schwelle er einen heiligen Schwur gethan hat:

„Nach drei Tagen wirst Du Thomas Vonseka's Gattin und nicht eher überschreitest Du die Schwelle dieses Zimmers und nicht eher tritt irgend Jemand zu Dir ein. Allein sollst Du bleiben mit Deinen Gedanken und über Dich nachsinnen in Reue. Bete zu dem Gott unserer Väter, daß er Dein Herz erfülle mit Zerknirschung, Reue, Demuth und Gehorsam, denn sonst kommen für Dich schlimme Tage und der Fluch Deines Vaters wird Dein Haupt treffen, das Haupt der ungehorsamen Tochter! Dies bedenke und danach fasse Dich zusammen."

So hat er zu ihr gesprochen, da er sie hineintreten ließ in ihr Gemach, und Lea dann geboten, bei ihr zu bleiben. Sie allein soll die Tochter bewachen, denn ihr allein, das weiß er, kann er trauen, mehr wie dem alten Mordechai. Er will ihn niemals wieder sehen, hat ihn verstoßen aus seinem Hause, und Mordechai ist hingegangen zu seiner Schwester und hat da geweint und gejammert die ganze Nacht, und des andern Morgens hat er vor der Thür des alten Israel Katz gestanden und hat so lange gefleht und gebeten, daß es den alten Israel in tiefster Seele gejammert hat, und er hat ihn eintreten lassen in sein Haus.

„So bleibe denn, Mordechai! Aber das sage ich Dir, sprich nie von jener, um derentwillen Du an Deinem Herrn zum Verräther geworden, und nie unterfange Dich, mit meiner Tochter Rebekka ein Wort zu sprechen. Wenn Du dies gelobst, dann magst Du bleiben."

Der alte Mordechai hatte dann mit heißen Thränen gelobt, er wolle nie mit der Rebekka sprechen, nie sich ihr nahen. Sehen kann er sie wenigstens und in ihren Augen mindestens kann er lesen, und dies versteht der alte Mordechai sehr gut, der für die Kinder seiner lieben Herrin bereit wäre, sein Herzblut hinzugeben. Nun ist er doch

nicht mehr verbannt aus der Heimath, denn dies düstere Haus hier, das ist des alten Mordechai Heimath, sein Vaterland, sein irdisch Vaterhaus, und sollte er da nicht wohnen, die Luft der hohen, grauen Gemäuer nicht mehr einathmen, dann müßte er sterben und er möchte doch noch leben, um die Kinder seiner geliebten Herrin zu bewachen, und ihnen zu nützen, wenn es einmal nöthig wäre.

Heute an dem zweiten Tage der furchtbaren Schlacht, welche das Böhmerland darnieder geworfen, heute nun ist der dritte Tag angebrochen, der Tag, an welchem Israel Katz geschworen hat, daß seine Tochter die Gattin des Thomas Vonseka werden sollte. Er hat gestern nicht ein Wort davon mit seinem Sohne gesprochen, und der hat sich wohl gehütet, den Alten daran zu mahnen. Vielleicht hat er es vergessen, und durch das Unglück, von welchem die ganze Stadt heimgesucht, ist das Versprechen, welches Israel gegeben, ungültig. Man wird nicht Hochzeit machen in so trüben Tagen, man wird kein Freudenfest feiern können, wenn Wehklagen und Jammer in jedem Hause ist. Willkommen wird's dem Vater der Rebekka sein, wenn man ihn nicht an das Wort, das er gesprochen, mahnt, dann wird er es vergessen können und sich selbst den Anschein geben, als wären es nur die Zeitverhältnisse, welche machten, daß er nicht auf die Erfüllung seines Wortes dringt. So dachte Thomas Vonseka und freute sich für Rebekka,, daß die Stunde der Entscheidung für sie noch hinausgeschoben wäre. Was sein eigenes Herz wünschte und ersehnte, das hütete er sich wohl, sich selbst zu fragen. Seit jenem ersten Tage, da er Rebekka gesehen, hatte er einen Schleier über sein edles Herz gelegt, er mochte sich selbst nicht gestehen und bekennen, was unter demselben sich regte und was für neues wunderbares Empfinden dort ihm in seliger, geheimnißvoller Lust aufblühte. Nein, er wills sich selbst nicht gestehen, er hat den Schleier mit fester männlicher Hand über sein Herz gezogen, er will nicht an sich selbst denken, Leid und Freud, das ihn betrifft, ver-

gessend, nur sorgen für dies arme, schöne, junge Mädchen, das, als ihre Augen in Thränen zu ihm aufschauten, ihn in jener ersten Stunde gemahnt an die Augen seiner Mutter, thränenschwer, wie er sie oft gesehen, und da hat er in seinem Innern bei dem Angedenken seiner Mutter geschworen, daß er sich bemühen wolle, die Thränen in diesen schönen Augen zu trocknen, hat sich gelobt, daß um seinetwillen sie niemals fließen sollten, und darum sich selbst vergessend, will er für Rebekka Alles thun und Alles leiden, auch wenn es sein muß, Alles entbehren, was ihm wohl sonst an Glück und Freude könnte beschieden sein. Alles entbehren und streben, nur sie glücklich zu machen. Da sie es an seiner Seite nicht sein kann, wohl, so will er nie die Hand nach ihr ausstrecken, um sie an seine Seite zu stellen. Das sagt er zu sich selber, als er heute morgen nach der Schlacht sich in das Haus des Israel Katz begiebt. Rebekka gedenkend, fleht er zu Gott, daß dieser Tag vorübergehen möge, ohne ihr Leid zu bringen, und daß, wie er es wünscht, der alte Vater den Schwur vergessen möge, den er geleistet.

Mit harmloser Miene sich bestrebend, ganz unbefangen zu erscheinen, trat er nun ein in das Comptoir des Alten. Der grüßte ihn mit freundlichem Nicken.

„Nun, Sohn, da bist Du ja. Willkommen heiß ich Dich in meinem Hause an diesem Morgen und frage Dich jetzt, ist Alles hergerichtet und bereitet?"

„Wie meint Ihr das, Vater?" fragte Thomas innerlich erbebend, er wußte selbst nicht ob vor Freude oder vor Schrecken.

„Nun, ich meine, ob Du dein Haus, es war ja schon so prächtig ausstaffirt und hergerichtet, ob Du es vollendet hast, um Dein Weib zu empfangen?"

„Vater, Ihr denkt noch daran?" fragte Thomas leise.

„Hast Du nicht daran gedacht?" erwiederte der Alte ernst. „Ist nicht eines Mannes Wort heilig und muß gehalten werden?

Sagt' ich's nicht, dort in Deinem Hause, Thomas Vonseka, daß heute die Trauung sein sollte. Ich hätte gemeint, daß, wenn Du die Tochter wirklich so heiß liebst, Du wohl das Hochzeitsgeschenk für sie bereit haben könntest, es müßte Dir dieser Tag willkommen sein, denn wundern sollt's mich doch, daß Thomas vergessen könnte, daß ich für heute die Hochzeit angesetzt. Ich habe schon Alles angeordnet und bereitet in der Synagoge, heute bei Sonnenuntergang wird in der alten Synagoge die Trauung Statt finden. Geladen habe ich die Gäste zur Ceremonie, denn weiter giebt es heute kein Fest, weil zu Festen die Zeit nicht geeignet ist, und gesagt habe ich den Freunden und Bekannten, daß das Hochzeitsfest später in glücklichen Tagen gefeiert, daß heute nur die Ceremonie der Trauung begangen werden soll. Nach derselben kannst Du mit deinem Weibe in Dein Haus Dich begeben. Denn als ein fremder Einwohner und als ein Bürger aus fernem Lande kann man von Dir nicht begehren, daß Du in der Judenstadt verbleiben sollst. Dir ist gestattet, frei in Deinem Hause zu wohnen, ich habe schon mit den Gerichtsbeamten Alles geordnet, und sie lassen mit sich sprechen, wenn man die Kommas und die Punkte einfügt mit goldenen Zeichen und Dukatenstücken."

„Vergieb mir, Vater, eine Frage! Weiß Rebekka, daß heute unsere Trauung sein soll?" fragte Thomas leise.

„Sie weiß es, denn ich sagte es ihr vorgestern in Eurem Hause, seitdem sah ich sie nicht mehr. Lea ist allein bei ihr gewesen, wie Du weißt, und hat sie bedient und die Mahlzeiten zu ihr hineingebracht. Ich halte mein Wort, das weiß meine Tochter, und wie ich gelobt und geschworen, nicht eher sie wiederzusehen, als bei der Trauung, so werde ich mein Wort halten, das weiß sie. Und so wie ich mein Wort halte, so wird auch heute die Trauung Statt finden, und sie weiß auch, daß keine Widerrede und kein Widersetzen dem Kinde seinem Vater gegenüber gestattet ist. In meinem Hause bin ich Herr und Gebieter, und bis zu der Stunde, wo meine Tochter in meinem

Hause ist, ist sie mir unterthänig, und mir Gehorsam und Unterwürfigkeit schuldig. Das weiß sie, und Gott wird zu ihrem eigenen Heile geben, daß sie sich nicht unterfängt, sich auflehnen zu wollen gegen mein Gebot und gegen meinen Willen."

„Nur eins wünsche ich noch, Vater, und Ihr werdet nicht so grausam sein, es mir zu wehren," sagte Thomas mit ernster und fast gebieterischer Stimme. „Ich wünsche Rebekka zu sprechen, und allein mit ihr zu sein vor unserer Trauung."

Der Alte schüttelte ernst das Haupt. „Ich kann es nicht bewilligen. Was Ihr einander zu sagen habt, daß mögt Ihr Euch sagen nach der Trauung. Ihr habt Zeit gehabt, Euch zu besprechen, in jener Stunde, als Du als zärtlicher Bräutigam ihr das Haus zeigtest und sie überrascht hast mit einem wahrhaft königlichen Geschenk. Das Andere mögt Ihr nach der Trauung besprechen heute Abend, wenn Du Rebekka einführst in Dein Haus. Nicht eher."

„Doch werdet Ihr mir erlauben, Vater, daß ich ihr zum mindesten den Schmuck hinsende in ihr Gemach, mit welchem sie heute als meine Braut sich schmücken soll."

Der Alte nickte. „Das erlaube ich, doch sage ich Dir zuvor, ich selbst werde erst den Schmuckkasten öffnen und werde nachsehen, ob nichts darin enthalten ist; als nur der Schmuck. Hast Du ihn bei Dir?"

„Nein, Vater, ich habe ihn nicht hier! Ich gehe, ihn zu holen, und in einer Stunde komme ich zurück."

Thomas entfernte sich eilends. Unruhe und Sorge war in seinem Herzen. „Wie wird dieser Tag enden? Was wird geschehen? Wird Rebekka dem Befehl des Vaters gehorchen? Wird sie einwilligen, sich demjenigen zu vermählen, den ihr Herz nicht liebt? Ich muß Veilchen Lewi sprechen," sagte Thomas zu sich selber, „von ihr allein kann ich Rath erhalten, und sie allein weiß, wie wir die Sache wenden können. Vielleicht auch hat sie Nachricht von

Jenem, der so viel Unheil und Verderben über das Haus des armen Israel bringt, dem er sein heiligstes Kleinod geraubt hat! Und hat er es ihm allein geraubt?" fragte er sich schmerzlich selber. „Ist sie nicht auch mir entwendet und empfinde ich nicht, wenn ich an diesen Menschen denke, ein solch Gefühl von Haß und Zorn, wie ich's in meinem ganzen Leben nie gekannt und welches mir offenbart die neuen Gefühle, die in mir selber erwachen? Doch stille! Ich will nicht an mich denken, nur an sie und ihr Leid."

Hastigen Schrittes ging er durch die mit Soldaten angefüllten Straßen dahin zu dem Hause, wo Rebekka's Freundin wohnt. Veilchen Lewi ist eine kluge und bedächtige Frau, und als das Heer gestern hereinbrach, da ist sie wohl besorgt gewesen für ihr Haus und ihre eigene Sicherheit. Sie gehört zu den Wenigen, welche durch kaiserliches Privilegium von uralter Zeit her die Erlaubniß, die sich auf Kinder und Kindeskinder vererbte, haben, in der Christenstadt wohnen zu dürfen, und jetzt da kennt sie manchen vornehmen Herrn, und so hat sie denn das Vorrecht, daß man ihr vor ihrem Hause eine Schutzwache gegeben, für die sie freilich eine hohe Abgabe hat zahlen müssen, doch ihr Haus ist gesichert vor den Plünderungen gewesen und vor den Brandschatzungen. Auch das Nachbarhaus gehört ihr und die Schutzwache hütet auch die Thür desselben und läßt Niemanden herein, den Veilchen Lewi nicht sehen will.

Als Thomas Vonseka jetzt zu dem Hause eilt, tritt von der Schutzwache einer ihm entgegen und fordert mit barscher Stimme den Erlaubnißschein zum Eintritt.

„Ich habe keinen, doch weiß ich, daß die Herrin des Hauses mich empfangen wird."

„So sagt Euren Namen, dann melde ich Euch."

Er sagte den Namen. Der Soldat entfernte sich um ihn zu melden und kehrte dann rasch zurück. „Die Frau erwartet Euch."

XII.

Das Testament.

Ja, Rebekka's Freundin erwartet den angemeldeten Besuch. Sie kommt ihm entgegen auf der Treppe und schaut ihn an mit traurigem Blick und erschrockener Miene.

„O, es ist eine böse Zeit, Vonseka! Ihr kommt doch nicht auch, mir eine Trauerbotschaft zu melden?"

„Euch auch, Frau! Habt Ihr eine Trauerbotschaft?"

„Ja, eine schmerzliche, trauervolle Botschaft für die arme Rebekka. Wer wird es wagen, ihr dies zu melden. Ach, arme, unglückselige Freundin!" So klagte sie, indem sie den jungen Mann in ihr Wohngemach führte.

„Was ist es? Sagt mir, was es ist!" sagte Thomas angstvoll.

„Mein Gott, Ihr wißt also nichts?"

„Nichts weiß ich, oder zum mindesten weiß ich nicht, wovon Ihr reden wollt! Wahrlich, des Leides und der Schmerzen haben wir an dem gestrigen, furchtbaren Tage genug erfahren, und auch schon am heutigen! Doch weiß ich nicht, was Ihr meinen könnt und warum Ihr weinet!"

„Ich weine," seufzte Veilchen Lewi traurig, „ich weine, weil ich den Schmerz verstehe, den meine arme Freundin nun erdulden muß, denn ich bin Wittwe, Herr, und ich liebte meinen Mann innig und zärtlich."

„Mein Gott!" rief er entsetzt. „Verstehe ich Euch recht, Rebekka,

ist diese „arme" Freundin, und Ihr sagt, sie werde den Schmerz einer Wittwe kennen lernen? Was wollt Ihr damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß der Mann, den sie liebt, gestorben ist!" sagte die junge Frau feierlich.

Thomas stieß einen Schrei aus und legte mit einer zuckenden Bewegung beide Hände vor sein Angesicht. Vielleicht wollte er den Strahl der Freude, der einen Moment über sein Antlitz hinfuhr, Niemanden sehen lassen, ihn sich selber vielleicht verbergen.

„Todt?" sagte er nach einer Weile. „Ihr wißt es gewiß? Es ist nicht eine von den Nachrichten, wie sie heute den ganzen Tag wie Rabengekrächze durch die Luft schallen? Todt, sagt Ihr?"

„Ja, es ist die Wahrheit, kein leeres Gerücht," seufzte Veilchen Lewi. „Ich kanns verbürgen, denn so eben war Jemand hier, der mir die Nachricht gebracht hat und dieser kennt die Wahrheit ganz genau. Es war der vertraute Kammerdiener des jungen Grafen, der Einzige, welcher außer mir von dem unglückseligen Verhältniß wußte. Ach, ich habe mir oft Vorwürfe gemacht, daß ich es duldete, daß ich nicht mit Strenge und Zucht Rebekka zurückzuhalten suchte von ihrem gefährlichen Wege; und doch, ich wußte wohl, es wäre vergeblich gewesen, und so schien es mir sicherer und besser, daß ich sie behütete und unter meinen Augen geschehen ließ, was zu vermeiden nicht in meiner Hand stand. O, Herr, glaubt ja nicht von mir, ich sei ein leichtsinnig und leichtfertig Wesen, weil ich neben mir und ohne sie zurückzuhalten die Freundin auf diesem gefährlichen Wege wandeln ließ; doch ich kann Euch nicht so sagen und erzählen, wie es kam, daß ich einwilligen mußte. Ihr seid ein Mann, und sagen läßt sich schwer, was ich gern aussprechen möchte, nur dies sage ich, versteht mich wohl: als Rebekka mich in ihr Geheimniß zog, da war es schon zu spät, sie zurückzuhalten, zu spät, mit Vernunftgründen sie zu ermahnen und das Geschehene ungeschehen zu machen. Sie liebten sich, und durch-

brochen hätten sie, wenn ich nicht über ihnen wachte, doch alle Schranken des Herkommens und das Band, welches die Welt um sie gezogen und was man Sitte nennt; sie liebten sich so feierlich und so heiß, und wäre dies Haus nicht neben dem Meinen gewesen, ach, ich glaube, Rebekka hätte von ihrer Liebe und von seinen Schwüren sich verleiten lassen, gar mit dem Vaterhaus zu brechen und in sein Haus zu ihm zu gehen. So wars denn besser, ich nahm sie in mein Haus, denn vordem war jenes Haus daneben auch noch mein. Ich gab es hin, und unter meinem Schutzdach sahen sich die Liebenden. Dann mußte ich zugeben, daß er von mir das Haus kaufte, und er ließ es dann so prächtig, wie Ihr es kennet, ausstaffiren und einrichten.

„Ach, Ihr hättet sehen sollen, welche Freude ihm das bereitete! Wie selig war er, als er vor vierzehn Tagen, denn lange ist es noch nicht her, die Rebekka in die Gemächer einführte. Arme Kinder, wie glücklich sie Beide waren! Denn Herr, Ihr müßt nicht glauben, daß er leichtfertig und von schlechten Sinnen war, er meinte es ehrlich und wollte sich mit ihr verheiraten; aber was sie trennte, war die Religion! Er war nicht stolz, nicht übermüthig, er wollte nicht aus der Judentochter seine Liebste machen, er wollte Rebekka zu seinem Weibe machen, und bat und beschwor sie oft, sie solle ihrer Religion absagen und solle eine Christin werden, und dann, so schwor er in meiner Gegenwart, dann würde er sich ihr vermählen. Er kenne einen Priester auf dem Gute seines Vaters, der ihn so sehr liebe, daß er heimlich den Bund seiner Ehe segnen würde, doch Rebekka verweigerte es ihm stets. Und nun, ach, wenn sie auch wollte, und vielleicht, Herr, vielleicht auch müßte, nun ist Alles zu spät, und keine Rettung giebts für sie, keine Wiederherstellung ihrer Ehre, denn Graf Thurn ist todt! Sein Kammerdiener war bei mir, und erzählte mir, wie sie die Leiche gestern Abend noch vom Schlachtfeld hereingeholt haben. Kaum ist es möglich gewesen, sie zu erkennen, und nur an der Kleidung hat der treue Diener, der auf

das Schlachtfeld hinausgegangen, ihn zu suchen, nur an der Kleidung hat er ihn erkannt, eine Kugel hat ihm das Gesicht zerschmettert und ihn ganz entstellt.

„Ach, die arme Rebekka! Wie würde ihr Herz bluten, wenn sie ihn, welchen sie geliebt und welchen sie noch vor wenig Tagen so zärtlich in ihre Arme geschlossen, wenn sie den, nun eine verstümmelte, furchtbare Leiche, gesehen hätte. Heute Abend beim Sonnen-Untergang wollen sie ihn begraben, den armen jungen Grafen Thurn, und ich will hin ganz heimlich, um ungesehen der Leiche folgen zu können. Ach, die arme Rebekka, wie hat er sie geliebt!

„Seht, das ist ein Zeugniß seiner Liebe," fuhr sie fort, indem sie von dem Tisch ein Papier, mit großen Siegeln versehen, nahm, und ihm zeigte. „Das ist sein Testament! Er hat wohl geahnt, daß er sterben würde, der arme junge Mann, und bevor er hinausgegangen zu der Armee, hat er mit eigener Hand sein Testament geschrieben und untersiegelt und hat's dem Kammerdiener übergeben.

„Sein Vater, der alte Graf Thurn, bat seinen Sohn, daheim zu bleiben, sich nicht der großen Gefahr auszusetzen, doch der Graf hatte seinem Vater zürnend geantwortet: „„Einer höheren Gefahr setzte ich mich aus, Herr Vater, wenn ich bliebe: der Gefahr, meine Ehre hier in Prag zu verlieren, denn sie ist draußen auf dem Schlachtfelde bei den Unsern. Der Fürst von Anhalt hat seine Boten hergeschickt und die Getreuen gerufen, die Getreuen der Religion und des Königs, und so muß ich fort, Herr Vater, denn getreu bin ich meinem Glauben und meinem König, und draußen auf dem Schlachtfeld, da liegt meine Ehre."" — „„Aber,"" hat der Graf geseufzt, „„aber auch vielleicht Dein Tod, mein Sohn."" — „„Und ist es so, so ist's ein ehrenvoller Tod!""

„So hat er geantwortet und hat den Vater inniglich geküßt und ihn um seinen Segen gebeten; dann war er noch einmal mit seinem Kammerdiener in sein Gemach zurückgekehrt, und da hat

er ihm das Testament übergeben und diese zwei Brieflein hier für mich. „„Wenn ich sterbe, Friedrich,"" hat er gesagt zu dem alten Diener, „„wenn ich sterbe und Du findest meine Leiche, denn ich hoffe, Du gehst auf das Schlachtfeld und suchest nach mir, wenn ich nicht selber komme, dann aber, wenn Du meinen Körper in das Haus meines Vaters geleitet hast, dann gehst Du zu Veilchen Lewi und übergiebst ihr diese beiden Schriften, und,"" hat er mit leiser Stimme hinzugefügt, „„wenn Du Rebekka sehen solltest, so sage ihr, daß Du an der Leiche Deines Herrn die Locke von ihrem Haar gefunden hast, denn Du wirst sie finden, Friedrich.""

„Ach, es ist herzzerbrechend, daß nun all die Liebe und all das Entzücken begraben und zerschmettert ist von einer grausamen Kugel."

„Ja, es ist traurig," seufzte Thomas, „doch liebe Frau, es wird gar manchem von einer Kugel das Herz zerschmettert und er muß doch weiter leben und muß doch weiter mit gebrochenem Herzen durch das Leben hingehen, und das ist vielleicht noch grausamer. Für Rebekka ist immer doch ein Trost, daß der, den sie liebt, bis zu seinem Tode ihr ihre Liebe erwiedert hat. Die beglückende Gegenliebe, Frau, das ist das höchste Geschenk des Himmels. Sie hat sie empfangen, und darum beklagt sie nicht."

„Ja, geliebt war Rebekka heiß und glühend bis zum letzten Augenblick," seufzte Veilchen. „Das Testament ist ein Beweis davon, er hat mir's übersendet, damit ich es lese, er hat's in dem Briefchen mir geschrieben, ich sollt ihm seine liebe und theure Rebekka grüßen und solle recht oft mit ihr von ihm sprechen und solle Rebekka sagen, er macht es ihr zur Pflicht, daß sie das Leben ertrage und daß sie lerne wieder froh zu sein. Und in dem Testament vermacht er ihr das Haus mit Allem, was darin ist; es weiß Niemand, daß dies Haus sein eigen war, nur ich und der alte Diener, wir wußten davon! Mir hat er es abgekauft und ich habe die Einrichtung

desselben mit seinem Gelde bezahlen müssen. So wird es ihres, ohne daß in der Welt davon die Rede ist, nur ich habe es ihr zu übergeben, und es bedarf zwischen uns keines Zeugnisses und keiner Satzung! Ihres ist es."

„Gott hat es selbst gefügt, daß alles sich so ordnen sollte," sagte Thomas leise. „Heute ist der Tag der Entscheidung, und Gott ist es, der für uns Alle entscheidet."

„Wie aber," fragte Veilchen angstvoll, „wie wird die Entscheidung sein? Heute, sagte der Vater, heute sollte ihre Trauung mit Euch stattfinden, und — Herr, das ist doch unmöglich, ganz unmöglich! Ich kenne den alten Israel Katz! Er wird furchtbar sein in seinem Zorn, wenn Rebekka sich weigert, ihm zu gehorchen. Wie wird dieser Tag enden!"

„Das steht in Gottes Hand," sagte Thomas leise. „Ich wage nicht in die Zukunft zu schauen, und nur das Eine ist mir klar, und das Eine nur weiß ich, daß ich Rebekka sprechen muß und daß man ihr die Wahrheit nicht vorenthalten darf."

„Ach, das arme, unglückselige, beklagenswerthe Mädchen," seufzte Veilchen in Thränen ausbrechend. „Wie wird sie es tragen, und wie könnt Ihr nur den Muth haben, es ihr zu sagen?"

„Gesagt muß es doch einmal werden," sagte Thomas, „und sie weiß von mir, daß ich ihr ergeben bin und daß ich's wohl mit ihr meine. So wird sie von mir die Botschaft auch sanft hinnehmen und empfangen."

„So bringt ihr denn das Testament auch," sagte die junge Frau seufzend. „Gott gebe Euch die Kraft, mit linden Händen ihr armes, wundes Herz so anzufassen, daß der Schmerz sie nicht tödtet! Dies Eine nur wünsche ich für sie und, wenn Ihr wollt, auch für Euch, denn ich meine in Eurem Herzen zu lesen, daß Ihr Rebekka liebt, und ich denke, nur der Liebe ist es möglich, die Liebe

zu trösten. Sagt mir, Thomas, nicht wahr, ich habe richtig in Eurem Herzen gelesen, Ihr liebt meine Rebekka?"

Er wandte sich hastig ab. „Fragt mich nicht nach dem, was ich mir selbst zu beantworten mich scheue! Gott sieht in unsere Herzen, und er möge schlichten und gnädig erhellen, was jetzt dunkel ist. Gebt mir das Testament, ich brings Rebekka, und wenn Ihr mir eine Freundschaft erzeigen wollt, so gebt mir auch das Briefchen, daß er an Euch geschrieben. Ich verspreche, daß ich's treu bewahre und es auch wiederbringe, denn ich begreife wohl, daß es ein Schatz ist, den Ihr nicht missen möget, das Andenken eines edlen und zärtlichen Herzens."

„Hier nehmt," sagte Veilchen, ihm die beiden Schriftstücke darreichend. „Da ist das Testament und da der Brief. Nun, Herr, geht zu meiner armen Freundin, und wenn sie weint und wenn sie heiße Thränen vergießt, dann sagt Ihr, Herr, daß ihre Freundin auf ihren Knieen liegt und für sie betet und für sie weint."

„Ich werde es ihr sagen, es wird ihr gut thun. Lebt wohl, Veilchen, es ist ein harter und ein schwerer Gang, den ich jetzt zu thun habe, doch ich thue ihn im Namen der ewigen Liebe; und ich denke, meine und auch Rebekka's Mutter, die beiden Frauenherzen, welche geliebt haben und welche die Liebe gebrochen hat, die werden bei mir sein, wenn ich zu ihr spreche."

Er grüßte sie mit einem traurigen Lächeln und ging von dannen, den Weg zurück, den er gekommen.

Und Rebekka? Sie hatte die zwei letzten Tage in tiefer Einsamkeit verlebt, und nicht einmal war die Stille des öden Gemachs von dem Laut einer Menschenstimme unterbrochen worden. Einmal freilich, gleich zu Anfang, hatte Lea versucht, mit ihr zu sprechen, aber Rebekka hatte sie zürnend angesehen. „Du gabst dem Vater zuerst den Brief, den Du nachher mir gegeben! Du bist eine Ver-

rätherin," hatte sie mit leiser, kalter Stimme zu ihr gesagt. „Sprich nicht zu mir." Sie hatte ihr den Rücken zugewendet, und kein Laut war seitdem über ihre Lippen gekommen, aber in ihr hatten viele Stimmen gesprochen, hatten geklagt, geweint, gejauchzt und gezürnt. Rebekka hatte sie alle gehört und hatte für sie alle nur die eine Antwort gehabt: „Ich liebe ihn!" Stimmen hatten zu ihr geflüstert von Schuld und Leichtsinn, von verlorener Unschuld und von nicht wieder gut zu machender Schmach für die Zukunft, und Rebekka hatte in ihrer Seele geantwortet: „Ich liebe ihn! Möge kommen, was da wolle, ich liebe ihn, und die Liebe hat gesündigt und die Liebe wird entsündigen!" Stimmen hatten auch zu ihr gesprochen mit Angst und Beben von dem Fluch und von dem Zorn des Vaters, und ihnen auch hat sie mit ihrem Herzen jauchzend geantwortet: „Ich liebe ihn, und für ihn will ich nun tragen, was da kommen soll!"

Dennoch war sie erbebt, wenn sie des zornigen Angesichts ihres Vaters gedachte! Aber kann er sie denn zwingen, kann es möglich sein, daß der Vater Gewalt gebraucht und seine Tochter hinschleppt zum Altar? Nein, das ist unmöglich, schon deshalb unmöglich, weil Thomas großmüthig und barmherzig ist, und er wirds nicht dulden, daß man ihm die Braut mit Gewalt zum Traualtar reißt, er wird ein Mittel haben zu schlichten, was zu schlichten ist, denn niemals kann sie eines andern Mannes Weib sein als dessen, dem sie angehört, den sie liebt. Sein Weib hat er sie genannt, sein geliebtes Weib! Und kann das Weib des Einen das des Andern werden? Es ist unmöglich, nein, nur ihm gehört sie an und keinem Andern sonst.

Wie sie sich das sagt und zu sich selber so in ihren Gedanken spricht, da durchzittert plötzlich ein wunderbares, geheimnißvolles Empfinden ihre Seele und auch ihren Körper. Zu deuten weiß sie es nicht, himmlisch weh ist ihr und doch so himmlisch wohl;

aufjauchzen möchte sie vor Wonne und doch vergehen vor Schmerz und Wehmuth.

Was nur bedeutet das? Sie fragt sich selbst, weshalb ihr so ahnungsbang und sie doch in aller Bangigkeit so glückselig ist. Ach, das ist die Liebe, die Liebe für ihn, und weil sie an ihn denkt, an den Geliebten, und weil in ihrem Ohre tönt: Ich bin sein Weib, und ewig liebt er mich! Darum wohl ist dies wunderbar süße Beben in ihrem ganzen Sein.

„Ja, sein Weib, so hat er mich genannt, sein geliebtes Weib! Und Treue haben wir uns geschworen für alle Ewigkeit, und die Treue wollen wir uns halten."

Doch wie soll's nur werden und wie wird es enden? So hat sie sich gefragt selbst in diesen einsamen Stunden. Und was sonst in der Welt um sie her sich begeben, was kümmert sie das, was geht sie das an?

Gestern um die Mittagsstunde war es ihr, als ob die Erde bebte, als ob ein furchtbares Ungewitter sich entladen hätte; doch sie hat nicht aufgeschaut zum Himmel, hat nicht gesehen, daß er klar, blau und wolkenlos gewesen. Für sie wars ein Gewitter, und sie weiß nicht, daß das Gewitter auf der Erde tobte und daß die Kanonenschläge der Donner waren, den sie achtlos und unbekümmert nur in der Ferne hörte.

Bis in ihr stilles, einsames Gemach ist noch nicht die Schreckenskunde von Allem, was da außen sich begeben, gedrungen. Wie wär's auch möglich? Sie ist ja gleich einer Gefangenen, Niemand tritt zu ihr ein als nur die Lea; und mit der Verrätherin hat sie kein einzig Wort weiter gewechselt. Die Stunden hat sie erwartungsvoll gezählt, und Nacht und Tag ist so vorüber gegangen, und nun ist er da, der dritte Tag, nun erwartet sie die Entscheidung.

Wie wird sie sein? Ihr Herz klopft laut vor Angst und Schrecken. Nun da die Entscheidung naht, da sie schon draußen

vor der Thür stehen und harren mag, um einzutreten mit dem drohenden Antlitz ihres zürnenden Vaters, wie wird sie sein?

Früher als sonst hat sich Rebekka heute erhoben und ist hinaufgegangen auf den Altan. Dort ist sie sicher allein, dort schauen sie nicht die spähenden Augen der Verrätherin Lea, dort darf sie weinen, dort darf sie auch mit sich selber sprechen und flüstern, dort darf sie flehen zu Gott, daß er ihr Kraft und Stärke verleihe zu der schweren Stunde, der sie entgegengeht. Und dort, ja, dort dürfen ihre Lippen auch mit ihm flüstern, dürfen ihre Schwüre der Treue und Liebe hinauf in die Lüfte schweben, sie mögen hinfliegen zu ihm, dem Geliebten.

Hier, hier ist die Stelle, wo sie mit Sara gesessen, wo sie sich in dunkler Nacht damals ihre Liebesbekenntnisse ausgetauscht. Hier sprach Sara zu ihr von ihrer Liebe und sagte: Alles muß man hingeben für den, den man liebt; und wenn die Liebe nicht so stark und fest ist, daß sie dem Tode trotzt, dann ist es nicht Liebe. „Ja, jetzt fühle ichs auch, daß meine Liebe stark und fest ist," murmelte Rebekka leise vor sich hin, „ja so stark und fest, daß ich dem Tode trotzen könnte. Und doch, ach, ist das Leben so schön, so süß, und ich glaube, ich könnte nun nicht von hinnen scheiden, könnte fest halten in meinen Armen und mit meiner Liebe ihn, den ich liebe. Nein, nicht sterben, nur nicht sterben, denn mir scheint, das Leben grüßt mich mit tausend und tausend leise flüsternden Stimmen! Nein, nicht sterben. Wer weiß, die Wolken mögen vorüberziehen, und glücklich können wir sein unter sonnenhellem Himmel, glücklich! Nein, es ist unmöglich," flüstert sie dann wieder schmerzlich, verzweiflungsvoll vor sich hin, für uns giebt's nur das flüchtige Glück, das wir dem Tage abstehlen. Nur unter dem Schatten des Geheimnißvollen wohnt unser Glück, und nimmer kanns anders werden! Ach, besser wär's für ihn und auch für mich gewesen, wenn wir uns nie gesehen, besser" — — doch nein, es dünkt sie ein Sakrile-

gium, daß sie so denken und sagen kann, nein, in ihm ruht allein ihr Glück und in ihm ruht ihre Liebe.

Wie's nun enden und wie's sich lösen mag, das weiß sie nicht, weiß nur, daß sie niemals die Gattin eines Andern sein kann. „Das ist unmöglich, ganz unmöglich," ruft sie laut aus in die Luft und legt die Hand auf ihr Herz, das so wunderbar bebt und zittert. „Das ist unmöglich!"

Sie schließt die Augen und murmelt wieder leise in sich hinein: „Das ist unmöglich!"

Von unten her ruft jetzt die Stimme der Lea nach ihr, nach ihrer Herrin Rebekka, und drunten an der Treppe, die hinaufführt zum Altan, erscheint sie jetzt. „Herrin, mit Erlaubniß Eures Vaters ist Herr Thomas Vonseka eingetreten in Euer Frauengemach, und er bittet, daß Ihr ihn anhören wollt."

„Das ist nun die Entscheidung," sagt sich Rebekka selber. „Der Vater läßt ihn in mein Gemach eintreten, das heißt, er kommt mich zu holen. Gut, wenn er mich holen will und wenn's nicht anders sein kann, so wird er eine Leiche in seine Arme schließen, denn treu muß ich bleiben bis zum Tod dem, der allein auf Erden das Recht hat, mich sein Weib, seine Gattin zu nennen.

XIII.

Das Vermächtniß.

Langsam war Rebekka die Treppe heruntergegangen, und bei jedem Schritt, den sie vorwärts that, war es ihr, als thäte sie einen Schritt herunter zu ihrem Grabe.

„Ja, sterben, sterben muß ich! Und ich bin doch noch so jung und habe erst so wenig noch gekostet von der Wonne des Lebens, und es ist mir, als riefen mir tausend glückverheißende Stimmen zu. Alle diese Stimmen klingen in seinem Ton, denn er ist's, der das Glück für mich in seinen Händen trägt! Ja, bei ihm ist das Glück und die Liebe, und ich will nun stark sein und kämpfen für meine Zukunft, daß heißt: für ihn, denn er ist meine Zukunft!"

Dieser Gedanke strahlte noch auf ihrem Antlitz, als sie eintrat in das Feengemach, dessen Glanz und Pracht wie ein Spott auf ihren Schmerz erschien. Thomas stand auf der anderen Seite des Gemaches in der Fensternische und schaute mit traurigen, schmerzvollen Blicken hin auf das junge Mädchen mit den bleichen Wangen, mit der gebeugten, wehmüthigen Haltung.

Ach, sie ist jetzt schon traurig, wie wird sie es sein, wenn sie die furchtbare Botschaft erhalten hat, welche er ihr zu bringen hat!

Wie wird's ihn schmerzen, sie so traurig zu sehen und ihre Thränen, ihre Verzweiflung, und zu wissen, daß es keine Hoffnung, keine Aenderung mehr giebt! — Doch an sich will er nicht denken! Selbstlos sei die Liebe, großmüthig und erbarmend!

Er winkte Lea, welche an der Thür stand, hinauszugehen und gab ihr den Befehl, das Zimmer zu bewachen, daß Niemand eintreten könne, auch der Vater nicht. Dann als die Thür sich hinter Lea geschlossen, schritt er zu Rebekka hin, die jetzt mit niedergeschlagenen Augen ihm entgegentrat.

„Nicht wahr, Rebekka, Du weißt es, daß es ein Freund ist, der zu Dir spricht?"

Sie hob langsam die Augen zu ihm auf und reichte ihm die Hand dar. „Ja, ich weiß es!" Auf einmal bebte sie zusammen, sie hatte in seinen traurigen Blicken gelesen, daß er ihr Schlimmes zu künden habe.

„Was ist geschehen, Thomas? Sagt es schnell, Ihr blickt mich an, als bemitleidet Ihr mich!"

„Und so thue ich auch," sagte er sanft, „ist es nicht bemitleidenswerth, daß Ihr drei Tage nun schon als Gefangene Eures Vaters im Hause weilt? Muß mein Herz nicht bluten über die Zerrissenheit und das Unglück, welches in diesem Hause, so lange ich schon hier bin, wüthet! Als ich kam, Rebekka, waren Eure Wangen rosig und Euer Blick strahlend, und soll ich nun nicht trauern, da ich Euch so traurig und so niedergeschlagen, mit bleichen Wangen und trüben Augen sehe? Und Euer armer Vater! Der alte Mann, wie in einem Krampf der Verzweiflung, in einem Fieber des Schmerzes geht er umher und träumt mit offenen Augen! Er sieht das Unheil kommen, er streckt ihm drohend die Fäuste entgegen und weiß doch, daß sein Drohen vergeblich ist, und daß, wenn der Schlag herniederfällt, er ihn zermalmen wird, ohne daß er ihn aufhalten kann! Meint Ihr nun, Rebekka, daß ich nicht trauern soll, wenn ich all' den Schmerz sehe; meint Ihr, daß ich so kalt bin, daß mich Euer bleiches Angesicht nicht dauern sollte, so tief — doch nein! Was kümmert Euch, daß ich leide und ob ich leide!"

„O Thomas, dem Unglücklichen thut es so wohl, Theilnahme zu finden, und der einzige Trost, den ich in diesen drei fürchterlichen Tagen fand, war der Gedanke an Euch, mein Freund! Zu Euch allein habe ich die Zuversicht und die Hoffnung, daß Ihr uns beistehen, helfen werdet! Ja Thomas, nicht wahr, Ihr werdet uns helfen? Wir dürfen darauf bauen?"

„Wir?" fragte Thomas. „Von wem sprecht Ihr denn? Euch allein gehört meine Zuneigung und mein innerstes Mitgefühl!"

„Nein," sagte sie dringend, „auch für ihn will ich werben um Eure Freundschaft, auch für ihn sollt Ihr der Bruder, der Vertraute, der Freund sein!"

Er schüttelte leise das Haupt. „Sprecht nicht von ihm, Rebekka, für den es besser gewesen wäre, Ihr hättet ihn nie gekannt, denn tiefer Schmerz und großes Unheil wäre von Euch abgewandt, wenn Ihr ihn nie gesehen hättet!"

„Nein, Thomas!" rief sie lebhaft, „er ist mein einzig Glück gewesen! Das Leben war einsam und dunkel hier trotz des Glanzes, der mich umgab! Aber wie er kam, da war's mir, als sah ich zum ersten Male die Sonne aufgehen, und ich jauchzte ihr entgegen, und konnte nun sagen: „Willkommen sei der Tag, willkommen! Und was auch kommen mag, ich will nicht wieder zurückgehen in die Nacht meiner einsamen Pracht, hinnehmen muß ich und will ich nun, was darauf folgt!"

„Schweres ist es, was darauf folgt, Rebekka, und gedenken müßt Ihr, daß der Tag nur kurz in dem armen Leben ist und daß, je glänzender die Sonne aufgegangen ist, um so leichter sie sich hinter dunklen Wolken verbirgt, so daß wir mitten im Tage glauben müssen, es sei Nacht um uns!"

„Thomas," sagte sie erbebend, „Eure Worte sind Unheil kündend, und die Ahnung, die ich vorher in Eurem Angesicht

gelesen, wacht wieder auf in mir. Ihr habt mir eine Schreckensbotschaft zu künden!"

„Schrecken ist jetzt Alles, in diesen Tagen des Schreckens!" erwiederte er sanft. „Ihr wißt doch, was sich Furchtbares begeben hat in Prag?"

„Nein, ich weiß nichts!" sagte sie hastig. „Niemand sprach mit mir in diesen Tagen, und wenn Lea sprechen wollte, so mochte ich sie nicht hören. Sprecht, sagt mir, was ist geschehen?"

„Entsetzliches ist geschehen! Alle Herzen bluten, alle Augen sind mit Thränen gefüllt! Prag ist gefallen, der König mit seiner ganzen Familie ist entflohen, und die Kaiserlichen sind eingezogen in die Stadt!"

„Der König ist entflohen? Der König ist nicht mehr in Prag, und also auch sie, sie, die Arme? — Doch nein!" unterbrach sie sich auf einmal, „sie ist nicht zu beklagen! Sie ist zum mindesten bei dem, den sie liebt, und darum preise ich sie glücklich! Doch," rief sie auf einmal heftig, „es ist eine Schlacht gewesen! Ich hörte lautes Donnern, und meinte der Himmel donnere so, doch jetzt erinnere ich mich! Der Himmel war hell und lachend, und nicht er, die Erde war's, welche bebte vor Donner! Es ist eine Schlacht gewesen, nicht wahr?"

Thomas nickte. „Ja, es ist eine Schlacht gewesen! Furchtbar und blutig war sie, und alle die edlen jungen Männer, die hinauszogen, um für den König Friedrich zu kämpfen —"

„Nun?" fragte sie athemlos, „warum stockt Ihr? Sprecht weiter, sprecht! All die jungen Männer, die hinauszogen, — was ist mit ihnen?"

„Rebekka, sie sind entweder in Gefangenschaft gerathen, oder liegen todt auf dem Schlachtfelde und —"

„Todt oder gefangen?" schrie sie, indem sie zu ihm hinsprang, seine beiden Arme faßte und ihm starr in's Gesicht sah. „Sagt

mir Alles mit einem Male! Martert mich nicht so lange! Ist Graf Leo von Thurn todt oder gefangen?"

Er sah sie mit einem langen tiefen Blick an. „Diejenigen, welche um eine gute und gerechte Sache sterben," sagte er nach einer langen Pause, „sind nicht diejenigen, welche man am meisten zu beklagen hat!"

Sie schrie gellend auf, preßte die Hände vor ihr Angesicht und weinte laut, dann auf einmal ließ sie die Hände schlaff niedersinken und wandte sich zu ihm hin.

„Ihr wißt es nicht gewiß, Ihr meint es nur? Ihr haltet es nur für wahrscheinlich, weil Ihr wisset, daß er tapfer ist und bis zum letzten Blutstropfen für seinen König kämpfen wird, darum meint Ihr, er sei todt? Aber es kann sein, daß er nur gefangen ist? O, sagt nicht: Gefangenschaft ist schlimmer als der Tod! Aus der Gefangenschaft kann ich ihn erlösen, und glaubt mir, Thomas, die Liebe wird mir die Kraft geben, daß ich ihn erlöse! Nicht wahr, er ist nicht todt? Mein Gott, habt doch Erbarmen mit mir und sagt mir: er ist gefangen!"

„Nein," sagte Thomas feierlich, „er ist frei! Ist eingegangen zu jener Freiheit, welche uns Alle erwartet, wenn wir die Kämpfe des Lebens von uns abgeworfen und als freie Geister uns aufschwingen in die ewige Freiheit!"

„Todt!" schrie sie mit dem Schrei der Verzweiflung, „todt!" Dann sank sie, die Augen schließend, wie von einem Blitzstrahl getroffen, zur Erde nieder. Eine fürchterliche Pause trat ein. Unheimlich war's Thomas, diese bleiche, hingesunkene Gestalt in dem phantastisch-aufgeputztem Gemache zu sehen. Die Meerungeheuer starrten mit ihren glitzernden Augen drein, die Goldfische plätscherten fröhlich in dem Muschelbassin, und in kleinen Cascaden tropften, Perlen gleich, die Wasser in dieselben nieder und unterbrachen allein die furchtbare Stille.

Er schaute zu ihr nieder mit einem Blick unendlichen Jammers und unendlicher Liebe, und leise fragte er sich, wär's nicht besser, sie so ruhen zu lassen, hinüber schlummern zu lassen in die Ewigkeit, wo sie ihn wiederfindet, und ihr den Jammer des Erwachens zu ersparen. Möchte ihr Vater nicht auch lieber die Todte beweinen als jammern über die Lebende? Aber doch, sie ist noch so jung, und die Menschen überwinden so viel Schmerz, und so oft wird die Verzweiflung unter einem Lächeln begraben!

Ja, sie ist noch so jung, sie kann den Schmerz noch überwinden, und ich will ihr helfen, daß sie's kann!"

Er trat zu dem Toilettentisch und nahm eine Flasche stärkender Essenz von demselben, netzte ihr damit die Stirn und rieb ihr die Schläfen. Allgemach schlug sie die Augen auf und starrte zu ihm empor, der an ihrer Seite niedergekniet war und ihr Haupt in seinen Arm genommen hatte.

„Thomas, was ist geschehen? Mir scheint, ich habe einen furchtbaren Traum gehabt, mir scheint — doch nein, ich weiß jetzt, es ist Wahrheit und Wirklichkeit!" rief sie emporspringend. „Ihr habt mir gesagt, er ist todt!"

„Ich habe es Euch gesagt, und es ist so, Rebekka! Der, welchen Ihr liebt, ist gestorben auf dem Schlachtfelde für seinen König als ein Held! Wohl ihm, er hat den Fall des Landes nicht erlebt, ich hoffe, er ist gestorben, bevor die Schmach des Königs entschieden war! Friede sei seiner Asche!"

Sie ächzte schwer auf und barg ihr Antlitz in ihren beiden Händen und weinte so heftig und schmerzlich, daß die Thränen zwischen ihren Fingern hervorquollen, und langsam Tropfen nach Tropfen niederfielen wie dort im Bassin die Tropfen der Cascaden. Doch wie anders diese Tropfen, die aus den Augen des jungen Weibes floßen, das schwankend wie eine Wasserlilie dastand in Mitten der Pracht des Feengemaches.

Er ließ sie sich ausweinen eine lange Zeit, dann trat er zu ihr heran. „Rebekka, ich bringe Dir den letzten Gruß von ihm. Dies sein ein Trost für Dich, er hat an Dich gedacht, bevor er hinaus ging in die Schlacht!“

Sie ließ die Hände von dem Angesicht niedergleiten und schaute ihn an mit ihren thränenumdüsterten Augen, mit ihren feuchten Wangen. „Er hat noch zuletzt an mich gedacht? Ihr bringt mir von ihm einen Gruß?“

„Ja, Rebekka, sein Testament!“ erwiederte Thomas. „Er hat es dem alten Friedrich, dem Vertrauten Eures Bundes gegeben, bevor er in die Schlacht hinauszog, und ihm aufgetragen, daß, wenn er in dem Kampfe fiele, er Euch das Testament als seinen letzten Liebesgruß bringen und Euch sagen soll, daß Euer Bild ihn in die Schlacht begleite, und daß die Locke von Eurem Haar noch auf seinem Herzen ruhen würde, wenn —“

„Schweigt,“ sagte sie in sich erbebend, „schweigt, ich bitt' Euch drum, ich trag's nicht länger, Ihr brecht mir das Herz! Oder ja, sprecht weiter, brecht es, dann ist es zu Ende mit allen meinen Qualen, dann werde ich wieder bei ihm sein, denn nicht wahr, Thomas, die Todten finden sich wieder, dort oben ist das Wiedersehen?“

„So hoffen wir,“ sagte er leise. „So verheißen uns die Frommen und Weisen! Doch müssen wir uns des Wiedersehens würdig zeigen auf Erden, wir müssen lernen den irdischen Schmerz und das Unglück zu überwinden, dann wird uns zum Lohne das Wiedersehen in jener andern Welt zu Theil! Doch Rebekka, nicht denen ist das Wiedersehen beschieden, die in Trotz oder Schwachheit den Schmerz nicht zu tragen vermögen, die ihn nicht abschütteln wollen in selbstmörderischer Feigheit, sondern nur denen, welche die Hände faltend aufschauen zum Himmel und sagen: Du gabst ihn mir, Du nahmst ihn mir, der Name des Herrn sei gelobt!“

„Ich kann das nicht, ich kann nur sagen: Du gabst ihn mir, Du nahmst ihn mir, wehe mir, daß es also ist!“ rief sie schmerzlich.

„Du wirst es lernen, Rebekka. Vieles lernt der Mensch ertragen, denn das Herz des Menschen ist wie ein Bogen, der sich krümmt und wieder emporschnellt, wenn der Pfeil des Schmerzes von ihm abgeschossen ist! Du wirst es lernen! Doch laß uns jetzt von dem Dahingegangenen sprechen, Rebekka! Hier ist das Testament, das letzte Zeichen seiner Liebe. Er hat Euch wahr und treu geliebt, und um dieser großen Liebe willen habe ich ihm vergeben, daß er so großes Leid über Euch gebracht! Ich zürnte ihm manchmal, weil ich meinte, wenn er Euch wirklich liebte, so hätte er Euch seine Liebe nimmer sagen dürfen, da er wußte, daß unübersteigliche Hindernisse sich zwischen Euch aufthürmen; doch der Leidenschaft verzeiht man viel, und so habe ich ihm verziehen und beklage Euch aus tiefer Seele, daß Ihr ihn verloren habt! Ich bitte Euch, seid gefaßt und lest das Testament!“

Er reichte es ihr dar, sie nahm es nicht an, sie schaute nur wehmüthig mit thränenumdüsterten Augen auf das Papier. „Ich will's bewahren als mein größtes Heiligthum. Gebt her, und nicht wahr, er selbst hat es doch geschrieben?“

„Hat's selbst geschrieben,“ sagte Thomas, „und seht hier, am Schluß ist eine Thräne auf das Papier gefallen.“

„Gebt her, laßt mich die Thräne küssen!“ rief Rebekka schnell. Mit zitternden Händen faßte sie nach dem Papier und schaute hin auf dieses letzte Zeichen der Liebe, welches Thomas ihr zeigte. Da stand es geschrieben. „„Lebe wohl, Rebekka! Dich allein habe ich geliebt, und so gehe ich in den Tod als Dein Getreuer!““ Und da war die Thräne niedergetropft und hatte sich rings wie mit Strahlen über die Schriftzüge verbreitet, und Rebekka küßte diese Stelle lang und heiß.

„Leset nun, was er Euch noch weiter geschrieben!“ sagte Thomas.

Sie versuchte es, allein heiße, schwere Thränen umdüsterten ihre

Augen. „Ich kann's nicht, ich habe seinen letzten Gruß gelesen, was kümmert mich das Andere! Es ist sein Testament, sagt Ihr, und er hat mich vielleicht reich gemacht, mir von seinem Ueberfluß gegeben! Was kümmert's mich?"

„Er hat Euch das Haus gegeben, welches er für Euch eingerichtet hat, Rebekka, und er wünscht, daß Ihr darin wohnen sollt und es betrachten als das Denkmal seiner Liebe!"

„Sprecht nicht weiter, ich trag's nicht länger!" schluchzte sie. „Jedes dieser Worte dringt mir wie ein Dolch in's Herz!"

„Doch müßt Ihr Alles hören, Rebekka," sagte er ruhig, „denn bedenket wohl, es ist für Euch heute ein entscheidender Tag! Bedenket, daß drunten Euer Vater beschäftigt ist Alles zu bereiten und herzurichten für die Hochzeit, Rebekka!"

„Für die Hochzeit?" rief sie mit einem höhnischen Lächeln. „Ja, Hochzeit! Dem Tode will ich mich vermählen! Komm nur, du düsterer Brautwerber! Der mir den Geliebten genommen, der kann auch mich nur nehmen!"

„Sei ruhig, Rebekka!" bat er leise. „Der Tod ist grausam und kommt nicht, wenn wir ihn rufen, kommt oft aber, wenn wir ihn ferne wünschen! Wie viele wären schon gestorben, wenn der Tod gleich auf ihren ersten Schmerzensschrei gekommen wäre, und haben später, wenn der Schmerz sich ausgetobt, dafür daß er nicht gekommen, ihm als einem mildthätigen Freunde gedankt! Euer Geliebter will, daß Ihr lebt, darum vermachte er Euch ja sein Haus. Er will, daß Ihr's bewohnet, und Rebekka, zürnet mir nicht, daß ich's sage, er will auch, daß Ihr's nicht allein bewohnet!"

Sie schaute ihn mit einem wilden Blick an. „Ich verstehe Euch nicht! Was meint Ihr damit?"

„Ich sage nur, was der, welchen Ihr liebt, was der gemeint und gewollt hat! Seht nur, hier steht's geschrieben: „„Ich weiß, meine Rebekka wird mich nie vergessen, und wird stets meiner gedenken

in dem Raum, wo wir so glücklich gewesen; doch wünsche ich, daß sie nicht allein dort bleibe, sondern einen Freund an ihre Seite stelle, der ihre Thränen ehrt, und es nicht als einen Raub für sich betrachtet, wenn sie mein gedenkt.““ Ihr seht, Rebekka —“

„Niemals! Niemals!“ rief sie leidenschaftlich. „Treu will ich ihm wenigstens sein, wenn ich denn leben muß, und nie soll ein Anderer seine Stelle einnehmen!“

Thomas schaute sie an mit einem langen, traurigen Blick und neigte kummervoll sein Haupt. Dann nach einer Pause, als er seine Fassung wieder gewonnen, sah er empor.

„Hier, Rebekka, ist noch ein anderes Angedenken an ihn; er hat auch, bevor er auszog, an Veilchen Lewi geschrieben, sie gab mir den Brief auf mein Bitten, daß Ihr ihn lesen sollt. Ein schönes Zeugniß gleichfalls seines edlen Herzens, seiner Fürsorge für Euch, Rebekka. Ihr wißt, wir haben uns nur einmal gesehen, wo wir uns im Zorn gegenüber standen, doch in der letzten Stunde hat er einen Blick in die Zukunft gethan, wie's Jenen oft beschieden ist, welche dem Tode bald in's Auge schauen, und er hat der Freundin seinen letzten Willen kund gethan! Soll ich Euch diesen Willen melden?“

Sie antwortete nicht, sondern nickte nur bejahend. „Nun denn, Rebekka, so hört: Der letzte Wille Eures Geliebten, den er für Eure Freundin aufgezeichnet hat, lautet also: „„„Saget meiner Rebekka, meiner Heißgeliebten, sie möchte nicht allein durch das Leben gehen, sie möchte den Mann, welchen ihr Vater für sie erwählt, an ihre Seite stellen als ihren Freund, ihren Beschützer. Ich weiß, daß er dessen würdig ist, und ich glaube von ihm, daß er heilig halten wird den Schmerz des jungen Weibes, das keine andere Schuld auf sich geladen, als daß sie ihrer Liebe gefolgt ist, die ich vielleicht hätte unterdrücken sollen! Doch himmlisch ist's, ihr gefolgt zu sein, und Alles, was mir vom Glück des Lebens geworden, das danke ich meiner Rebekka. Darum soll sie ihr Leben nicht vertrauern, son-

dern versuchen, glücklich zu werden, und ich fühl's, derjenige, den ich ihr als Freund hinterlasse, wird ihren Schmerz sänftigen!""

„Nein, nein, es ist unmöglich!" jammerte sie, die Hände vor ihr Antlitz legend. „Nein, ich kann keines Andern Weib werden!"

Da auf einmal stockte sie. Sie schreckte und bebte zusammen, und drückte beide Hände auf ihr Herz, öffnete weit die Augen und schien weit in die Ferne und in sich hinein zu schauen mit einem solchen Blick von Entsetzen und Qual, daß Thomas sie erschrocken anblickte und leise fragte, was auf einmal sie so mit Entsetzen und Angst erfülle.

Sie antwortete nicht. Plötzlich hob sie mit einer zuckenden Bewegung die Hände von ihrem Herzen und starrte zur Erde nieder, dann preßte sie wieder die Hände auf ihr Herz und murmelte in sich hinein: „O mein Gott, mein Gott, jetzt ist Alles verloren! Nein," rief sie dann jubelnd laut, „jetzt ist Alles gewonnen, denn ich weiß, daß ich sterben muß, sterben, um der Schmach, dem Elend, dem Jammer zu entgehen!"

Jetzt bebte auch Thomas zusammen. Er schaute sie an mit einem langen forschenden Blick, der über ihre ganze Gestalt hinfuhr, dann hob er die Hände, legte sie über sein Angesicht und ächzte laut, wie sie es that, und so, Beide das Haupt verhüllt, in tiefer Wehklage, tiefem Schmerz standen sie einander gegenüber. Da klopfte es an die Thür.

„Jetzt ist's genug!" rief die Stimme des alten Israel. „Jetzt öffnet die Thür und laßt mich ein! Rebekka! Ich bringe die Brautgewänder."

Sie athmete schwer auf und ließ die Hände niedergleiten. „Ich kann ihn jetzt nicht sehen!" murmelte sie leise. „Ich würde sterben, und jetzt weiß ich, ich darf nicht sterben! — Ich kann ihn jetzt nicht sehen!" wiederholte sie ängstlicher, als Israel jetzt zum zweiten Male klopfte und Einlaß begehrte.

„Bleibt hier," sagte Thomas, „ich gehe hinaus, um ihn zu bitten, er möge uns noch allein lassen!" Ungestümer klopfte jetzt der Alte.

„Tretet zurück in den Hintergrund des Zimmers, bergt Euch dort hinter dem Vorhang, Rebekka! Ich gehe die Thür zu öffnen!"

XIV.

Ein starkes Herz.

Thomas schritt nach der Thür hin, schob den Riegel zurück und öffnete sie, um hineinzugehen. Der Alte aber schob ihn ungestüm zurück, trat ein und winkte Lea und den beiden andern Frauen, welche hinter ihm standen, ihm zu folgen und die Schachteln, die Etuis, die Gewänder und die seidenen Kleider, welche sie trugen, in dem Zimmer niederzusetzen.

„Ich denke, es ist genug jetzt der einsamen Unterhaltung, Herr Sohn!" sagte er mit barscher Stimme. „Und Zeit ist es, daß wir über die Arrangements des heutigen Tages reden. Zeit ist's endlich, daß Rebekka kommt ihrem Vater zu sagen, daß sie eine gehorsame und unterthänige Tochter sei, und sich in allen Dingen dem Willen ihres Vaters fügen will."

Er wandte das Haupt hin nach der Seite, wo Rebekka abgewandt von ihnen stand. Thomas trat zu ihm heran und faßte seine Hand.

„Ich bitte Euch, Vater, seid milde zu ihr."

„Und weßhalb milde? Ist sie nicht eine glückliche Braut?" sagte der Alte mit höhnischer Stimme. „Hat sie nicht eine reiche Ausstattung, nicht prachtvolle Geschenke von mir erhalten? Hat

nicht auch ihr allzu zärtlicher Bräutigam und Verlobter ihr vor drei Tagen das schöne Palais geschenkt, in welchem sie wohnen soll. Weßhalb also sollte ich milde sein und Nachsicht üben? Warum kann Rebekka nicht glücklich, nicht zufrieden sein? Denn es ist doch so, wie Ihr mir sagtet, Herr Sohn? Ihr habt doch das Haus eingerichtet, und Niemanden sonst als Euch hat sie dort getroffen? O, ich hoffe, Ihr bestätigt mir das, denn sonst wehe ihr, wehe der ungehorsamen und ehrvergessenen Tochter!"

„Schweiget, Israel Katz," sagte Thomas mit ernster und fast gebieterischer Stimme. „Schaut sie nur an, sehet diese arme gebeugte und schwankende Gestalt und laßt Euer Herz erweichen."

„Mein Herz erweichen? fragte Israel mit wilder Stimme. „Hat ihr Herz sich erweichen lassen? Hat meine Tochter Mitleid mit mir gehabt? Ist sie nicht die echte Tochter ihrer Mutter, die auch niemals Mitleid mit mir gehabt? Wer hätte überhaupt je Mitleid mit mir gehabt? Mußte ich nicht immer den Kelch des Schmerzes an meine Lippen nehmen? Hat nicht ihre Mutter ihn mich trinken lassen? Noch in dieser Stunde fühle ich, noch jetzt den Wermuthstrank des bittern Kelches. O, ich habe ihn ausgeleert und leide noch daran! Sprecht mir also nicht von Mitleid, von Erbarmen. Ich habe gelitten und ich leide, und wehe denen, die mich noch mehr wollen leiden machen!"

„Darum eben habet Erbarmen," flehte Thomas milde. „Wie könnt Ihr so herbe und grausam sein, da Ihr doch nicht wissen könnt, was die Zukunft bringt, und da ich doch hoffe, daß Alles sich zum Besten wenden wird."

„Daß Alles sich zum Besten wenden wird!" wiederholte Israel Katz mit höhnischer Stimme. „Ich kenne das! Wenn es am schlimmsten war, so hat man mich immer getröstet mit der Phrase, daß Alles sich zum Besten wenden würde. So ist's gewesen mein ganzes Leben lang, und dabei hat meine Seele immer auf der

Folter gelegen und dabei haben immer neue Dolchstoße mein Herz getroffen! Ach, ich bin so matt und müde, so verzweifelt an mir selber, daß ich mir zuweilen vorkomme, wie ein wildes Thier, welches seine Wuth austoben muß, und darum, ohne hungrig und begierig zu sein, doch die Tatzen nach der Beute ausstreckt, die sich ihm entgegenstellt. Thomas Vonseka, nicht mir sondern der, welche dort abgewandt vor ihrem Vater steht, sage, daß sie Mitleid haben soll, Mitleid mit sich selber, wenn sie mit ihrem Vater keines haben kann. Sagt ihr das, ihr, die sich jetzt noch nicht zu mir wendet und nicht hört den Schmerzensschrei des alten Vaters, der zufrieden wäre, wenn sie nur ein Wort der Bitte an ihn richtete, nur sich umwendete und ihn ihr Antlitz sehen ließ, nach dem er sich drei Tage lang so schmerzlich gesehnt hat. Sagt ihr das, Thomas! Sagt ihr auch, daß wenn ihr Vater hart erscheinen mußte, doch seine Seele nicht hart war! Ach, er hat wohl thun müssen, als zürnte er ihr, doch leidet sein Herz Qual und Schmerz seit drei Tagen und Nächten; und während er Alles bereitete zu dem Feste, das heute Statt haben wird und Statt haben muß, war doch Jammer und Elend in seiner Seele, wenn er daran dachte, daß auch sie vielleicht, sie, die Einzige, welcher er auf Erden noch traut, daß auch sie ihn vielleicht getäuscht und hintergangen hat. Höre dies, mein Kind, höre dies von Deinem Vater, wende Dich zu ihm und sage ihm: Vater, Du hast in mir Dich nicht getäuscht!“

Und wie er schmerzbewegt, mit lauter Stimme so sprach, wandte sie sich hastig um, stürzte zu ihm hin, schlang die Arme um seinen Hals und drückte einen langen zärtlichen Kuß auf seine Lippen. Aber wie er nun auch die Arme erhob, sie um sie schlang und sie empor ziehen wollte an seine Brust, da, mit lautem Wehegeschrei, sank sie zu seinen Füßen nieder.

„Vater, mein Vater!“ schrie sie. „Uebet Gnade und seid barmherzig mit Eurer unglückseligen Tochter!“

Er schrack zusammen und ein Schauer durchrieselte seine Gestalt. „O, ich kenne sie wohl, diese Jammertöne! So rufen und schreien diejenigen, welche schuldig sind und nicht wagen, das Haupt aufzurichten zu ihrem Vater.“

„Nein, Vater,“ murmelte Thomas leise. „Nein, Ihr irrt Euch! Seid milde und sanft, denn seht nur, wie sie leidet.“

„Weshalb leidet sie? Was ist es, das sie drückt? Hat sie nicht Alles, um sich des Lebens zu freuen? Ist sie nicht jung, ist sie nicht schön, und, wie Ihr sagt, auch unschuldig? Weshalb leidet sie? Ich führe ihr einen edlen, schönen, guten Mann entgegen, daß sie sein Weib werden soll, und indem sie's thut, erwirbt sie Ehre, Glanz und Ansehen! Ihr gebt ihr ein schönes Haus, Ihr macht sie zur Herrin in diesem Hause. Weshalb leidet meine Tochter? Thomas, gebt Ihr mir Antwort, da Ihr zu wissen scheint, welcher Kummer die Seele meiner Tochter drückt. Warum liegt sie zerknirscht zu meinen Füßen, klagt und jammert und weint? Ich will es wissen! Im Namen des Gottes unserer Väter, fordere ich von Dir, Thomas Vonseka, sage mir jetzt die Wahrheit!“

„Und im Namen des Gottes unserer Väter beschwöre ich Dich, fordere sie nicht von mir diese Wahrheit, sondern laß sie verhüllt bleiben!“

„Die Wahrheit!“ rief Israel mit weit geöffneten Augen und drohendem Blick. „Antwortet mir doch, Ihr milder, sanftmüthiger, gutherziger Mann, antwortet mir doch! Die Wahrheit, welche hier weinend zu meinen Füßen liegt, ist also schreckbar und entsetzlich für das Ohr eines Vaters?“

„Israel Katz,“ erwiederte Thomas, sich hoch aufrichtend und mit fester Stimme sich an den Alten wendend, „Herr Israel Katz, ehe ich Euch antworte, frage ich Euch: Nennt Ihr mich jetzt noch Euren Tochtermann und wollt Ihr mir Eure Tochter zum Weibe geben, heute, an diesem Tage?“

„Ja, das will ich. Wenn Ihr nicht zurücktretet, weil Ihr vielleicht die Schande fürchtet, weil sie nicht waget, Euch in's Auge zu sehen, ja, wenn Ihr nicht zurücktretet, so nenne ich Euch noch jetzt meinen Tochtermann."

„Wohl denn! Wenn Ihr mich noch so nennt, so habe ich, wie mich dünkt, das nächste Recht auf dies junge Weib. Und nach den Satzungen unsrer Väter habe ich zu gebieten allein über meine Frau! Indem Ihr sie mir gebet, ist sie frei von Euch und nicht mehr unterthan irgend einem Andern als dem Gatten allein. Heute sollte unsre Trauung sein, und so wisset Ihr wohl, an dem Tage der Trauung durfte der Bräutigam eintreten in das Gemach der Frauen. Es wußten unsre Väter und diejenigen, welche solche Satzungen aufgezeichnet haben, wohl, daß zwei Menschen, welche mit einander durch das Leben dahin wandeln sollen, an dem Tage, der sie für immer bindet, sich vielleicht noch Etwas zu sagen haben und einander in's Herz hinein schauen mögen. Darum, bevor sie den gewichtigen Schritt thun, sehen sie sich und sprechen noch mit einander, ehe die Trauung stattfindet. So ist es die alte Sitte unseres Volkes, zum mindesten hat man in dem Lande, woher ich komme, solchen alten Brauch fest gehalten, daß die Brautleute mit einander reden und sich besprechen, um ihre Gesinnungen klar zu legen und zu schauen sich Herz in Herz. Findet Einer in dem Herzen des Andern einen dunklen Fleck, findet er in seiner Seele Widerstreben und Abneigung, so darf er zurücktreten, noch bevor die Trauung vollzogen wird. Ihr stimmt doch dem bei und kennt den Brauch, Israel Katz?"

„Ich kenne sehr gut den Brauch, und habe deshalb Euch erlaubt, in das Frauengemach einzutreten, welches noch nie ein Männerfuß, außer dem ihres Vaters, betreten hat. Ich hatte es Euch erlaubt und meine nun aber endlich, es sei genug."

„Doch darin irrt Ihr Euch! Ich sage Euch, ich bin noch nicht zu Ende mit Eurer Tochter, und wenn Ihr sie so gebeugt und

tief bewegt vor Euch auf den Knieen findet, so ist es vielleicht durch das, was ich ihr mitzutheilen hatte aus meinem innersten Dasein. Sie weint vielleicht, weil ich ihr schmerzliche Geheimnisse aus meinem Leben kündete, ein tiefes Weh um mich ist es wohl, das ihr Kummer macht. Ich habe ihr vielleicht kundgethan, was außer Gott Niemand kennen soll, als nur mein Weib. Nehmt dies an, nehmt an, daß Ihr uns unterbracht, da ich ihr diese Mittheilung machte. Und darum bitte ich Euch, laßt mich jetzt noch allein mit meiner Braut, die, so Gott will, heute noch mein Weib wird, wenn sie von dem Geheimniß, welches wir Beide mit einander theilen, sich nicht zurückschrecken läßt. Ich bitte Euch, Israel, geht hinaus und laßt mich allein mit meiner Braut, mit meinem zukünftigen Weibe! Geht."

Der Alte, gleichsam bezwungen von der Hoheit und der Festigkeit des jungen Mannes, neigte das Haupt, murmelte leise einige Worte in sich hinein und noch einen langen Blick auf die verhüllte Gestalt zu seinen Füßen werfend, wendete er sich um und ging hinaus. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen, sprang Rebekka empor, stürzte zu der Thür und schob den Riegel vor. Dann wandte sie sich zu Thomas hin, ihre beiden Arme weit ausbreitend, und ihr Haupt zurückwerfend.

„Tödtet mich, Thomas! Wenn Ihr Gnade üben, wenn Ihr barmherzig sein wollt, so tödtet mich. Es ist besser, Ihr tödtet mich, als daß mein Vater es thut, oder — ich kann nicht weiter sprechen, ich kann nicht sagen, was wie Feuer in meiner Seele brennt, was wie Dolche in meinem Herzen bohrt. O Schmach nud Jammer! O grausames Geschick! Todt ist er, seid gnädig und tödtet auch mich. Es war nicht genug, daß sein Tod alle Blüthen meines Herzens zertritt mit grausamen Füßen, noch mehr Jammer muß ich empfinden! O mein Gott, furchtbar ist's, was ich leide, furchtbarer noch, weil ich es nicht sagen kann!"

„Ich aber," flüsterte Thomas leise, „ich darf es errathen! Ich darf, was Deine Lippe sich scheut zu sprechen, ich darf es für Dich aussprechen, ich —"

„Nein," rief sie laut, „nein," sagt es nicht, denn das Wort, wenn Ihr es sprächet, würde wie ein Blitzstrahl des Entsetzens auf mein Haupt herniederfallen und würde mich zerschmettern. O, Thomas, ich darf nicht sterben, nein, ich darf nicht sterben! Ich habe nicht das Recht mehr über mein eigenes Leben."

Er nickte leise, nahm ihre Hand und führte sie an den Tisch, wo Lea den Myrthenkranz und den Brautschleier hingelegt hatte, und über dem Stuhl, welcher daneben stand, lag das Brautkleid von weißem Atlas mit Myrthen geschmückt.

„Rebekka," sagte er leise, „ich bitte Dich, hebe den Blick empor und schaue auf diese Dinge. Sieh, das ist das Brautkleid, welches sich für die jungfräuliche Braut ziemt, die, wie ihr Vater meint, ich zum Altare führen soll. Sieh auch den Brautkranz an, welchen nach alten Satzungen und Gebrauch die jungfräuliche Braut auf ihr Haupt setzt, wenn sie zum Altare tritt, um dem, welchen sie liebt, oder welchem ihr Vater sie vermählt, ihre Hand zu reichen. Ein Zeichen der Unschuld und der Jungfräulichkeit ist dieser Kranz, den Ihr heute auf Euer Haupt setzen sollt, Rebekka."

„Und den ich nimmer, nimmer tragen will, o Thomas, nimmer tragen kann," sagte sie leise und mit bebenden Lippen, und mit Ungestüm erfaßte sie dann den Kranz, riß ihn auseinander, und streute die Blumen weit hin in das Gemach, in das Feengemach, daß sie umher stoben über den kostbaren Teppich, über die murmelnden Wasserfälle, die auf Muscheln und Perlen niedersprühten. „Thomas, nun wißt Ihr Alles und nun werdet Ihr mich verstehen, wenn ich zu Euch sage: Tödtet mich! denn Ihr wißt jetzt, ich kann nicht leben."

„Aber, wenn Ihr so sagt, Rebekka, so versündigt Ihr Euch

an Gott und an der heiligen Natur und auch an dem Gedächtniß dessen, den Ihr geliebt habt und den das Schicksal von Euch genommen. Ja, Ihr versündigt Euch, und ich sage Euch, Rebekka, Ihr müßt leben, Ihr müßt das Leben tragen lernen, ja mehr noch, Ihr müßt lernen, um des Lebens willen zu leben, nicht blos, es zu leiden. Es hat Niemand das Recht, sich willkührlich dem zu entziehen, was das Schicksal über ihn verhängt hat, es möchte sonst die Welt bald entvölkert werden. Was würde aus den Menschen hienieden werden? Denn meint Ihr, Rebekka, daß es ein menschlich Wesen giebt, welches nicht gelitten? Meint Ihr, daß nicht Jeder seine dunklen Stunden hat, in denen er muthlos war und zurückbebte vor der düstern Gestalt, welche mit gerungenen Händen und mit Thränen in den Augen zu ihm getreten ist und ihn angefaßt hat mit den rauhen Händen der Verzweiflung? Meint Ihr nicht, daß Jeder seine Stunden gehabt hat, wo er gesprochen: „Ich kann es nicht ertragen, ich gehe von hinnen zu der letzten Ruhe, ich gehe ins Grab!?“ Wohl ist das Grab der letzte Zufluchtsort, aber meint Ihr, daß wir ihn suchen dürfen, meint Ihr, daß, wenn wir uns selber tödten, wir könnten eingehen in die Herrlichkeit des Himmels, welche die Väter uns gekündigt und von welcher die Propheten gesagt haben, daß sie bestimmt ist den Gerechten, und daß den Ungerechten der Himmel verschlossen sei? Saget nicht zu mir, Rebekka, Ihr hofft auf ein Wiedersehen mit dem, welchen Ihr liebt, und Ihr sprecht in Eurer Verzweiflung. Ihr wollt von hinnen gehen, das Leben abwerfen, als wäre es so ein nichtiges Ding, das Ihr nach Belieben, nach eigenem Gefallen, nach eigenem Willen bei Seite legen könnt. Wissen sollt Ihr, Rebekka: das Leben ist Euch auferlegt als eine Pflicht, es ist kein geliehener Schmuck, kein Kleidungsstück, in das Ihr Euch hüllt, und das Ihr im Ueberdruß von Euch werfen könnt. Nein, als eine Pflicht hat es Euch Gott gegeben, als eine Pflicht sollt Ihr es tragen.“

„Ich kann es nicht, nein, Thomas, ich kann es nicht," wimmerte sie leise. „Bedenkt nur den Zorn meines Vaters, bedenket auch die Schmach, die Schande, die mich erwartet, eine Wittwe ohne Mann, eine —"

„O, still, sprecht das Wort nicht aus," sagte er milde, „nicht Wittwe seid Ihr und sollt es auch nicht werden, denn Schmach und Schande von Euch abzuwehren, dazu giebt es noch Mittel."

„Was für Mittel? sagte sie!" die Hände zu ihm flehend emporhebend.

„Ich werde es Euch sagen, Rebekka, hört mich ruhig an: Habt Ihr es in Euer Herz aufgenommen, daß derjenige, welchen Ihr liebet, Euch in den letzten Tagen seines Lebens seinen Willen kund gegeben, nicht blos durch das Testament, in welchem er Euch zur Erbin jenes Hauses einsetzt und deutlich sagt, daß er wünschet, Ihr werdet nicht allein in demselben wohnen, sondern auch durch den Brief, den er an die Freundin gerichtet? Wißt Ihr, warum er gerade diesen Brief an sie gerichtet? Weil er wußte, daß Ihr in Eurem Schmerz, in Eurer Verzweiflung es als eine Unmöglichkeit betrachten würdet, zu thun, wie er wünschte. Darum hat er der Freundin gemeldet, daß sie, wenn die ersten schmerzlichen Stunden vorüber wären, Euch ermahnen solle zu thun, was nothwendig ist, und in milden Worten Euer Herz zurückführe zu seiner Pflicht. Die Freundin konnte nicht hieher kommen, weil Euer Vater es nicht gestatten wollte. Darum frage ich Euch im Namen Eures Geliebten, oder vielmehr seinen letzten Befehl kündige ich Euch, ja, einen Befehl! Wenn diejenigen, welche wir lieben, und die hier auf Erden uns die Theuersten gewesen sind, sterben, so klingen die letzten Worte derselben an unser Ohr wie ein heiliger Befehl. Meint Ihr das nicht auch, Rebekka? Meint Ihr nicht auch, daß Ihr Eure Liebe zu dem, welcher heimgegangen, nicht besser, nicht reiner bewähren könnt, als wenn Ihr thut, was in seinen letzten Lebenstagen sein Wunsch und Wille war?"

„Wenn ich Euch verstehe, Thomas," flüsterte Rebekka leise, „so seid Ihr der edelste, der großmüthigste der Menschen. Ich aber, ich kann diese Großmuth nicht annehmen."

„Großmuth?" wiederholte er mit sanftem traurigen Lächeln, „wie wißt Ihr denn, Rebekka, ob ich großmüthig bin? Meint lieber, ich sei schwach gegen mich selber, und ich redete mir ein, daß ich noch einmal glücklich sein könne auf der Welt. Darum sage ich Euch, thut so, wie der Verstorbene von Euch begehrt hat, nehmet meine Hand an. Laßt mich nicht einsam auf der Welt sein, lasset uns nicht Beide einsam dahin wandeln. Laßt uns zusammen gehen, es ist immer noch besser, zusammen unglücklich sein, als Jeder für sich allein. Und dann, Rebekka, möchte ich dies noch sagen: Man muß auf dieser Welt lernen und verstehen, glücklich zu sein auch ohne Glück. Ihr begreift wohl jetzt nicht, was ich damit sagen will und wie ich's meine, doch es wird vielleicht ein Tag kommen, wo Ihr mich begreift und wo Ihr die thränenreiche Resignation des Schmerzes in Euch aufnehmt, welche ihr Haupt neigt und sagt: „Ich habe das Leben nicht von mir empfangen, so kann ich es auch nicht von mir werfen! Ich habe kein Recht auf ein Glück, denn es ist mir nie verheißen! Nur ein Mensch bin ich, zum Leiden, zum Arbeiten, zum Entbehren und zum Ueberwinden bestimmt." Um deßwillen lernet Euer Menschenthum zu erfüllen und darin soll mein Glück liegen, wenn ich auch sonst nicht glücklich sein mag. O Rebekka, man muß lernen glücklich zu sein auch ohne Glück. Und zu diesem Allem füge ich nur noch dies hinzu: Ich werde glücklich sein, wenn Ihr mein Weib werden wollt. Ich verlange nicht, daß Ihr mich liebt, ich verlange auch nicht, daß Ihr den, welchem Ihr jetzt Eure Hand reichen sollt, als Euren Gatten annehmen wollet. Ich ehre Euren Schmerz und möchte Euch weniger hochachten, wenn Ihr leichtsinnig die Thränen von Euren Augen forttrocknetet und sagen wolltet: „Die erste Liebe ist todt, versuchen

wir's denn mit der zweiten." Nein, Recht habt Ihr, die erste Liebe soll in Eurem Leben wie ein heiliger Altar, wie ein Licht sein, zu dem Ihr oft noch hintretet und betet. Es erstirbt die erste Liebe in einem edlen Herzen sehr schwer, denn die Schmerzen und die Dolchstöße, welche uns der Tod der ersten Liebe giebt, die lassen Wunden zurück, aber die Wunden vernarben und dann eines Tages fühlen wir, daß wir genesen sind und schauen uns um im Leben und möchten aus der Einsamkeit, welche der Tod um uns geschaffen, herausgehen, und möchten dann das Grab in unseren Herzen mit frischen Blumen erblühen lassen. Rebekka, ich ehre das Grab in Eurem Herzen, doch ich werde es versuchen also, durch meine innige Freundschaft, durch meine tiefe Theilnahme, durch meine Bruderliebe zuweilen einige Blumen auf diesem Grabe aufblühen zu lassen."

„Ihr seid großmüthig und barmherzig, wie es Gott im Himmel zu mir nicht sein kann," murmelte sie leise, „doch dünkt mich, ich kann solch furchtbares Opfer nicht annehmen, und ich müßte mich in tiefster Seele schämen, wenn ich, was Eure Großmuth und Eure Barmherzigkeit mir bietet, annehmen könnte."

„Mich aber dünkt," sagte er mit feierlichem Ernst, „mich aber dünkt, daß Ihr nicht das Recht habt, selbstsüchtig nur an Euch zu denken. Ich spreche nicht von mir und nicht will ich davon reden und sprechen, ob auch vielleicht das, was ich fordere, mir selbst ein Glück scheint und ich nicht selbst mich befriedigt fühle, wenn Ihr mir gestatten wollt an Eurer Seite zu leben. Denn heute ist nicht der Tag und nicht die Stunde, in welchen ich von meinen Herzensempfindungen rede. Ich denke nur an Euch und an Eure Zukunft und —"

„O nein, seid barmherzig," murmelte sie, „sprecht nicht weiter! Ich verstehe Euch, sprecht das Wort nicht aus."

„Wenn Ihr mich versteht, Rebekka, dann müßtet Ihr erfüllen,

was ich von Euch begehre!“ sagte er. „Denkt an die letzten Worte dessen, der jetzt in dieser Stunde aus reineren, schöneren Sphären zu Euch niedersieht. Meint Ihr nicht, er habe vielleicht geahnt, was jetzt in Eurem Herzen bangt und zittert und nicht wagt, sich in Worte zu kleiden? Meint Ihr nicht, daß er vielleicht bei dieser Ahnung des Schmerzes, des Wehs und all des Leids, das Euch bedrücken könne, gewollt hat, daß Ihr nicht allein seid, und deshalb gewollt hat, daß ich an Eurer Seite stehen sollte, als Schutz für Euch und für Jedweden, der Euch noch angehören wird? Es giebt auf Erden nichts Unseligeres, nichts Schmerzvolleres als eine Wittwe, die in der weiten Welt allein steht, nicht Freund, nicht Gefährten hat, sondern freund- und freudlos in ihrer Einsamkeit weint und klagt und keine Hand hat, die ihre Thränen trocknet. Doch ja, es giebt noch etwas Schmerzlicheres, ich vergaß das, Rebekka! Es giebt noch etwas Rührenderes und Wehmuthsvolleres, das ist ein Waisenkind, so ein unschuldiges Geschöpf, das ohne Vater, ohne Schutz, ohne Hülfe hingehen soll durch diese rauhe Welt! Keine liebe Hand ist da, die es schützt, kein Vaterhaus, das segnend des armen Kindes Haupt beschirmt, keinen Namen hat, von dem es mit Stolz sagen kann: „Das ist meines Vaters Name, den ich mit Ehren tragen kann!“ Bedenket das, Rebekka! Es giebt nichts Traurigeres, nichts Jammervolleres, ich fühle es in Eurer Seele, als eine Wittwe zu sein; aber viel, viel trauriger und jammervoller ist es für ein unschuldig Kind, verdammt zu sein zu schuldlosen Schmähungen der Menschen. Glaubt mir, ich fühle in mir die Kraft, wenn ich solch ein unglückseliges, schuldlos schuldiges Kind weiß, zu sagen: „Komm, du unglückliches Kind, ich will dir helfen, du sollst nicht arm, nicht elend, nicht geschmäht durch das Leben gehen! Ich will dir helfen und ich will dein Vater sein.“

Sie stieß einen lauten, jammervollen Schrei aus und stürzte vor ihm nieder, umklammerte seine Füße, legte ihr Haupt an seine Knie und weinte laut.

Er neigte sich zu ihr nieder und hob sie sanft empor.

„O, Rebekka, meine Schwester, meine Freundin, meine Leidensgefährtin, ich frage Dich: Willst Du mir vor der Welt das Recht geben, Dich und Deine Familie zu schützen! Willst Du mir erlauben, vor der Welt Dich mein zu nennen, Dich einzuführen in das Haus, welches demjenigen gehörte, den Du liebtest, wo er seine Schwüre, ein Denkmal seiner Liebe zurückgelassen, und welches Du nach seinem Wunsche nicht allein bewohnen solltest? Willst Du mir das Recht geben, von Dir fern zu halten Alles das, was Dich betrüben könnte, und zu versuchen, mit weicher und milder Hand Deine armen blutenden Füße, die von den Dornen des Lebens zerrissen sind, zu heilen und sie fürderhin auf sanfteren Bahnen dahingehen zu lassen? Willst Du mir das Recht geben, an Deiner Seite zu leben? Ich will ja Dein Bruder sein; soll nicht Dein Bruder mit Dir in Deinem Hause wohnen können?"

Sie konnte nichts erwiedern, lautes Schluchzen drang aus ihrer Brust hervor und sie neigte ihr Haupt, nahm seine Hand und drückte einen dankbaren Kuß auf dieselbe, und wie sie's that, fielen ein Paar heiße Thränen nieder, tropften langsam nieder auf seine Hand. Er zuckte zusammen, hob die Hand rasch an seine Lippen und küßte die Thränen fort.

„Siehe, Rebekka," sagte er, „ich küsse Deine Thränen fort, und so habe ich nun den Lebensbalsam von Deinen Augen getrunken, den Balsam, von welchem wir Menschen Alle trinken müssen, der uns stark macht gegen die Stürme des Lebens. Ich trank Deine Thränen, und das soll für uns Beide der Quell des neuen Lebens sein. Sprich nun, Rebekka, willst Du mit mir wohnen in dem Hause, welches Dich einst so glücklich gesehen?"

Sie schwieg. Sie rang mit ihrem Herzen, und es drang wie Todesgestöhn aus ihrer Brust hervor, dann aber erhob sie sich, öffnete ihre thränenschweren Augen und hob den Blick zu ihm empor, zu ihm, dessen Augen fest auf ihr ruhten.

„Ich will," sagte sie leise, „ich will das Opfer Deiner Großmuth annehmen in dem Sinne, in welchem Du es mir bietest! Ich will gehorsam sein dem letzten Wunsche dessen, den ich so heiß geliebt habe. O, Thomas, ich will von Dir lernen, mich selbst zu überwinden, und Dir zu danken für Dein großmüthiges Opfer."

Er schüttelte sanft sein Haupt.

„Nicht so, Rebekka, sprich nicht von Großmuth. Gieb mir die Hand und sage zu mir: Hand in Hand wollen wir durch's Leben gehen, wollen lernen, den Schmerz zu ertragen und unsere Pflicht zu erfüllen, wollen lernen, glücklich sein auch ohne Glück."

„So sei es," sagte sie mit sanfter Stimme. „Wir wollen durch das Leben gehen Hand in Hand, wollen lernen glücklich sein auch ohne Glück."

Er legte sanft seine Arme um ihren Nacken und drückte ihr Haupt an seine Brust. „Da ruhe, Rebekka, meine Schwester, und bei dem Gott unserer Väter und bei dem Glauben unseres Volkes schwöre ich Dir, diese Stätte soll Dir stets bereit sein und nimmer soll Dir der Schutz meines Herzens fehlen, nimmer, so lange ich lebe."

Er neigte sein Haupt auf das ihre, und so aneinander gelehnt standen sie da eine lange Zeit.

„Und nun, Rebekka," sagte Thomas dann mit sanfter Stimme, indem er mit der Hand leise ihr über die Augen fuhr, „nun trockne Deine Thränen, denn jetzt bedenke, daß die Welt nichts ahnen darf von unserm Geheimniß, und wir wollen ihr nicht gönnen, daß sie höhnend vielleicht unsers Unglücks spottet und ahnt, was wir ihr verbergen müssen. Dies ist ein Opfer, welches Du mir und denen, welche nicht mehr sind, und denen, welche noch nicht sind, zu bringen hast, daß Du Deine Thränen trocknest und diesen Schleier über Deine Schmerzen ausbreitest."

„Jener Schleier dort, Thomas," sagte sie, „jener Schleier bedeutet den einer Braut."

„Ja, auch den," sagte er sanft. „Er wird heute der neugierigen Menge Dein Angesicht verbergen, und das ist auch eine Wohlthat. Doch auch den Myrthenkranz mußt Du tragen um meinetauch um Deinetwillen, und auch um Deines Vaters willen. Es ist schlimm, daß Du ihn zerrissen hast, denn wisse, Du mußt jetzt Alles meiden, um den argwöhnischen Sinn Deines Vaters nicht zu reizen und den Armen, der in seiner Tochter sein einziges Glück sieht, nicht unglücklich zu machen. Du mußt die Krone tragen, welche dieser Tag Dir zu tragen gebietet, wenn sie auch für Dich eine Krone der Schmerzen ist. Und dies, Rebekka, ist nun meine Bestimmung, daß ich den zerrissenen Myrthenkranz für Dich zusammen suche und für Dich auf's neue ihn binde. So hat es Dein und mein Schicksal gewollt und ich unterwerfe mich ihm. Sieh, ich suche den zerfetzten Myrthenkranz für Dich zusammen."

Indem er so sprach, neigte er sich zur Erde nieder und hob die einzelnen Zweige, die sie umher gestreut hatte, auf und fügte sie wieder ein in den halb zerfetzten Kranz, der neben ihm am Boden lag.

„Und nun, Rebekka," sagte er, „nun, sage ich noch einmal: trockne Deine Thränen und lerne, zu lächeln, denn Du hast nicht das Recht, Deinen Schmerz vor der Welt zu zeigen, sei gefaßt und standhaft und Du wirst siegen, denn Du hast einen Freund, der an Deiner Seite steht, der mit Dir leidet, mit Dir duldet."

„Wohl," sagte sie, „ich werde standhaft sein. Ich werde nicht vergessen, daß ein Freund an meiner Seite steht und daß ich ihm geschworen, getreulich den Willen zu erfüllen, welchen mir ein theurer Todter auferlegt hat. Nun trockne ich meine Augen und die Thränen sollen nur noch still und Niemand sichtbar in meinem Herzen fließen. Gieb mir Deine Hand, mein Bruder, ich schwöre Dir

bei dem, der zu uns herniederschaut, ich werde versuchen, Dir wenigstens dankbar zu sein, und wenn ich auch kein Glück Dir verheißen kann, so kann ich doch verheißen, daß ich Dir eine treue und zärtliche Schwester sein will."

„Amen!" sagte er leise. „Nun gieb mir Deine Hand und gehe mit mir zu Deinem Vater. Wir wollen ihm sagen, daß heute, wie er angeordnet, die Trauung Statt finden soll."

Sie legte entschlossen ihre Hand in die seine. „Komm zu meinem Vater. Ja, es soll die Trauung Statt finden und mit Dir gehe ich in das Haus, welches er für mich, o nein, für uns bestimmt hat." Fast mit heiterm Antlitz, glücklich und stark in der Erfüllung ihrer Pflicht schritt Rebekka mit ihrem Verlobten aus dem Gemach und trat an seiner Hand zu dem Vater hin, der drunten im Komptoir sie erwartete.

Beide beugten sich vor dem alten Mann, der angstvoll, mit klopfendem Herzen und bleichem Antlitz ihnen entgegen sah.

„Vater," sagte Rebekka mit feierlicher Stimme, „Vater, gieb uns Deinen Segen, und verzeihe mir, wenn ich Dein Herz betrübt habe. Ich bin bereit zu thun, was Du wünschest, heute noch soll unsere Trauung sein, so wie Du angeordnet hast."

Da schrie der Alte laut auf vor Freude, vor Schmerz, vor Rührung zugleich, und weit seine Arme ausbreitend über die beiden Häupter derer, die zu seinen Füßen knieten, segnete er sie, und ein so freudiger Glanz lag auf seinem Antlitz, wie man seit lange nicht gesehen. „So sei denn verbannt das Unglück, das lange Zeit unter meinem Dache gewohnt, Glück und Friede kehren wieder ein in mein Haus, und gesegnet seist Du, meine Tochter, gesegnet sei mein gehorsames Kind!" Er zog sie empor in seine Arme und küßte sie innig.

Als am Nachmittag die Sonne zu sinken begann, da stand in der alten Synagoge vor dem Altare das bleiche, schöne, junge

Brautpaar. Prächtig geschmückt war die Braut, und die Frauen, die droben hinter dem Gitter saßen, flüsterten zu einander, daß man nimmer ein so kostbares Brautkleid gesehen als das Brautkleid der Rebekka Katz, und daß der Vater, welcher der entlaufenen Tochter das Erbe entzogen habe, sicherlich nun die doppelte Aussteuer der Braut des schönen, jungen Grafen Vonseka zugewandt habe.

Sehr stolz und glücklich war die ganze Judenschaft ob des schönen Grafentitels des Bräutigams, und Jeder betrachtete das für sich selbst als eine Ehre, daß ein Judenkind sich mit einem Grafen vermählen konnte. Viel tiefer, wie sonst vor einer Braut neigten sich die Armen, die in Schaaren an der Synagogenthür standen, und Rebekka, das Antlitz tief verschleiert, streute unter sie die Geldstücke aus, welche ihr Vater und ihr Gatte ihr gegeben. Die Segenswünsche der Beschenkten tönten laut noch hinter ihr, als sie hineinstieg in die Kutsche, welche sie und ihren Gatten aus der Judenstadt hinaustrugen in die Christenstadt nach dem Hause, wo sie fortan mit ihrem Gatten leben sollte.

XV.

Auf der Flucht.

Mühsam durch Schnee und Eis krochen über die fast unfahrbaren Landstraßen drei schwer bepackte große Reisewagen dahin auf dem Wege nach Breslau. Der Wind zog heulend daher und rüttelte an den Fensterscheiben der Wagen und warf solche Massen von Schnee gegen dieselben, als wollte der Poltergeist Rübezahl, welcher hier in den Bergen wohnt, denen, welche in der Kutsche saßen, dadurch

andeuten, daß er sie nicht willkommen heiße in dem Lande Schlesien. Ach, sie wußten es wohl, die Armen, welche frierend und hungernd im Wagen kauerten, daß sie nirgends willkommen wären, daß ihre Ankunft überall mehr Schrecken als Freude erregen würde, denn das Unglück ist wie eine böse Krankheit, Jeder fürchtet von ihm angesteckt zu werden, und geht ihm daher vorsichtig aus dem Wege. Und sie waren unglücklich, sehr unglücklich, dies junge Paar in dem langsam dahinrollenden Wagen, herniedergestiegen von dem Glanz ihrer Höhe, alle Herrlichkeit war zerstört und rings um sie her nur Trümmer einer verfallenen Größe. Was wird ihr Geschick sein? Was wird aus dem Staub und dem Wust, der sie rings umgiebt, wieder emporsteigen? Wo wird aus all' diesen Trümmern sich wieder der Thron des Königs von Böhmen, des Kurfürsten von der Pfalz erheben?

Sie waren so reich, sie waren so glücklich gewesen damals, als sie droben standen auf dem Altan des Schlosses zu Heidelberg und hinunterschauten in das grüne, sonnige Land. und auf den schmetternden Gesang der Vögel horchten, die zu ihren Füßen dort in den Bäumen sangen, und unter ihnen lag das prächtige, liebliche Land, dessen Thal der Nekar wie ein silbernes Band umschlang, fröhliche, leicht bewimpelte Schiffe auf seinem Rücken tragend. Und wie waren sie damals so glücklich, so stolz, so erhoben, als sie einzogen in Prag, das schöne junge Königspaar, als aus allen Fenstern jubelnd die geschmückten Frauen ihnen entgegen winkten und auf den Straßen die Bürger, die Gewerke, der ganze Adel von Prag sich in Festkleidern aufgestellt hatte, um das junge! Königspaar zu begrüßen.

Warum muß man in den Tagen des Leidens immer rückwärts schauen in die Vergangenheit, auf die Tage des Glücks, und um so tiefer die Düsterheit der Gegenwart empfinden, wenn man rückwärts schaut und so vielen Sonnenglanz sieht. —

Die Königin Elisabeth lehnt auf der gepolsterten Bank des

langen, mit mehreren Bänken versehenen Wagens, sie lehnt sich in die Kissen zurück, und starrt vor sich hin, sie denkt der Vergangenheit, und dies Gedenken gereicht ihr heute nur zum Schmerze und zur Qual. Ihr gegenüber auf der andern Bank sitzt der König Friedrich in sich gekehrt ohne Klage, ohne Muthlosigkeit, gefaßt im Unglück und nur schmerzlich berührt, weil er sieht, wie die Königin leidet und auch wie die Kinder entbehren und leiden. — Und es sind schmerzvolle, entsetzliche Tage. So kalt der November, so stürmisch der Wind, so langsam die Fahrt und so freudlos. Nirgends, wo sie anhalten unterwegs, um ein wenig zu ruhen, um ein wenig zu genießen, nirgends treten ihnen freundliche Menschen entgegen, sie zu begrüßen. Man kennt sie nicht, so scheint es, und wenn man sie kennt, so giebt man sich doch gern den Anstrich nicht zu wissen, wer die sind, die in den drei großen Reisewagen daher kommen. Man will sie nicht kennen, denn das Unglück schreitet neben ihnen und man fürchtet sich, ihm zu nahen, man könnte üble Folgen davon zu tragen haben. Unwirsch fast reicht man ihnen die Nahrung dar, verdrießlich sind die Gesichter, wenn die Fremden Abends in einer Herberge anhalten, um Nachtquartier zu begehren. Verdrießlich sind auch die Gesichter der wenigen Diener, welche sich in dem dritten Wagen befinden und mit weniger Eifer wie sonst den Dienst ihrer Herrschaft versehen. Es ist das ganze Gefolge des Königspaars und es vergrößert sich nicht, es verringert sich noch mehr. Am gestrigen Tage sind zwei von den Dienern, welche im dritten Wagen fuhren, verschwunden, und Niemand weiß, wohin sie gegangen, sie werden sich wohl nach Prag gewandt haben. Heute in der Frühe des Tages, als man die Wagen wieder bestieg, hat der König sich vergeblich nach seinem Cavalier, Herrn von Welswitz umgeschaut. Er ist fort ohne Abschied und wird wohl auch nach Prag zurückgekehrt sein. Friedrich, der gestürzte Böhmen-König, hat nichts mehr zu bieten, keine Ehren, keine Orden mehr zu verleihen.

Seine Nähe ist ansteckend, man könnte sich durch längeres Verweilen krank machen, man thut besser, auf seiner Hut zu sein und entfernt sich. Der König sagt kein Wort, keine Klage kommt über seine Lippen, sondern er nimmt ruhig seinen Platz im ersten großen Wagen, seiner Gemahlin gegenüber ein, und wie sie klagen und zürnen will, macht er eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Schilt sie nicht, die Armen," sagte er leise, „wir sind ja nur ihre Vergangenheit und sie denken daran, daß sie noch eine Zukunft haben, also retten sie sich, schilt sie nicht. Es werden auch für uns bessere Tage kommen, Elisabeth, und ich bin gewiß, nach dem ersten Schrecken werden viele von unsern Freunden doch wieder zu uns kommen, und werden sich mit uns verbinden, denn wir sind ja nicht nur zwei Menschen, sondern wir vertreten ein Princip, wir vertreten die Religion und den Thron von Böhmen. Sicherlich, sie werden uns folgen, sie werden nach dem ersten Schrecken sich wieder fassen und zu ihrem Könige kommen."

Die Königin antwortet nichts, sie lehnt sich in die Kissen zurück und schließt die Augen, doch sie schläft nicht, denn wenn zuweilen beim Pfeifen des Windes mit leisem Geräusche der Schnee an das Fenster schlägt und sie glaubt das Traben von Pferden und das Rollen von Wagen zu hören, so richtet sie sich von ihrem Sitz empor und öffnet die Augen und horcht hinaus. Vielleicht sind es die Freunde, die treuen Diener, welche von Prag kommen, um die königliche Familie zurückzuführen. Sie horcht lange hinaus. Nein, Niemand kommt, die Pferde und die Wagen sind nichts als Wind und Schneegestöber, sie sind viel besser bespannt, als die königliche Kutsche, sie brausen rastlos dvorüber. Oede und still ist's auf der Landstraße, es ist ihnen Niemand gefolgt, nein, Niemand. Dann hat die Königin sich seufzend wieder in die Ecke zurückgelehnt und die Augen wieder geschlossen, versunken in Schmerz und traurige Betrachtungen.

Hinter diesen beiden Mittelbänken ist noch ein anderer gepolsteter

Sitz für die Familie des königlichen Paares. Da sind die beiden kleinen Prinzessinnen Elisabeth und Sophie. Die Gouvernante und die Oberhofmeisterin, Beide aus dem höchsten Adel Böhmens ausgewählt, und die gestern noch bei ihnen waren, fehlen heute, sie haben vielleicht nichts erfahren von der schnellen Flucht der Familie. Sie waren vielleicht mit dem Ordnen und dem Einpacken noch nicht fertig, als man in die Wagen einstieg in der Altstadt in Prag, da rief man vergeblich nach der Gouvernante und der Oberhofmeisterin. Keine gab Antwort, und so sind die Prinzessinnen ohne Gefolge, ohne Begleitung, wie ihre Mutter, die Königin. Nein, nicht ganz ohne Gefolge, nicht ganz ohne Begleitung waren die kleinen Prinzessinnen. Zwischen den beiden Kleinen sitzt der Page Fidelio, ihn hat Niemand gerufen, als die Wagen bestiegen wurden; aber wie man nach der Gouvernante und der Oberhofmeisterin rief, und wie Niemand kam, da sprang der Page Fidelio herbei, und nahm die beiden kleinen Mädchen in seine Arme, und hob sie in den Wagen. Er hatte dadurch seine Eroberung gemacht, einen Platz in dem königlichen Wagen, während das andere geringe Gefolge sich in den andern Wagen befindet. Im zweiten Wagen sitzt der Graf Dohna, einer von den wenigen Getreuen, und neben ihm Miß Minnie, die alte Freundin der Königin, die sie als Kind auf ihren Armen getragen, welche ihre Erzieherin und mütterliche Freundin gewesen und sie nach Deutschland begleitet hat. Die Beiden sind die Einzigen noch Uebrigen von dem sonst so glänzenden Gefolge des Königspaares, das sich jetzt auf der Flucht befindet.

Fidelio sitzt im ersten Wagen zwischen den kleinen Prinzessinnen, und er versteht es, die armen Kleinen aufzuheitern und zuweilen ein Lächeln auf ihre Lippen zu zaubern. Ach, so holde Mährchen und Geschichten weiß Fidelio den lauschenden Kindern zu erzählen, so gut weiß er sie einzuhüllen gegen den Frost und die rauhe Kälte, und die prächtigsten Bissen weiß er für sie auszuwählen, wenn man

in den Quartieren hält und hastig die Mahlzeiten einnimmt. So schön weiß er sie des Nachts zu betten, und sie in den Schlaf zu singen, daß die kleinen Prinzessinnen gar nicht mehr ohne den Pagen Fidelio sein wollen. Des Morgens begrüßen sie ihn mit fröhlichem Lächeln, dann wenn er sie ankleidet und ihnen das blonde Lockenhaar kämmt, dann erfreut er die Herzen der kleinen Mädchen, indem er ihnen sagt, wie kleine Feenkinder schauten sie aus, und erzählt ihnen von Rübezahl, dem mächtigen Geisterkönig von Schlesien, der sicher sie als seine Anverwandten begrüßen und ihnen alle Herrlichkeiten seines unterirdischen Reiches zeigen und alle Pracht und Glanz mit ihnen theilen würde. So weiß er ihre Langeweile zu verscheuchen, daß sie sich inmitten der Kälte und der rauhen Umgebung doch sehr glücklich und zufrieden fühlen bei den Erzählungen Fidelios, des treuen Pagen. Wenn die kleinen Prinzessinnen ungeduldig werden und hinaus möchten, um die kleinen Füßchen zu rühren, die so kalt und so schwer an ihnen hängen, wenn sie gelangweilt und ungeduldig nach den Fenstern schauen und seufzen, daß sie wieder heimkehren möchten nach Prag in ihre schönen Zimmer, auch dann weiß Fidelio sie zu trösten und ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, indem er immer wieder neue prächtige Mährchen ersinnt, oder indem er durch leise Lieder sie in den Schlaf einsingt. Die kleinen Prinzessinnen hören gar so gern des Pagen Stimme, und es mag ihnen wohl sein, als hörten sie der Lerche Zwitschern oder der Nachtigallen Schlag. Es erfreut sie sehr, wenn er singt, horchen aufmerksam, lachen fröhlich und klatschen in ihre kleinen Hände, bis sie allmählich müde werden und die Augen ihnen zufallen.

Nicht die Prinzessinnen allein sind es, die dem Pagen so gern zuhören, wenn er singt und seine Stimme gar so lieblich tönt. Sie hören es nicht allein die kleinen Mädchen, es sind noch andere da, welche auf den lieblichen Gesang horchen, der ihnen tief in der Seele wiedertönt, die Herzen mit stiller Freude und Rührung er-

füllt. Selbst die Königin kann sich des Zaubers nicht entziehen, der ihr aus dieser Stimme entgegen tönt. Sie war heute Morgen, da man hoffte, Breslau nach einer achttägigen Fahrt endlich zu erreichen, sie war heute recht tief bewegt und recht schmerzlich aufgeregt in den Wagen gestiegen. Es hat sie doch sehr geschmerzt, daß der königliche Kammerherr so ohne Gruß und Abschied sie verlassen, und daß zwei Lakaien, auf deren Treue sie vielleicht gerechnet, auch nicht mehr zu finden gewesen, und sie hat es dennoch nicht unterlassen können, sie hat geweint und geklagt über ihr hartes Geschick. Der König hat sie wieder zu trösten versucht und hat sie auf die Zukunft verwiesen, aber Elisabeth hat traurig ihr Haupt geschüttelt.

„Es giebt, fürchte ich, für uns keinen Sonnenschein in der Zukunft mehr, und so wie draußen Alles winterlich ist, so, fürchte ich, wird unser Leben sein."

Was dem König nicht gelungen ist, seine Gemahlin zu beruhigen und zu trösten, das gelingt dem Pagen Fidelio. Wieder hat die Königin die schmerzenden Augen geschlossen und lehnt in den Kissen. Sie horcht auf die Stimme des Pagen, doch in Gedanken versunken hört sie kaum auf die Worte von Sonnenschein und Hoffnung, von Trost und Liebe, wovon das Lied des Pagen meldet, nur so zuweilen durch ihre trüben Gedanken flattert ein einzelnes Wort zu ihr hin und allmählich hat sie auf das Lied gehorcht und allmählich hat sich ihre Stirn erheitert, und es weht wie Friedenshauch über ihr Antlitz hin, und sie regt sich nicht. Man weiß nicht, hat der Page sie auch in den Schlaf gesungen, wie die kleinen Prinzessinnen, oder horcht sie nur auf das Lied, das von seinen Lippen ertönt, das Trost und Hoffnung und Sonnenschein in die Menschen-Herzen streut. Auch der König lauscht auf das Lied des Pagen, aber nicht mit geschlossenen Augen, er hat sie weit geöffnet und schaut hin auf die liebliche Gruppe, welche sich dort von dem dunklen Grunde des Wagens abhebt, in deren Mitte Fidelio sitzt in dem dunklen grünen Sammetkleide des Pagen,

dessen Aermel mit weißen Atlaspuffen ebenso wie auf der Brust geziert sind, dessen schlanke Taille mit dem goldgestickten Ledergürtel zusammengehalten wird, oben am Halse ist das Gewand mit einer feinen Spitzenkrause eingefaßt, eine eben solche Krause umgiebt unten am Aermel das Handgelenk. Ein kleiner zierlicher Degen hängt von dem Gürtel an der linken Seite nieder, und das schwarze, kurz geschnittene Haar bedeckt ein grünes Sammetbarett, von welchem eine weiße Straußenfeder lang niederfällt. Der Page Fidelio hat nicht Zeit gehabt, das glänzende Hofkleid abzulegen und sich in Reisekleider zu hüllen. Er hatte immer zu thun, bis zu dem letzten Augenblick hat er für Alle gesorgt und gepackt und nicht an sich gedacht. Inmitten all der düster verhüllten Gestalten sitzt er als die einzige leuchtende Gestalt, welche nun strahlt in dem dunklen Wagen und erinnert an die prächtige Vergangenheit. So sitzt der Page da auf seinem Sitz und ihm zur Seite die beiden kleinen Prinzessinnen. Er hat um jede derselben einen Arm geschlungen und drückt sie fest an sich die kleinen, in braune Mäntel gehüllten Gestalten. Sie haben die Köpfe links und rechts an die Seite des Pagen gelegt und ihre langen blonden Locken fallen wie ringelndes Gold hernieder auf den grünen Sammt des Pagenkleides. Der König kann sich nicht satt sehen an der wunderbar lieblichen Gruppe, kann sich nicht satt hören an dem Gesang des Pagen! Er mochte sich nicht bewegen, er mochte nicht athmen, um den nicht zu stören, auf dem sein Auge ruht, vielleicht auch um die Königin nicht zu wecken, sie schläft so süß, man hört es jetzt an ihren lauten und regelmäßigen Athemzügen. Die Königin schläft so süß und auch die kleinen Prinzessinnen schlafen, die beiden lieblichen Köpfchen haben sie so gelegt, daß der König sie beide sehen kann, und wie Sterne leuchten sie ihm entgegen aus dem Dunkel des Wagens, und wie Sterne leuchtet auch das Angesicht Fidelios ihm tief in's Herz hinein; wie ein Hoffnungsgruß, eine glückliche Zukunft verheißend

tönt das Lied des Pagen im Herzen des Königs wieder. Er hat jetzt ein neues Lied angefangen. Er singt das Lied vom König Richard, der ausgezogen war in den heiligen Krieg und heimkehrend in Oesterreich gefangen ward von seinem Feinde, dem Erzherzog. Er singt das Lied, wie König Richard einsam im Thurme sitzt, vergessen von den Seinen, von der ganzen Welt, doch nicht von seinem einzigen Getreuen, nicht von seinem Pagen, von seinem treuen Sänger, der umher gezogen ist in der rauhen Welt, der Sänger Blondel, um ihn zu suchen, denn er liebt seinen Herrn und König. Er singt das Lied, wie Blondel mit seiner Harfe dahin zieht durch Deutschland und vor jedem Thurm, vor jeder Festung still steht und sein schmetternd Lied ertönen läßt, das Lied, das er einst mit seinem Schüler, seinem Herrn und König Richard gesungen hat; und weiter singt er dann, wie nun eines Tages der Sänger Blondel vor einem hohen Thurme stand und wieder sein Lied von Lieb und Treu, vom Heimatland und vom Wiedersehen sang, und wie nun droben im Thurm plötzlich eine laute Stimme einfiel und den Gesang fortsetzte. Und das Herz des Sängers jauchzte laut auf! Er wußte nun, sein König, sein Herr ist gefunden und er kann ihn retten. Und was das Volk nicht thut, und was die Seinen nicht thaten, das that sein Sänger und sein Diener, er rettete den König, denn die Liebe und die Treue vergißt nicht und schläft nicht, sie wachet immer über denjenigen, welchem sie sich ergeben. Die Liebe und Treue stammt vom Himmel und Gott segnet sie und giebt ihnen das ewige Leben. Darum klage Keiner je, wer ein treues Herz gefunden, und hülflos dünke sich Keiner! Ihr wißt ja, daß es noch Wesen giebt, welche Euch lieben und welche ihren letzten Tropfen Herzblut mit freudigem Jauchzen hingeben für die, welche er also liebt.

So singt der Page, und wie er singt, da rollen zwei Thränen langsam über seine Wangen nieder, und seltsam, wie er singt, da

rollen auch über die Wangen des jungen Königs zwei Thränen hernieder. Fidelio sieht diese Thränen und Friedrich sieht des Pagen Thränen und leise mit den Häuptern winken sie sich zu. Kein Wort tönt von ihren Lippen, doch sprechen sie auch kein Wort, so grüßen sich doch ihre Herzen.

„Da ist Breslau! da ist Breslau!" ruft draußen eine laute Stimme und naht sich dem Fenster. Es ist der Courier, welcher dem Wagen voraus geschickt und zurückgesprengt ist, um der königlichen Herrschaft zu berichten, daß er, wie sie befohlen, Alles in Breslau zur Ankunft des Königs bereitet, und in der großen Herberge Zimmer für die königliche Familie bestellt habe.

Die Königin erwacht aus ihrem Schlaf, die kleinen Prinzessinnen richten sich auf und freuen sich, daß sie nun bald in der schönen, sichern Stadt sind, das heißt, daß nun alle Gefahr und Noth vorüber ist und daß man wieder sich seiner selbst bewußt werden wird. Ja die Königin freut sich und die kleinen Prinzessinnen. Der König bedauert leise in sich, daß die schönen, stillen Stunden vorüber sind und daß er den Pagen nicht mehr wird singen hören. Wie lange mag es noch dauern, daß so süße Harmonien wieder an sein Ohr klingen, wie lange mag es dauern, daß man keine Lieder und keinen Gesang mehr hört! Heute werden ihn nur rauhe Stimmen begrüßen und kühler Empfang erwartet ihn.

„Wir sind nun in Breslau."

„Gott sei gelobt," seufzte die Königin. „Ich bin gewiß, man wird uns dort mit allen Ehren empfangen und uns willkommen heißen. Den Behörden ist gemeldet, daß wir kommen, nicht wahr?"

„Ja," erwiederte der König seufzend, „es ist ihnen gemeldet worden, sie werden hoffentlich kommen uns zu begrüßen, denn sie sind treu gesinnt, ist ja ein großer Theil der Bevölkerung protestantisch und sie gehören daher ja zu uns, wenn sie den Muth haben, sich nicht von kaiserlichen Behörden einschüchtern zu lassen und uns die Gastfreund-

schaft zu versagen, das hoffe ich von den Breslauern nicht. Denn in Schlesien giebt es noch muthige, treue Leute, wie man sagt, und sehr eifrige Protestanten. Man wird uns gut aufnehmen, ja, ich bin dessen gewiß und wir werden hier ruhige Zeiten verleben."

Selbst die Pferde scheinen es zu wissen, daß man sich endlich der Ruhe nähert und daß man das Ziel erreicht hat. Sie strengen ihre letzten Kräfte an und jagen muthiger den Weg dahin. Da ist man angelangt; jetzt hält der Wagen vor dem Thor.

Der König öffnet das Fenster und schaut hinaus, während die Thorbeamten mit dem Grafen Dohna unterhandeln, der im zweiten Wagen sich befindet und ihnen die nöthigen Papiere vorzeigt. Ist nichts zum Empfange vorbereitet? Wo ist eine Deputation der ersten Bürgerschaft, wo sind die Abgeordneten des Magistrats, welche kommen müssen, den protestantischen König zu begrüßen? Nichts ist zu sehen. Ganz leer ist der Weg zu beiden Seiten. Niemand ist gekommen, die flüchtige Königsfamilie zu begrüßen, Niemand. Der König schließt das Fenster, er sagt kein Wort. Die Königin unterdrückt mühsam das Schluchzen, das aus ihrer Brust hervorquellen möchte. So fahren sie denn ein in die Stadt. Rings tiefes Schweigen um sie her, kein Mensch ist auf die Gasse gekommen, um die Königsfamilie anzuschauen, geschlossen sind alle Fenster, kein Antlitz erscheint hinter den Scheiben, um das Königspaar zu sehen. Der Schrecken hat alle Menschen in ihre Häuser zurückgedrängt, sie müssen gar böse Kunde erhalten haben von den Kaiserlichen in Böhmen, müssen wissen, wie man alle diejenigen einkerkern und bestrafen würde, welche das Königspaar aufnehmen. Gewiß, sie wissen es, darum wagt sich Keiner hinaus, darum möchte man sich lieber versteckt halten. Man mag nicht zeigen, daß man sich für den Böhmen-König interessirt, und es ist besser, man thut, als gehöre er nicht zu ihnen, man betrachtet ihn nur als einen Durchreisenden, ist er doch Calvinist und seine englische Gemahlin reformirt, und

also hat man eigentlich gar nichts mit ihm zu thun und es ist besser sich ganz ruhig zu verhalten. So hatte der Magistrat überlegt, so hat die Bürgerschaft zu einander gesprochen. „Ja, so geht's! Der König von Böhmen ist Calvinist, seine Gemahlin reformirt, und darum kümmern sie uns gar nicht! Wir sind Protestanten, die einzigen Rechtgläubigen, wir sind Protestanten."

Ganz still und einsam ist's vor der Herberge, wo sie halten, wo man Quartier gemacht hat. Mürrisch und mit verdrießlichem Gesicht tritt der Wirth an den Wagen und öffnet den Schlag. Man hat schon gehört von der eiligen Flucht des Königs. Der Wirth hat sich schon berechnet, daß nicht viel Geld von einem Flüchtlinge zu erwerben ist, der nicht viel mitgenommen hat. Die Zimmer sind bereitet für die königliche Familie, wie es der Courier bestellt hat, aber es ist kalt in den Zimmern, die Oefen sind nur spärlich geheizt. Geräuschvoll knistert das erlöschende Feuer, und wirft vor dem Ersterben noch einen letzten goldenen Schein über die unbedeckten hölzernen Fußböden. Es ist sehr kalt in den Zimmern, die Fenster sind nicht aufgethaut, recht unbehaglich ist es überall, recht schweigsam und traurig sind diejenigen, die sich in die öden Zimmer begeben. Wer wird hier für sie sorgen? Die Königin hat keine Damen bei sich, keine einzige Hofdame ist mit ihr, sie sind Alle in Prag zurückgeblieben; nur die alte Miß Minnie, die im zweiten Wagen gesessen, ist bei ihnen, doch sie ist krank geworden von der Aufregung und der Kälte und kann die Königin nicht bedienen. Und die kleinen Prinzessinnen? Wer sorgt für die? Derjenige, der es in diesen letzten Tagen immer gethan: Fidelio der Page! Er sorgt auch für die Königin, sucht nach dem Schlafgemach der Herrin und ist bestrebt, den Alkoven, in welchem man für sie das Bett hergerichtet, so behaglich und gemüthlich wie möglich einzurichten. Er trägt das Gepäck für sie herbei und ordnet die Nachtkleider und Alles, was nöthig, ordnet Alles so zierlich, so nett, als wäre er solchen Dienst seit lange schon gewöhnt

und wisse, was einer Dame bequem und angenehm sein könne. Auf den Wunsch der Königin trägt man das Bett, in welchem die kleinen Prinzessinnen schlafen sollen, auch in den Alkoven, dessen weite Thüren in einen großen düstern Saal führen, welcher das Wohngemach des königlichen Paares sein soll, und von welchem dann eine andere Thür in das Gemach, das dem Könige als Schlafzimmer bestellt ist, führt. Die beiden andern Zimmer sind für den Grafen Dohna und für die alte Erzieherin der Königin bestimmt, und einige Kammern für die wenige Lakaien, das ist Alles. An den Pagen Fidelio hat Niemand gedacht, für ihn ist keine Stätte bereitet. Doch der König, welcher die Rundschau durch alle Zimmer hält, während der Page die kleinen Prinzessinnen auf ihr Lager bettet, der König denkt daran. Er hat alle Zimmer inspicirt, um zu sehen, ob für seine Begleitung auch gut gesorgt wurde, und er hat es wohl gemerkt, daß für den Pagen Fidelio nirgends eine Schlafstätte errichtet worden. Er läßt den Wirth rufen und verlangt noch ein anderes Zimmer für seinen Pagen. Doch der Wirth zuckte gleichgültig die Achseln.

„Es sind gar viele Herrschaften und Reisende im Hotel, und es ist unmöglich, noch ein Zimmer ausfindig zu machen, ganz unmöglich.“

„Nun, dann wird der Page also mein Schlafzimmer erhalten,“ sagte der König ruhig. „Ich werde auf dem Divan in dem großen Zimmer schlafen. Legt mir dort eine Decke hin und es wird genug sein. Das Zimmer mag also bleiben für meinen Pagen, und kein anderer soll es bewohnen, als er allein, versteht Ihr mich, er allein!“ fügte er mit lauter, gebieterischer Stimme hinzu.

Die Thür des andern Zimmers stand offen, und Fidelio, der vor dem Lager der Prinzessinnen kniete, hat die laute, geliebte Stimme gehört, hat die Worte verstanden, denn eine glühende Röthe überzog seine Wangen, und seine Stimme zitterte ein wenig, während er das Liedchen leise weiter sang, mit dem er die Prinzessinnen in den Schlaf bringen wollte. Jetzt, als die kleinen Mädchen in ihrem Bettchen, lächelnd,

Arm in Arm neben einander liegend, eingeschlafen waren, jetzt hebt sich der Page leicht auf den Zehen empor und tritt in das große Gemach ein, in welchem die Königin Elisabeth auf dem Divan lehnt und traurig vor sich niederstarrt.

„Die Prinzessinnen schlafen, gnädigste Herrin!“ sagte der Page leise. „Wenn es Eure Majestät erlaubt, möchte ich wohl jetzt hinausgehen und im Speisezimmer nachsehen, ob für die Majestäten Alles hergerichtet ist.“

Die Königin schaute ihn mit freundlichem Lächeln an. „Du denkst auch an Alles, Fidelio! Du bist recht wie unsere Vorsehung auf der ganzen Reise.“

Der König hat es gehört und tritt rasch zu ihnen heran. „Ja, Königin, da habt Ihr Recht, der Page ist unsere Vorsehung, ist unser guter Engel auf der ganzen Reise gewesen. Ich danke Euch, daß Ihr das Wort gesprochen, es kommt mir aus der Seele.“

„O mir, Friedrich, seid Ihr noch mehr Dank schuldig,“ lächelte die Königin, „denn ich bin es doch eigentlich, welche Euch den Pagen gegeben hat.“

„Ihr?“ fragte der König mit seltsamen Lächeln.

„Ja, ich war es! Entsinnt Euch doch, er war an Euch mit einem Empfehlungsschreiben des Grafen Thurn gesandt, und Ihr weigertet Euch den Pagen in Euren Dienst zu nehmen, da kam ich und ich rieth Euch, den Knaben bei Euch zu behalten, und Ihr thatet meinen Willen. Mir dankt Ihr es also ganz allein, daß wir einen so treuen und ergebenen Diener bei uns haben.“

Der Page eilte zu der Königin hin, beugte sein Knie vor ihr und küßte die Hand, die sie ihm darreichte. „Ich danke Eurer Majestät und schwöre Euch Treue und Ergebenheit bis in den Tod.“

„Und wir, mein Page,“ sagte der König, „wir schwören Dir Dankbarkeit bis in den Tod.“

„Ja, Fidelio, der König hat Recht!“ sagte die Königin ihm freundlich zunickend. „Ja, Dankbarkeit und Liebe bis in den Tod.“

Dankbarkeit und Liebe! Die Königin hat es gesagt, und sicherlich hat das Wort in dem Herzen ihres Gemahls ein Echo gefunden, doch mit seinen Lippen hat er nur von Dankbarkeit gesprochen.

„Und jetzt gehe, begieb Dich auch zur Ruhe, mein Knabe! Da ist Dein Gemach, gehe zur Ruhe, sorge nicht mehr für uns. Die Lakaien werden schon das Nachtmahl herrichten und wir sind gar nicht anspruchsvoll! Ich zum mindesten fühle gar keine Lust zum Essen und möchte lieber auf meinem Zimmer bleiben, denn ich habe noch vielerlei zu thun.“

„Aber ich bedarf allein der Ruhe sehr!“ seufzte die Königin. „Ganz matt und zerschlagen fühle ich mich und wünsche nichts, als nur ruhen. Rufe mir meine gute alte Minnie, sie soll beim Auskleiden behülflich sein.“

Der Page Fidelio meldet mit trauriger Stimme, daß die treue Dienerin nicht erscheinen kann, sie habe bis jetzt in langer Ohnmacht gelegen, und der Page habe geholfen, sie in ihr Lager zu betten. „Sie ist so schwach, daß sie kaum sprechen kann, und unmöglich ist es, sie jetzt hieher zu rufen. Doch, wenn Eure Majestät mir Ihre Befehle ertheilen wollen,“ sagte Fidelio demüthig, „ich bin ja nur ein armer Knabe, und Eure Majestät kann mich zu allem Dienst verwenden.“

Die Königin lächelte über die kindlich unschuldigen Worte des Pagen Fidelio.

„Es ist wahr, Du verstehst Dich auf Alles, und ich glaube, meine kleinen Mädchen sind nie so schön und sanft in den Schlaf gesungen worden als durch Dich. Ich werde schon versuchen, allein in mein Lager zu kommen, doch nachher, Fidelio, möchte ich, Du trätest an mein Bett, und sängest mich auch in den Schlaf, wie meine Kinder. Singe mir das Lied vom König Richard und dem treuen Blondel, das Lied aus meiner Heimat! Ja, das singe mir.“

„Thu's, Fidelio!“ sagte der König, ihn mit einem langen innigen Blick grüßend. „Ja, singe meine Königin in den Schlaf. Dann aber begiebst Du Dich in Dein Gemach, um auch zu ruhen.“

„Mein König, ich bitte Euch um eine Gnade,“ erwiederte Fidelio mit leiser bittender Stimme. „Gestattet mir, wenn es Ihre Majestät, die Königin, erlaubt, daß ich in diesem Zimmer dort auf dem Divan die Nacht zubringen darf. Die Königin könnte meiner bedürfen, und ich habe es den Prinzessinnen versprochen, daß ich ganz in ihrer Nähe bleiben würde. Sie wollten nicht eher einschlafen, als bis ich's ihnen versprach, um gleich bei ihnen zu sein, so wie sie erwachten, und mich dünkt, Majestät, vor allen Dingen müßte man den Kindern halten, was man ihnen versprochen. Sie würden mir sonst nicht mehr vertrauen, wenn ich mein Wort nicht hielte. Laßt mich die Nacht hier auf dem Divan ruhen, damit ich bei der Hand bin, wenn sie meiner Hülfe bedürfen.“

Der König schaut ihn lang und sinnend an. Jetzt begreift er und erklärt sich Alles. Fidelio hat gehört, was er zu dem Wirth gesprochen, und für ihn will er das bequeme Schlafgemach erhalten, für ihn selbst entbehren. Die Königin hat hastig zugestimmt, daß der Page auf dem Divan seine Ruhestätte finde, allein der König schüttelt leise das Haupt.

„Es geht nicht, Elisabeth, denn ich werde diese Nacht nicht schlafen. Ich habe keine Zeit zur Ruhe und auch nicht die Lust dazu. Ich habe viel zu thun, und was ich mir auf der langen Reise ersonnen und was ich den Fürsten, den Unirten, den Ständen im Böhmerlande zu sagen und zu künden habe, auch sonst noch an einige Freunde, das will ich diese Nacht schreiben.“

„Ihr selbst, mein armer König,“ ruft die Königin, „Ihr selbst wollt schreiben, und die ganze Nacht thätig sein? Wo ist denn Euer Sekretär, Euer Schreiber?“

„Mein Sekretär, mein Schreiber?“ erwiederte der König mit

trübem Lächeln. „Sie sind da, wo alle unsere andern Diener und Beamten sind, das heißt, weit von uns. Sie sind da geblieben, wo ihr König und ihre Königin waren. Wir sind das nicht mehr, wir sind nur Unglückliche, die Nichts zu vergeben haben und von denen man Nichts zu erwarten hat für den Augenblick; sie hatten also nicht nöthig mit uns zu gehen, und so sind wir denn allein, und ich werde diese Nacht mein eigener Sekretär und Schreiber sein müssen."

„Mein König," ruft Fidelio zu ihm herantretend und ihn mit flehenden Augen anschauend, „mein König, gestattet mir dieses Glück! Laßt mich Euer Schreiber sein! Ich verstehe rasch und gut, wie ich glaube, zu schreiben, und mich würde es so glücklich machen, wenn ich bei Euch diesen Dienst vertreten dürfte."

„Unmöglich kann ich das annehmen! Du hast den ganzen Tag für Andere gesorgt, nun mußt Du für Dich sorgen, mußt ruhen."

„Verdamme mich nicht zur Ruhe, mein König! Ich kann doch nicht ruhen, es würde mich plagen, zu denken, daß Ihr wachet, während ich schlafe. Gönnt es mir, Majestät, daß ich mich nützlich machen kann. Ich schreibe ziemlich schön und auch rasch, und ich würde so glücklich sein, wenn Ihr mich annehmen wolltet zu Eurem Schreiber."

„Gestattet es ihm," sagte die Königin. „Schaut ihn nur an, wie er so dringend und inbrünstig fleht, man sieht es an seinen Mienen, wie sehr er es wünscht. Das ist mir ein Trost zu denken, daß Ihr Euch nicht selbst anstrengt. Ich begebe mich jetzt zur Ruhe in das Gemach zu meinen Kindern, indessen Ihr arbeitet. Schließt die Thür des Alkoven, und wenn Ihr dem Pagen dictirt, so kann ich doch Eure Stimme hören und sie wird mir das Lied ersetzen, welches mir Fidelio singen sollte, und ich werde, durch Eure Stimme eingewiegt, sanft entschlafen. Gute Nacht, mein König. Schließt die Thür."

„Es sei, wie Du gesagt, Königin. Doch, ich bitte Dich um eins," sagte der König mit leiser Stimme, „wenn Ihr Euch zur

Ruhe begeben, gestattet, daß ich die Thür des Alkoven wieder öffne. Ich möchte Euch schauen können, während ich hier im Zimmer mit dem Pagen arbeite. Ich meine, wenn ich Euch anblicke und Euer edles und schönes Antlitz sehe, dann werden mir die Ideen besser aufblitzen in meinem Kopfe und Euer Anblick wird mich begeistern zu guten Gedanken und mächtigen Worten. Darum bitte ich Euch, laßt die Thür des Alkovens diese Nacht, während wir arbeiten, geöffnet."

Die Königin nimmt die Worte ihres Gemahls für schmeichlerische Huldigung, und sie thun ihrem armen gequälten Herzen so wohl. Die Königin weiß nicht, weßhalb eigentlich der König so gebeten! Weiß er es denn selber? Er fürchtet wohl seine Schwäche, er fürchtet, daß ein Wort, welches er tief in seiner Seele bannen muß, und welches seit dem Tage, da er Fidelio als Weib gesehen, doch ewig in seinem Herzen jauchzt und glüht, fürchtet, daß es ihm auf die Lippe treten könnte, wenn er allein mit ihr wäre. Es ist dem schwachen Herzen nöthig, daß der Genius der Pflicht mit dem ernsten drohenden Gesicht auf jener Schwelle hoch aufgerichtet stehe und das Wort banne, welches im Herzen des Königs mit so deutlichen Ziffern geschrieben steht.

Fidelio hat ihn wohl verstanden, und ein leuchtender Blick seines Auges fliegt zu ihm hinüber und dankt ihm für diese zarte Sorgfalt.

Die Königin zieht sich in den Alkoven zurück und schließt die Thür. Friedrich geht mit hastigen Schritten nachdenklich in dem weiten kalten Saal auf und ab und bleibt jetzt, die Arme in einander geschlagen, vor dem großen Kamine stehen, in welches man noch einige neue Holzstöße gethan, die jetzt lustig brennen. Das Feuer beleuchtet sein trübes Antlitz und umstrahlt es mit hellem Lichtschein. Der Page hebt zu ihm seine Augen auf und schaut ihn bewundernd an. Wie in einer Glorie erscheint ihm der König, sein geliebter Herr, und wie in einer Glorie schaut er ihn an, und betet zu ihm in seinem Herzen in Liebe und Andacht.

Aus dem Alkoven tönt jetzt die Stimme der Königin. „Gute Nacht, mein König, mein Friedrich. Ich bin nun sanft gebettet. Gute Nacht."

Da eilte der Page hastig hin und öffnete beide Thüren zum Alkoven, auf daß die ernste Gestalt „Pflicht" in dem Gemache erscheine und nun Wache halte die ganze Nacht über den König und seinen Pagen. Die ganze Nacht arbeitete und dictirte der König, und der Page schreibt. Im Alkoven schläft die Königin Elisabeth mit ihren beiden Prinzessinnen, und auf der Schwelle steht mit strahlendem Angesicht der Genius der Pflicht und schaut mitleidsvoll und sanft lächelnd auf den Pagen, der so eifrig schreibt, und auf den König, der rastlos auf- und abwandelt und dem Pagen ernste und gewichtige Worte in die Feder dictirt.

An die Stände schreibt er, an die unirten Fürsten und an den Grafen Mannsfeld. Alle ermahnt er, treu zu ihm zu halten, und Alle bittet er, ihm Hülfe und Beistand zu senden, und ihn nicht zu verlassen in diesen Tagen der Gefahr, treu zu der Religion und zu ihrem Glauben zu halten, und darum auch zu ihm, welcher Alles dies vertritt: die Kirche, die Religion und auch die Treue der Völker zu ihrem Fürsten.

So dämmert der Morgen heran. Der König begiebt sich zur kurzen Rast in sein Gemach, und Fidelio läßt sich auf den Divan nieder, um die wenige Zeit, welche ihm zur Nachtruhe übrig geblieben, zu benützen. Auf seinem Antlitz steht ein Lächeln, während er schläft, und über ihn neigt sich im Traum der Geist der ewigen Liebe und küßt seine Lippen und flüstert ihm ins Ohr: „Sei treu! Harre aus, du tapferes Herz, sei stark, und freue dich deiner Kraft. Es ruht in deines Königs Herz ein himmlisches Geheimniß! Du kennst es, und du wirst es ehren und wirst es bewahren, daß es Geheimniß bleibe vor aller Welt, nur nicht vor Gott. Freue dich, du tapferes Herz und harre aus in Hoffnung." Fidelio lächelt süß im Schlaf, und sein Antlitz ist strahlend vor Seligkeit.

Süßer Schlaf! Wohlthätig hast du dich auf die Augen des flüchtigen Königspaars, auf die armen kleinen Prinzessinen herniedergesenkt, und sie träumen vielleicht von schönen Zeiten und von einer glänzenden Zukunft. Laß sie träumen, milder Freund, allheilender Schlaf! Laß sie träumen von Glanz und Herrlichkeit, von Kronen und von Thronen, laß sie im Traum sehen, was sie nimmer im Leben wieder erlangen werden. O armer König, arme Königin! Die Zukunft steht draußen vor der Schwelle dieser Thüren, hinter denen sie schlafen, die Zukunft bewacht sie mit traurigen Mienen und mit düsterer Stirn. So laß sie denn diese Nacht noch glücklich sein, wohlthätiger Freund Schlaf, glücklich durch deine Träume. Laß im Schlummer sie auf die Zukunft hoffen, denn traurig wird ihr Erwachen sein, und all ihr Wünschen wird herabsinken in den Staub und all ihre Hoffnungen werden zerfallen.

O König von Böhmen, o Königin Elisabeth, Maria Stuarts Enkelin, der letzte Schlaf voll Hoffnung. Draußen steht drohend die Zukunft! Wie wird Euer Erwachen sein? Denkt nicht daran, es wird sehr traurig sein! Schlafet.

XVI.

Der siegreiche Kaiser.

In der Kaiserburg zu Wien herrschte große Freude. Selbst der Kaiser, sonst so streng und verschlossen, konnte seinem Antlitz nicht länger den ernsten Ausdruck erhalten und es zeigte sich

auf demselben oft ein ungewohntes Lächeln; ja es konnte ihm sogar geschehen, daß er sich heiter scherzend mit seinen Kindern unterhielt und vergnüglich mit seinen Vertrauten erwog, ob nicht jetzt eine Wiedervermählung seinerseits eine wünschenswerthe Sache sei.

Ja, große Freude herrschte in der Kaiserburg zu Wien! Und wie wäre es auch anders möglich gewesen? Besiegt war der Feind, in der Schlacht am weißen Berge hatten die Kaiserlichen die Krone Böhmens wieder erobert für Ferdinand, war sie herniedergefallen von dem Haupte des Königs Friedrich. Aber wehe ihm, dem kleinen Kurfürsten, daß er es gewagt, sich diese Königskrone auf sein Haupt zu setzen! Wehe ihm, daß er es gewagt, noch bei Lebzeiten des gesalbten und gekrönten böhmischen Königs Ferdinand sich König von Böhmen zu nennen!

Wehe auch den aufrührerischen böhmischen Ständen, welche den Kaiser der Krone für verlustig erklärt und es gewagt hatten, sie einem Andern zu geben. „Wehe dem ganzen Böhmenvolke, vor Allen aber dem Kurfürsten Friedrich! Rache muß auf Erden geübt werden, wie Gott sie übt im Himmel! Sind wir, die Könige und Herrscher der Erde, nicht die Vertreter des Herrn? Müssen wir nicht in seinem Geiste handeln und müssen wir nicht strafen diejenigen, welche Verbrechen begangen, und unerbittlich sein gegen die, welche Schuld auf sich geladen?“

So sagte der Kaiser grollend zu sich selbst, als er von dem großen Hochamt, welches man im Dom zu St. Stephan gefeiert, und wo man das Tedeum gesungen zu Ehren der großen Schlacht am weißen Berge, heimkehrte!

Ja, fühlen sollen die Rebellen seine Macht, und in den Staub will er sie beugen!

„Und doch, vielleicht wär's besser, sich versöhnlich zu zeigen und Gott zu danken für seine Gnade dadurch, daß man an Anderen auch Gnade übt! Großes hat er an uns gethan! Gnädig hat er seine Hand über unserm Haupte gehalten und uns aus dem

Staube aufgerichtet zu Herrlichkeit und Erhabenheit, denn im Staube lagen wir und demüthig niedergebeugt war unser Haupt!"

Er ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab. Er gedachte des Tages, wo er in demselben Gemach einst sich befand, als von der Straße das Wuthgeschrei des Volkes zu ihm herauf tönte.

„Fort mit ihm, in ein Kloster! Steckt ihn in ein Kloster!" So hatten damals hunderte und hunderte Stimmen geschrieen. Er meinte sie noch vor seinem Ohr zu hören, diese Stimmen, welche sein Herz zerfleischten! „Steckt ihn in ein Kloster, den Jesuiten!"

Und dann sah er in seinem Geiste, wie die Aufrührer, den Grafen Thurn an der Spitze, in sein Gemach eintraten und mit gebieterischer Stimme von ihm forderten, daß er dem Throne entsage und seine Würde niederlege!

Kaum zwei Jahre waren seit jenem Tage vergangen, und nun lagen alle diejenigen, welche ihm damals getrotzt, vernichtet darnieder, und er war der Mächtige, der Auserkorne, der erwählte böhmische König und deutsche Kaiser! Zu Ende soll nun das große Werk geführt werden, das er damals begonnen, damals, als er schwach war, schwach an äußerlichen Mitteln, aber im Herzen so stark und kühn, ungebeugten Muthes das Werk des Aufbaues der katholischen Kirche, das Werk des Glaubens unternahm, von dem er nicht gelassen in den Tagen des Schmerzes, und zu dem er sich um so freudiger und stolzer jetzt in den Tagen des Glückes bekennen kann!

Ja, zu Boden geschleudert müssen Alle werden, die sich auflehnen gegen seine Majestät! Mit Blut und Eisen, nicht mit Liebe und Milde muß der Widerstand gebrochen werden!

„Ist nicht Gott ein Gott der Rache? Und sollte der Kaiser vermeinen, größer zu sein als Gott! Nein, keine Gnade, keine Gnade!"

Wie er sinnend und überlegend so in seinem Cabinet auf und

ab ging, tönt das Wort, das Pater Hyacinthus, sein Beichtvater. zu ihm gesprochen, in seiner Seele wieder.

„Keine Gnade! Unser Gott im Himmel strafet und züchtiget diejenigen, die sich auflehnen wider seine Kirche!" So hatte sein Beichtvater noch heute Morgen zu ihm gesagt. „Keine Gnade, denn es würde aussehen, als wolle der Kaiser seinen Gott meistern, wenn er Gnade üben wollte, wo Gott nimmer gnädig ist!"

Keine Gnade also! Nein, Strafe, unerbittliche Strafe denjenigen, welche dem Könige beigestanden. Der Gott, welcher den aufrührerischen Kurfürsten in der Schlacht am weißen Berge von seiner sich selbst angeeigneten Höhe niederstürzte und ihn gezüchtigt hat, der hat auch die Geißel in die Hand des Kaisers gelegt, daß er die züchtige, welche Züchtigung verdienen, und diejenigen strafe, welche sich gegen Gott und die Kirche auflehnen, daß er sie strafe die Protestanten und Lutheraner, die Calvinisten und Utraquisten und wie sie sich sonst noch immer nennen mögen, alle die Aufrührer!

„Ja, ich schwöre Dir, Gott und Herr im Himmel," sagte der Kaiser jetzt laut, indem er die Hand zum Himmel erhob, „ich schwöre Dir: nicht eher will ich ruhen, als bis ich dem Ungeheuer, das wider Dich blöckt und schreit aus tausend Köpfen, alle diese giftigen Köpfe abgeschlagen habe! Der Lindwurm soll besiegt werden, und erst wenn es keine Lutheraner, Reformirte und Protestanten mehr giebt, dann will ich die Geißel aus meinen Händen legen, und die Palme des Friedens soll über Deutschland wehen!"

Der Kaiser, ganz erfüllt von seinem frommen Eifer, befiehlt sogleich seine Räthe und Minister zu sich, um nun, da man dem Gotte der Liebe gedankt für den Sieg, dem Gotte der Rache zu gehorchen und die Strafe zu vollziehen. Nicht genug war's, daß Friedrich besiegt und von seinem Throne gestürzt, aus seinem Lande entflohen war und in der Fremde sich bergen mußte — vollendet muß das Werk der Rache werden! Das hat der Kaiser versprochen seinem Gotte und auch seinem

Beichtvater, dem Pater Hyacinthus! Dieser hat zu ihm geredet im Namen des Papstes, der seinem treuen, gehorsamen Sohn, dem Kaiser Ferdinandus melden ließ, daß er die Uebelthäter züchtigen solle, unbarmherzig sein solle im Namen des barmherzigen Gottes!

„Noch ist nicht Alles gewonnen," so hatte der Papst geschrieben. „Vieles noch bleibt zu thun übrig! Große Beharrlichkeit und Klugheit wird erfordert, um auch die Früchte dieser Saat zu ernten, um die rebellischen Ketzer allmählig ganz zu verderben! Deshalb ist es wichtig, daß man dem rebellischen König alle Freunde abwende, damit man dem Verlassenen desto sicherer seine Würde nehmen und diese selbst desto fester behaupten könne!"

Und wie's der heilige Vater ihm befohlen, so soll es ausgeführt werden! Stark und vorsichtig will er gegen den Kurfürsten auftreten, alle seine Freunde von ihm abwenden, daß er einsam dastehe, einsam wie in einer Wüste, sich vergeblich umschauend nach Freunden und Genossen! —

Der Kammerherr trat ein und meldete dem Kaiser, daß die Herren vom kaiserlichen Rath im großen Berathungszimmer versammelt seien. Ferdinand begab sich entschlossen und fest eiligen Schrittes in dasselbe. Da standen die Herren um den grünen Tisch gereiht, an ihrer Spitze die beiden Grafen Martinitz und Slavata, jene beide Herren, welche von den Böhmen damals vor zwei Jahren aus den Fenstern des Rathhauses niedergestürzt wurden.

Der Kaiser nickte ihnen besonders freundlich zu, denn diese Herren sind ausgezeichnet von Gott als die Auserwählten! Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß sie sich unbeschädigt von dem gefährlichen Sturz wieder erheben konnten? Gott hat sie zu seinem Werkzeuge auserkoren, hat seine Hand schützend über sie ausgebreitet und hat sie auf den Flügeln seiner Engel sanft herniedertragen lassen zur Erde.

Der Kaiser ließ sich auf seinen Sessel am obern Ende des

Tisches nieder und winkte gnädig mit der Hand den Räthen, sich auf die hohen Lehnstühle niederzulassen. Dann auf einmal nahm sein Antlitz den Ausdruck des Staunens an. Er schaute hinüber nach dem andern Ende des Tisches, wo sich ihm gegenüber ein leerer Platz befand, und wandte sich dann an den Grafen Martinitz, der ihm zur Linken saß.

„Weshalb ist der Graf von Hohenzollern, der Präsident unseres Rathes nicht erschienen? Mich dünket, wir dürfen die Sitzung nicht eher beginnen, als bis der Präsident zugegen ist!"

„Kaiserliche Majestät, halten zu Gnaden," erwiederte der Graf. „Es ist schon zweimal nach dem Präsidenten gesandt worden, doch er hat vermelden lassen, er würde heute nicht erscheinen!"

Die Augen des Kaisers öffneten sich weiter. „Hat vermelden lassen, er würde heute nicht erscheinen?" wiederholte er langsam. „Habt Ihr ihm denn nicht gekündet, daß der Kaiser eine Rathssitzung angeordnet?"

„Es ist ihm gekündet worden, kaiserliche Gnaden!"

„Und dennoch hat er zu widerstehen gewagt?" rief der Kaiser zornig. „Man sende sogleich zu ihm und lasse ihm sagen, daß der Graf Georg Friedrich von Hohenzollern, der Präsident meines Rathes, sich sogleich hierher zu verfügen habe!"

Der kaiserliche Kammerherr, welcher an der Thür gestanden, eilte von dannen, um den Befehl des Herrn auszuführen, und der Kaiser wandte sich mit ruhiger Stimme wieder zu seinen Räthen.

„Es ist doch dem Präsidenten gleichzeitig gemeldet worden, welche wichtige Angelegenheit heute zu Ende geführt werden soll?"

„Zu Befehl, Majestät," erwiederte der Graf Slavata, „aber vielleicht gerade deswegen wollte der Präsident nicht kommen! Sein Herz ist schwach und zittert gar leicht!"

„Der Herr Graf von Hohenzollern erkennt also nicht, daß die

Zeiten der Milde zu Ende sind," sagte der Kaiser, leise das Haupt neigend, „und daß man die Rebellen nicht durch Liebe sondern nur durch Strenge und Gewalt zur Unterwerfung zurück führen kann! Wer nicht fähig ist zu strafen in unnachsichtigem Zorn, der ist auch nicht fähig im Namen Gottes zu segnen und Gnade zu üben! Ich hoffe, daß auch für mich einst die Zeit kommen wird, wo ich segnen und Gnade üben kann, doch weiß ich, daß jetzo solches noch nicht geschehen kann, denn die Rebellion liegt bis jetzt nur im Staub, ist aber noch nicht gestorben; und nehmen wir ihr gütevoll den Fuß vom Nacken, so wird sie das Haupt wieder aufrichten und zu schreien beginnen. Darum darf ich jetzo nicht Gnade üben, sondern nur Strafe! So soll und muß es sein! Viel gesündigt haben die Böhmen, und viel Strafe soll ihnen werden! Seid Ihr meiner Meinung, Ihr Herren und Räthe?

Sie neigten Alle tief ihre Häupter, und feierlich erhob sich Martinitz im Namen ihrer Aller. „Wir sind der Meinung, daß unser Herr und Kaiser von Gott selber berufen ist, ohne Gnade die Rebellen zu strafen!" Er gedachte daran, indem er so sprach, wie sie ihn ergriffen, zum Fenster des Landtagssaales in Prag hingeschleppt und unerbittlich hinuntergeworfen haben. Sein Herz jubelte, wenn er daran dachte, daß jetzt die Böhmenführer die Strafe treffen werde.

„Nein, keine Gnade mit den Rebellen! Vertrieben müssen sie werden, und mit Jubel sollen die vertriebenen Jesuiten, welche die Vertreter Christi sind und die wahren Freunde des Kaisers, wieder einziehen! An jenem Tage, wo sie wieder nach Prag zurückkehren, wird Freude sein im Herzen des Kaisers und im Herzen aller derer, welche der heiligen katholischen Kirche angehören, und in strahlender Herrlichkeit wird dann Gottes allein selig machende Kirche wieder aufgerichtet sein in unseres Kaisers Staaten!"

Jetzt öffnete sich die Thür und Graf Georg Friedrich von

Hohenzollern trat ein. Der Kaiser winkte ihn mit einer heftigen Bewegung zu sich heran.

„Sagt mir doch, Herr Präsident, wie kommt es denn, daß Ihr nicht zur rechten Stunde erscheint, wenn Euer Kaiser Euch rufen läßt?“

„Ich ließ vermelden,“ erwiederte der Graf, sich tief verneigend, „ließ vermelden dem Grafen Martinitz, dem zweiten Präsidenten des Kaiserrathes, daß ich zur heutigen Sitzung nicht erscheinen könnte!“

„Nicht erscheinen könnte?“ wiederholte der Kaiser. „Und ließet Ihr ihm auch sagen, weshalb Ihr nicht könntet?“

„Ja,“ sagte der Graf ruhig. „Es war mir bekannt, wozu Eure Majestät heute den Ministerrath zusammenrufen ließen. Verhandelt soll hier werden über das Schicksal des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und derer, welche in seinem Dienst sein Unglück theilen!“

„So ist es!“ sagte der Kaiser. „Das Schicksal des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, so wie des Fürsten Christian von Anhalt, des Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf und des Grafen Friedrich von Hohenlohe soll heute hier entschieden werden.

„Es ist nothwendig, daß solches geschehe. Die Acht will ich über die Empörer und Rebellen aussprechen! Graf Georg Friedrich von Hohenzollern, nehmt Euern Platz ein, und lasset uns die Sitzung beginnen!“

Der Graf aber, statt dem Befehle zu gehorchen, trat näher heran zu dem Kaiser und neigte sich noch tiefer vor ihm. „Mein Kaiser und mein Herr! In allen Dingen bin ich Euch unterthan, rechnen könnt Ihr auf mich in jeder Sache, die sich mit meinem Gewissen und meiner Ehre verträgt! Diese Sache aber, kaiserliche Majestät, verträgt sich nicht mit meinem Gewissen und nicht mit meiner Ehre, und so

ersuche ich kaiserliche Gnaden, mich von meinem Dienste zu entbinden und mir meine Entlassung zu geben!"

„Werdet Ihr, bevor ich dies thue, mir auch die Gründe angeben, weshalb Euer Gewissen und Eure Ehre Euch das Erscheinen in meinem Rath verbieten?" fragte der Kaiser streng.

„Wenn Eure Majestät es fordern, werde ich es thun ohne Furcht und Zagen!" sagte der Graf fest. „Eure Majestät wollen, wie Sie eben selbst kündeten, die Acht aussprechen über den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, der sich bis jetzt König von Böhmen nannte, und auch über seine Anhänger! Doch will es das Gesetz, daß der Kaiser von Deutschland zunächst auch die Kurfürsten höre und ihre Zustimmung empfange. Das ist aber nicht geschehen bis jetzt, sondern ohne Anhörung und Berathung der Kurfürsten soll hier zu Wien die Acht über den Kurfürsten Friedrich ausgesprochen werden. Nun aber muß jeder billig und recht Denkende fragen: Was macht den Kaiser zum Richter in seiner eigenen Sache? Denn nicht gegen den Kaiser, sondern nur gegen den Erzherzog von Oestreich hat sich der Kurfürst vergangen! Wie kann der Kaiser nun strafen, was nur dem Erzherzog geschehen, und sich zum Richter in seiner eigenen Sache machen? Der Streit in Böhmen hatte schon begonnen, bevor der Erzherzog zum Kaiser erwählt worden, und der Streit ist jetzt beendet, Böhmen gehört wieder der Krone Oestreichs; der Kurfürst ist besiegt worden, und dies kam dem Kaiser zu Gunsten, doch geziemt ihm die Strafe nicht. Gerichtet kann der Kurfürst nur werden durch seinesgleichen! Von wem aber soll er hier gerichtet werden? Von den Dienern Sr. Majestät des Kaisers, von uns, welche wir dem Kaiser den Eid der Treue gelobt und in allen Dingen zu ihm halten müssen! Aber jedwedem Angeklagten geziemt doch nach alter deutscher Sitte ein freies Gericht! Wenn dies für Alle gilt, so gilt's auch für den Kurfürsten, und nur von seines Gleichen kann der Kurfürst gerichtet werden. Er ist ange-

klagt des Majestätsverbrechens, und wo und wann aber ist er zur Rede gestellt und zur Verantwortung gezogen worden? Wenn man ihn richten wollte, hätte das lange vorher geschehen müssen, denn lange vorher schon hatte er das Schwert erhoben! Warum wartete man bis jetzt, da er schwach und ohnmächtig geworden? Wird man nicht Er. Majestät den Vorwurf machen, daß der Kaiser von Deutschland den Kurfürsten verdammt ohne die Zustimmung der Kurfürsten? Ich meine, man wird solches thun, und ich soll vielleicht meine Zustimmung geben zu solch unrechtmäßigem Verfahren!"

„Unrechtmäßigem Verfahren?" wiederholte der Kaiser zornig, indem er die Hand auf den grünen Tisch stützte, und sich ein wenig erhob. „Ihr wagt es, zu Eurem Kaiser so zu sprechen?"

„Ich wage es, weil ich weiß, daß der Kaiser von Deutschland ein edler Mann ist, der mich aufgefordert hat die Wahrheit zu sagen! Nach meinem Gewissen und meiner Ehre habe ich das gethan, und nun bitte ich noch einmal um gnädige Entlassung aus meinem Dienste!"

„Ihr habt sie!" rief der Kaiser heftig. „Verlasset mich und verlasset auch meine Stadt und meine Kaiserburg so schnell als möglich! Denn leicht könnte es sonst kommen, daß ich Euch verwechselte mit den Rebellen, die sich auflehnen und protestiren gegen meine Majestät, könnte Euch als Protestanten behandeln!"

Der Graf von Hohenzollern verneigte sich tief, und hastig dann sich umwendend schritt er gegen das Ceremoniel, nicht rückwärts gehend, durch das Gemach und ging hinaus.

Eine lange Pause trat ein, dann wandte der Kaiser sich mit ruhiger Miene an seine Räthe. „Graf von Martinitz, leset nun die Orte vor, in welcher wir die Achtserklärung aussprechen! Leset sie, damit Jeder von Euch ihren Inhalt wisse, damit Ihr, meine Räthe, nach Eurem Gewissen mir zustimmen könnt!"

Der Graf erhob sich von seinem Sessel und nahm das große Pergamentblatt von dem Tische auf. Mit feierlich lauter Stimme begann er die Achtserklärung zu lesen, welche der Kaiser gegen den Kurfürsten schleuderte.

„Verdammt soll er sein und verflucht! Abwenden sollen sich von ihm, dem Rebellen, alle seine Freunde und Diener, vogelfrei soll er in Deutschland umherirren, und fahnden sollen auf ihn alle seine Getreuen! Wer ihn anschaut, der spreche einen Fluch und wende sich von ihm; wen er um Obdach bittet, der stoße ihn von seiner Schwelle, und wen er anfleht um Brod, der reiche ihm einen Stein, denn verdammt und verflucht ist er von Gott und den Menschen, er, der gewagt hat die Majestät seines Kaisers zu beleidigen und ihr in den Weg zu treten! Keine Heimath, keinen Freund soll er haben! Ausgestoßen soll er sein von der menschlichen Gesellschaft! Wer sich seinen Freund nennt, sei verdammt und verflucht wie er selber, und die Strafe des Kaisers falle nieder auf die, welche es wagen, zu demjenigen zu halten, den der Kaiser in die Acht erklärt und ausgestoßen hat aus Gottes und der kaiserlichen Gnade!“

Der Kaiser hatte mit vollkommener Ruhe der Vorlesung dieses furchtbaren Fluches zugehört, und als jetzt der Graf ehrerbietigst das Blatt vor ihm auf den Tisch legte, nahm er ruhig die Feder und unterzeichnete es mit seinem Namenszuge. „Solches haben wir gethan,“ sagte er mit fester Stimme, „im Namen Gottes, damit die heilige katholische Kirche wieder aufsteige in ihrer Glorie und sich von dem Staube befreie, womit die Aufrührer sie besudelt haben! Wehe denen, welche es wagen, sich aufzulehnen gegen die allein seligmachende Kirche! Mit Feuer und Schwert wollen wir sie ausrotten und kein Erbarmen üben gegen sie! Erbarmen kann man üben mit Mördern und Dieben, aber nicht mit solchen, die gegen Gott protestiren und gegen ihren Kaiser! Solches ist mein Wille, ich melde ihn Euch

Allen, und Ihr mögt ihn hinaus rufen in alle Welt. Die Strafe hat mir Gott übertragen gegen die Verbrecher, und ich will sie üben, so lang ich lebe!"

XVII.

Auf der Flucht.

Immer weiter zog die unglückliche Königsfamilie, immer weiter hinaus in die Fremde, in das Unglück! In Breslau war natürlich für sie keine bleibende Stätte gewesen. Die mürrischen Gesichter Aller derer, welche ihnen nahten, hatten den König bald belehrt, daß er in der katholischen Stadt doch nur ein unwillkommener Gast sei. Aber in der Mark Brandenburg da wird man endlich ausruhen können, da wird man im Frieden die Schmerzen der Vergangenheit zu vergessen suchen und sich für die Zukunft vorbereiten, die hoffentlich glänzend und herrlich wieder hervorsteigen wird aus dem Staub dieser Gegenwart. Ja in der Mark Brandenburg, da wird man den Hafen der Ruhe finden. Ist nicht der Kurfürst Georg Wilhelm der Schwager Friedrich's, hat er seine Schwester nicht kürzlich erst mit dem Kurfürsten vermählt, und wird nicht der junge Kurfürst aus Liebe zu seiner Gemahlin auch Liebe üben wollen gegen seinen Schwager, den König Friedrich?

Sie denken es wohl, sie hoffen auf den Schwager in Berlin und zweifeln gar nicht an seiner Bereitwilligkeit, ihnen beizustehen, und ihnen in der Noth und im Unglück ein Freund zu sein.

„Ich habe ja an ihn geschrieben," sagte der König. „Hab' ihm von Breslau aus geschrieben und ihm gemeldet, daß wir nach der Mark Brandenburg kommen werden." —

Das Gefolge der Königsfamilie ist schon wieder etwas kleiner geworden. Die wenigen Lakaien, die ihnen noch bis Breslau gefolgt waren, sind von ihnen gegangen wie die Ratten, die das sinkende Schiff verlassen. Auch Graf Dohna ist nicht bei ihnen. Der König hat ihm eine Mission gegeben, er hat ihn an die Stände in Mähren entsendet, daß er dort für ihn wirken soll. Wird der Graf wohl wiederkehren, oder wird er froh die willkommene Gelegenheit, sich entfernen zu können, benutzen, und nur schriftlich Antwort geben? Und noch eine Getreue fehlt. Die alte Freundin und Pflegerin der Elisabeth, Miß Minnie ist gestorben. Die Aufregung, der Gram um ihre liebe, schöne Königin und um deren Verlassenheit hat ihr das Herz gebrochen. Elisabeth hat bitterlich geweint über den Verlust, dessen Größe sie jetzt nun doppelt gefühlt hat. Aber Fidelio ist bei ihnen geblieben, Fidelio allein ist heiter und froh, wenn Alles trübselig und schweigend ist. Fidelio weiß den Prinzessinnen die lieblichsten Geschichten zu erzählen, versteht die Königin zu pflegen und zu trösten, und Fidelios Gegenwart und Nähe allein tröstet auch den König, ohne daß er nöthig hat, von Fidelio etwas Anderes zu empfangen als nur einen Blick, ein freundliches Anschauen.

In Sturm und Kälte sind sie von Breslau abgefahren, in Sturm und Winterkälte fahren sie dahin in den beiden Wagen, welche jetzt das ganze Besitzthum des Königs von Böhmen, des Pfalzgrafen Friedrich enthalten. Worin besteht jetzt dies Besitzthum? Es ist seine Gemahlin, seine Kinder und der Page Fidelio. Köstliche Besitzthümer des Herzens, aber ach! zu wenig der Welt gegenüber. Ein König ohne Land und ohne Krone, ein König, der vielleicht nichts mehr sein Eigen nennt, selbst nicht mehr die schöne Pfalzgrafschaft, seine Erbgüter, denn da hausen jetzt die Spanier. Sie sengen und brennen dort Alles nieder im Namen Gottes, im Namen der Kirche und

aus christlicher Liebe. Zu der Verbreitung dieser Religion der Liebe hat der Kaiser von Deutschland sich Hilfstruppen aus Spanien herbeigerufen, und im Namen Gottes, der christlichen Liebe und des Kaisers verwüsten sie das Land. General Spinola überschwemmt mit seinen Schaaren die schöne Pfalzgrafschaft, und Angstgeschrei und Wehklagen begleitet ihn auf seinen Wegen. Wenn zuweilen ein Hülferuf zu den Ohren des unglücklichen Pfalzgrafen, des Königs Friedrich, herangeklungen ist, so hat er Widerhall gefunden in seinem Herzen, und traurig hat Friedrich dann das Haupt gesenkt und leise gesagt: „Ach, wäre ich Pfalzgraf geblieben! Ach, hätte ich nimmer die schwere Last einer Königskrone auf mich geladen!“

Zu spät, zu spät! Was hilft es jetzt zu klagen, was hilft das Zagen und Rückwärtsschauen! Vorwärts, vorwärts, erhebe deinen Blick, es kann noch Alles gut werden! Es muß noch Alles gut werden! Unmöglich, daß die Freunde ihren König, unmöglich, daß die Protestanten ihren Glaubensgenossen, unmöglich, daß die Unterthanen ihren Herrn verlassen, dem sie Treue geschworen. Unmöglich! Ganz unmöglich! Wohl haben zuweilen drohende Wolken den Himmel bedeckt, doch die Sonne wird wieder hervorbrechen, sie wird über denen strahlen, welche jetzt im Dunkeln wandeln. Ja, im Dunkeln wandeln sie und in der bitteren Winterkälte ganz langsam nur bewegen sich die Wagen in dem tiefen Schnee fort. Oft sinken die Pferde zusammen, und es bedarf Stunden, um Arbeiter aus dem nahen Dorfe herbeizuholen, um die königlichen Wagen wieder herauszuschaufeln aus dem Schnee, in dem sie stecken geblieben sind.

„Es wird ja besser werden! Verzage nicht, Elisabeth, weinet nicht, Ihr Kinder! Wir haben ja nichts verschuldet, wir haben ja kein Verbrechen begangen, daß Gott uns darum strafen wollte mit ewigem Verderben. Es kann ja so nicht bleiben. Es wird schon besser werden!“

Wenn der König trotz seiner eigenen Sorge und Angst so die Anderen

zu beruhigen sucht, dann lächelt Fidelio ihm zu, wendet sich zu den kleinen Prinzessinnen, und auf ihr Bitten erzählt er ihnen immer aufs neue liebliche Mährchen von den Vögelein im Walde, von den duftenden Blumen, von den kleinen Rehen, die im Grase hüpfen, von dem Jäger, der ihnen auflauert. So ist man Tage lang dahin gefahren, hat die Nacht geruht in einsamen Ortschaften, in dürftigen Wirthshäusern, wo Niemand sie kennt, die unglückliche Familie, und Niemand sie auch kennen mochte, denn der Schrecken geht vor ihnen her durch ganz Deutschland. Den Pfalzgraf, den Böhmenkönig Friedrich, der sich den Hort, die befreiende Hand der Protestanten genannt, den verfolgt jetzt der Zorn des Kaisers mit seiner Rächerstimme durch Deutschland, und er wird ihn strafen, den rebellischen Pfalzgrafen Friedrich. Wehe dem, der sich nun des Königs annimmt!

Weiter, immer weiter geht die einsame, entsetzliche Fahrt. Jetzt endlich ist man auf befreundetem Boden, jetzt fährt man ein in das Land des Schwagers. Gewiß wird der Kurfürst Boten entsendet haben, ihn an den Grenzen seines Landes zu begrüßen. Gewiß wird er den Brief empfangen haben, welchen Friedrich ihm gesandt hat, um ihm seine Ankunft zu melden.

Er schaut spähend aus dem Fenster, der arme König, ob keine Boten ihnen entgegen kommen, doch die Landstraße bleibt leer. Niemand kommt, keine Boten sprengen daher, keine Deputation naht sich, um den König willkommen zu heißen im Namen seines Schwagers.

„Weiter müssen wir, meine Elisabeth, immer weiter! Zage nicht und blicke nicht so traurig! Und Ihr, meine lieben Kinder, was weint Ihr, warum schmiegt Ihr Euch so angstvoll an Fidelio an?"

„Ach, Herr Vater, uns hungert und friert so sehr! Wir möchten so gern in Prag in unsern schönen Zimmern sein, wo alle

Leute so freundlich und so ergeben gegen uns waren! Ach, Vater, laß uns doch heimkehren nach Prag."

Fidelio legte der kleinen Prinzessin, die so sprach, den Finger auf die Lippen und neigte sich an ihr Ohr.

„Still, Prinzessin, Ihr dürft nicht so zu Eurem Vater reden. Er kann jetzt nicht mit Euch nach Prag fahren; doch wenn Ihr recht artig und heiter seid, dann wird der liebe Gott sich über Euch freuen, und wird Gnade üben und wird machen, daß Ihr wieder heimkehrt in Euer schönes Königsschloß. Ihr werdet nun auch nicht mehr lange hungern und frieren, denn noch heute kommen wir in Küstrin an, das ist die Stadt Eures Oheims, da werden wir ausruhen, und im Schlosse wird man Euch mit Freuden und mit Ehrerbietung empfangen. Ja, heute noch fahren wir nach dem königlichen Schloß zu Küstrin, der zweiten Residenz des Kurfürsten Georg Wilhelm, Eures Herrn Oheims, Prinzessin."

„Unser Oheim ist der Kurfürst?" fragte die kleine Prinzessin Elisabeth.

„Ja, Prinzessin, Euer Herr Oheim ist der Kurfürst. Er wird sich sehr freuen, die lieben, schönen Nichten zu sehen, und Alles, was Ihr wünschet, das wird er Euch geben."

„Wenn er sich freut," fragte die kleine Elisabeth hastig, „warum kommt er uns denn nicht entgegen? Warum läßt er uns so einsam hier auf der Landstraße fahren?"

„Es ist wahr!" murmelte der König in sich hinein. „Warum läßt er uns so einsam und verlassen dahin fahren auf der Landstraße?"

Die Königin sagte nichts. Ein tiefer Seufzer nur entwand sich ihrer Brust. Die Enkelin Maria Stuarts hebt den Blick zum Himmel empor und fragt ihn, ob das Leid und das Unglück ihrer Elternmutter auch über sie kommen werde, um sie heimathlos in der Welt umherzutreiben.

Der Wagen hält. Sie haben es nicht bemerkt vor dem wir-

belnden Schnee, dem sausenden Sturme, der um ihre Fenster jagte, daß sie jetzt schon nahe an die Stadt herangekommen sind. Der König hatte heute morgen einen Boten ausgesandt, um dem Magistrat seine Ankunft melden zu lassen, damit man in dem Schloß die Zimmer bereiten solle für ihn und seine Familie. Er hat auch gemeldet, daß er dem Herrn Schwager in Berlin seine Ankunft verkündet und daß er nach kurzem Aufenthalte dorthin sich zu wenden gedenke. Der Wagen hält jetzt, und zwei Männer mit düsterm Gesicht, tief eingehüllt in ihre Wintermäntel, treten dicht an den Schlag. Sie kommen, den König zu begrüßen, die Herren des Magistrats und der Bürgermeister der Stadt Küstrin, der zweiten Residenz des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg. Ach! wie wohl das thut, man fühlt sich schon wieder als König, man ist nicht mehr der Heimathlose und Ausgestoßene, man ist wieder der Fürst, der Herr. Der Magistrat kommt, ihn, wie es einem König zukommt, an den Thoren der Stadt zu begrüßen.

So denkt Elisabeth. Sie athmet erleichtert auf, und bemüht sich, ihre traurigen Mienen unter einem Lächeln zu verbergen, wie sie sich freudig aus dem Wagen nieder neigt zu den beiden Herren, welche den Schlag geöffnet haben und sie nun ehrerbietig begrüßen.

„Ihr habt mein Schreiben empfangen, Ihr Herren!“ fragte der König. „Nicht wahr, Ihr seid der Herr Bürgermeister von Küstrin, und die Herren vom Magistrat.“

Der ältere Herr neigte das Haupt. „Ich bin der Bürgermeister von Küstrin, und dieser hier ist der erste Rathsherr, und Euer Schreiben, Ma“ — er verstummte und die beiden letzten Silben des Wortes Majestät erstarben in undeutlichem Murmeln.

Der König merkt's, und ein bitteres Lächeln umspielt seine Lippen.

„Nennt mich, wenn es Euch lieber ist, Kurfürst,“ sagte er

spöttisch. „Nur sprecht, und meldet mir, bringt Ihr mir ein Schreiben von meinem Herrn Schwager, dem Kurfürsten?"

„Nein, Herr Kurfürst," erwiedert der Bürgermeister rasch. „Seine Kurfürstlichen Liebden, unser Herr Georg Wilhelm ist nach Preußen gereist zur Huldigung der Stände. Doch es hat sein Stellvertreter, der Statthalter Fürst von Schwarzenberg statt seiner diese Antwort geschrieben. Hier habe ich die Ehre, dem Herrn Kurfürsten das Schreiben zu übergeben."

Er reichte ihm ein großes versiegeltes Schreiben dar, tritt dann zurück und schließt die Thür des Wagens wieder. Der Kurfürst hat nun Zeit genug, das Schreiben zu lesen, und es ist sehr nöthig, die Thür zu schließen, damit die Winterkälte nicht in den Wagen dringe und die Königin und die kleinen Prinzessinnen mit ihren kalten harten Händen erfasse. Der König erbrach hastig das Schreiben. Die Königin, welche aufmerksamen Blickes den Inhalt in seinen Mienen zu lesen trachtet, sah die Wolken, welche über seine Stirn zogen.

„Was ist es, Friedrich? Heißt man uns nicht willkommen? Ist Dein Schwager Wilhelm nicht erfreut, uns zu begrüßen?"

Ein bitteres Lachen tönt von den Lippen Friedrichs. „Nicht erfreut? Du hast den rechten Sinn, doch nicht das rechte Wort getroffen, Elisabeth. Du drückst Dich zu milde aus. Nicht erfreut, ist wenig gesagt. Der Statthalter ist erstaunt, daß wir es wagen hieher zu kommen. In seiner Empörtheit und Erregtheit hat er nicht einmal Zeit gehabt, mit höflichen Floskeln sich aufzuhalten, um die Wahrheit zu umkleiden, wie sonst in glücklichen Tagen Höflingsmanier und Weise ist. Ganz kurz und bündig meldet uns der Fürst Schwarzenberg, daß unsere Ankunft seinem Herrn sehr unangenehm jetzt gerade komme, weil man befürchten könne, daß der Feind in sein Land ziehen würde. Er bittet daher, wir möchten den Besuch bis zu einer günstigern Zeit verschieben

und lieber nach Holland reisen zu Deinen Verwandten, Elisabeth, als ihn hier beläſtigen. Beläſtigen, Königin Elisabeth! Das ist das Wort, welches mir der Fürst Schwarzenberg geschrieben hat. Freilich, er ist ein treuer Unterthan des Kaisers von Deutschland und Herzogs von Oestreich," setzte Friedrich lauter hinzu, „und das ist ein Nadelstich, welchen mir mein lieber Vetter von Oestreich sendet."

„Ein Nadelstich zu den vielen, die wir schon in den letzten Tagen empfangen," seufzte die Königin. „Doch, Friedrich, ich kann nicht weiter, ich bedarf der Ruhe, und sieh nur die armen Kinder an! Sie weinen und ihre kleinen Gestalten zittern vor Frost. Nein, wir dürfen nicht umkehren, und es wäre auch eine Schmach, zurückschrecken zu wollen vor dem geschriebenen Wort eines Dieners Deines Schwagers. Nein, wir müssen vorwärts."

„Ja, wir müssen vorwärts," rief der König trotzig. „Es wäre eine Schmach, umzuwenden, und wohin auch sollten wir uns wenden? Wohin? Wir können ja nicht wie die Vögel der Luft in den Bäumen unser Lager aufschlagen. Wir müssen zum mindesten ein Obdach haben."

Er reißt die Wagenthür heftig auf und winkt dem Bürgermeister und dem Senator, die, zitternd vor Frost, neben dem Wagen auf und niedergegangen waren, und die Hände in einander schlugen, um die Erstarrung von sich fern zu halten.

„Ihr kennt den Inhalt dieses Schreibens, Ihr Herren?" fragte der König.

Sie neigten beide das Haupt. „Wir kennen ihn, Herr Kurfürst, und ehrerbietigst wollen wir gebeten haben, daß die fürstliche Herrschaft geruhe möchte, sich anders wohin zu begeben. Denn in gar große Noth würde uns Ihr ferneres Bleiben hier am Orte bringen. Auch scheint es mir ganz unmöglich, es mit dem Respekt und der Hochachtung zu vereinen, welche der ganze Rath

der Stadt Küstrin gegen die kurfürstliche Familie und die hohen Verwandten unseres gnädigen Kurfürsten empfindet, wenn wir es wagen sollten, in dem unwirthlichen, uneingerichteten Schlosse die hohen Herrschaften zu empfangen."

„Und Ihr meint, es würde sich besser vertragen mit dem Respekt und der Hochachtung, die Ihr den Verwandten Eures Kurfürsten schuldig seid, wenn Ihr jetzt den Wagenschlag zumacht und den Postillonen zuruft: „Nur weiter!" und uns ruhig fahren lasset? Ihr meint, so handeln zu können, weil der Fürst Schwarzenberg uns nicht anerkennen will? Wißt, daß ich vorziehe, in einem kalten, unwirthlichen Schlosse Quartier zu nehmen und von der langen Reise auszuruhen, und verzichte auf jeden fürstlichen Empfang, wie ich ihn vielleicht sonst hätte erwarten und beanspruchen können."

„Ich bitte, Eure Kurfürstliche Gnaden," rief der Bürgermeister mit angstvoller Stimme, „habt Erbarmen mit uns und unsrer armen Stadt! Stürzt uns nicht ins Unglück! Wartet zum mindesten erst ab, Kurfürstliche Gnaden, bis unser Herr Kurfürst heimgekehrt ist aus Königsberg, den man in den nächsten Tagen schon erwartet. Mag der Kurfürst selber entscheiden, was geschehen soll. Wir können nicht die schwere Verantwortung auf uns nehmen, daß wir demjenigen in unserer Stadt Quartier bewilligen, der mit dem Kaiser von Deutschland im Kampfe liegt und der sich aufgelehnt hat gegen den anerkannten Herrn von Deutschland. Leicht könnte der Kaiser unsere arme Stadt heimsuchen. Der kalte Winter mit seinem Frost macht die Ströme gefrieren, und es würde dem Feind der Uebergang leicht gemacht werden. Der Kaiser ist ein gar gestrenger Herr und würde uns die Gastfreundschaft entgelten lassen, welche wir an seinem Feind geübt. Darum flehen wir Eure kurfürstliche Gnaden an, habt Erbarmen mit unsrer armen Stadt."

„Ihr wollt kein Erbarmen haben, Ihr Herren," sagte der

Kurfürst stolz, „nun so will ich es denn auch nicht haben. Ich begehre Nachtquartier in Eurer Stadt Küstrin und ich verlange von Euch, daß Ihr in mir den Schwager Eures Herrn und den Kurfürsten von der Pfalz ehrt. Er wird es Euch danken, wenn er heimkehrt aus Preußen, und er würde zürnen, glaubt es mir, wenn Ihr wagen wolltet, mir, seinem nächsten Anverwandten, dem Bruder seiner Kurfürstin, entgegenzutreten. Ich sage es Euch, meine Herren, ich will nicht umkehren und will auch nicht bleiben und warten, bis mein Schwager heimgekehrt ist."

„Gnade, mein Herr Kurfürst! Noch einmal wage ich es, Euch anzuflehen!" rief der Bürgermeister. „Haltet das Unglück fern von unserer Stadt. Und, gnädigster Herr Kurfürst, es ist wirklich wahr, Ihr würdet gar schlechtes Quartier finden in dem Residenzschloß zu Küstrin, das kaum ein Schloß zu nennen ist. Es fehlen in den Zimmern überall die Tapeten, es fehlt an jeglicher Bequemlichkeit, es fehlt an Betten und es sind keine Diener da. Es fehlt unsrer armen Stadt an Geld, um Holz und Lebensmittel zu kaufen für Eure Kurfürstliche Gnaden."

„Hört nur," rief der Kurfürst schmerzlich, „hört diesen Spott und Hohn! Ich bin ein gesalbter König mit meiner Königin, und dort stehen die Vertreter einer Stadt meines Schwagers, und melden mir, daß er kein Geld habe, um Holz für uns zu kaufen und die Aufwärter zu besorgen. Könntet Ihr es hören, Ihr meine Feinde Alle, es würde Euer Herz mit Mitleid bewegen, und Ihr würdet genug haben für Eure Rache, wäret Ihr in diesem Moment zugegen. Doch sei stark und standhaft, Herz. Tretet zurück, mein Herr Bürgermeister und Senator! Ich will in die Stadt, dies hört Ihr Beide und Ihr Diener, ich will trotz Allem, was diese sagen, in die Stadt, wo ich Gastfreundschaft suchte, die man mir verweigerte. Dort mache ich Euch verantwortlich für diese schlimme That! Büßen sollt Ihr sie, das schwöre ich bei Gott, der über uns Allen wacht

und der in dieser Stunde bei uns ist. Vorwärts, sage ich, in Eure Stadt will ich."

Der Bürgermeister, erschrocken von dem Zorn und dem hoheitsvollen Wesen des Königs und vielleicht im tiefsten Innern doch zum Mitleid bewegt, wagte nicht, ihm ferner zu widersprechen. Er neigte das Haupt, schloß selbst den Wagen und rief mit ein wenig zitternder Stimme dem Postillon zu, in die Stadt hineinzufahren nach dem Residenzschlosse. Dann bestieg er seufzend das Gefährte, mit dem er gekommen war, und fuhr neben dem königlichen Wagen hinein in die Stadt.

Als rumpelnd und polternd der kleine Zug sich nun durch die schlecht gepflasterten Straßen bewegte, welche der gefrorne Schnee fast unfahrbar gemacht hatte, traten wohl hier und dort die Einwohner in den kleinen Giebelhäusern an die Fenster und schauten neugierig hinaus auf die vorüberrasselnden Wagen und die keuchenden Pferde. Aber keiner mochte doch hinausgehen auf die Straße, denn der Herr Bürgermeister, so schien es, hatte überall melden lassen, es kämen Flüchtige nach der Stadt, und es wäre gut, wenn die Thüren der Häuser geschlossen blieben und keine Notiz von ihnen genommen würde, es könnte ihnen in der Folge schaden und man könnte sich selbst in Gefahr stürzen. Die Furcht ist noch stärker als die Neugierde der guten Kleinstädter. Man könnte sich selbst in Gefahr stürzen, darum bleibt man lieber in den Häusern.

Was ist denn auch eigentlich so ein flüchtiger und gestürzter König? Nichts mehr und nichts Anderes, als jedes andere Menschenkind. Die schöne Königin thäte besser, sie kehrte heim zu ihrem Vater nach England, denn das Unglück folgt ihnen und der Schrecken! Man muß sich fern von ihnen halten, man könnte angesteckt werden, denn das Unglück verbreitet sich schnell! Kein Mensch läßt sich blicken auf der Straße. Lautlos fahren sie dahin nach dem Schlosse zu. Düster liegt das graue Schloß da, düster und unwirthlich. Niemand

kommt ihnen entgegen an der Thür, nur der Bürgermeister mit dem Senator, die eben ihren Wagen verlassen, nähern sich. Mit verdrossener Miene bittet er den König, da es nun doch nicht anders sein kann und er darauf bestehe, daß er ihn in das Schloß führen müsse, ihm zu folgen. Man wird einige Zimmer suchen, in denen die Familie logiren kann, der Herr Kurfürst würde hoffentlich vergeben, wenn man ihm nicht die schönsten giebt, denn in kurzer Zeit, vielleicht schon morgen, wird der Kurfürst zurückkehren aus Preußen.

„Gewiß wird der Fürst Schwarzenberg noch in dieser Nacht einen Eilboten nach Berlin senden," meinte der Bürgermeister, „um Verhaltungsbefehle zu begehren. Und darum wiederhole ich es, Herr Kurfürst, wir hoffen, daß Ihr nur auf kurze Zeit hier bleibt."

„Ihr hofft das?" erwiederte Friedrich, spöttisch das Haupt wiegend. „Man kann von Euch nicht sagen, Herr Bürgermeister, daß Ihr die Höflichkeitsformen sehr beobachtet. Ihr hofft, daß wir nur kurze Zeit bleiben werden. Nun, ich muß sagen, ich hoffe es selber! Sehr wenig könnte es mir in Eurem Schwalbennest, das Ihr Schloß nennt, gefallen, und wenig könnt Ihr, Herr Bürgermeister, mit Eurer seltenen Gastfreundschaft mich zu fesseln im Stande sein, wenn ich sie nicht heute nehmen müßte.

„Ruft die Dienerschaft herbei, ich befehle es und sorget für ein Mahl! Richtet Alles ein, wie sich's ziemt für den Schwager Eures Herrn. Was den Boten anbelangt, so werde ich selbst Euch einen Brief übergeben an meinen Herrn Schwager.

„Ihr saget, daß er heute oder morgen zurückkehrt, nun dann werdet Ihr die Antwort sehen, daß er wenig mit Euch zufrieden ist. Eilt und thut, wie ich Euch gesagt habe."

Der Bürgermeister denkt vielleicht daran, daß wirklich der Kurfürst ihn bei seinem Schwager, bei seinem Herrn und Gebieter anklagen könnte, und es möchte doch möglich sein, daß Georg Wilhelm ihm zürnte. So kann man es ja thun für diese Nacht, kann

vielleicht nur bis morgen den Kurfürsten hier behalten. Man wird es thun aus christlicher Liebe und Erbarmen, oder auch wohl aus menschlicher Furcht vor dem Zorn des Herrn und Gebieters. Der Bürgermeister eilt zu thun, was der Pfalzgraf, denn anders nennt er ihn nicht, was der Pfalzgraf ihm geboten hat.

Es werden einige Rathsdiener herbeigeholt, um Lakaien zu spielen im königlichen Schloß. Der Castellan des Schlosses öffnet murrend den kleinen Holzstall, in dem sich noch einiges Holz aufgespeichert findet für die seltenen Fälle, wenn irgend einer von der kurfürstlichen Familie auf einige Tage nach Küstrin zur Winterszeit kommt, und die Rathsherren liehen aus ihrer eigenen Küche einiges Wildpret und einige Fische, um dem flüchtigen Fürsten eine Mahlzeit zu bereiten. —

So ist man denn endlich wieder zur Ruhe gekommen und kann vielleicht hoffen, daß die schlimmen Tage vorüber sind. Der Kurfürst der Mark Brandenburg wird sicherlich dem Schwager die Gastfreundschaft gern bewilligen. Seine Schwester Elisabeth wird für den geliebten Bruder sprechen.

Ach sie werden wieder schöne gemüthliche Stunden mit einander verleben, wie einst auf dem schönen Schlosse zu Heidelberg. Alles wird wieder gut werden und die schweren Schneewolken, welche dort am Himmel stehen und mit wirbelnden Flocken die Erde einhüllen in ein weißes Leichentuch, die werden vergehen vor dem Glanz der Sonne, es wird wieder Frühling werden und Alles sonnig, hell und schön.

„Laß uns darauf hoffen, Elisabeth, laß uns fröhlich in dieser Hoffnung sein! Wir sind ja noch so jung, es werden auch für uns noch schöne Jahre kommen. Sei getrost, Elisabeth, es werden unsere Völker zu uns halten. Es ist unmöglich, daß die, die uns heilige Treue gelobt, sich von uns wenden sollten. Weine nicht, meine Königin! Mein Ruf wird zu ihnen dringen, wir werden wieder zu

Ehren kommen und sie werden kämpfen für unser gutes Recht. Meint Ihr es nicht auch?„

„Ja freilich, ich meine es wohl! Es ist ja unmöglich, daß all' die Tausende, denen Du wohlgethan, denen Du ein guter Herr gewesen, daß all die Tausende, die feierlich den Eid der Treue Dir geleistet, daß die sich gleich in der ersten Stunde des Unglücks von uns abwenden und uns verleugnen sollten. Es ist unmöglich, so treulos kann die Welt nicht sein! Ja es werden für uns noch Tage des Glücks kommen! Wir sind ja noch jung, wir können noch viele Jahre des Glücks genießen! Darauf laß uns hoffen, darauf laß uns bauen."

So eben öffnet sich die Thür und die kleinen Prinzessinnen hüpfen herein mit fröhlichen Gesichtern. Fidelio verneigt sich tief, wie es sonst der Oberhofmeister gethan, wenn er kam, den Herrschaften zu melden, daß das Mahl bereitet sei.

„Wenn es den königlichen Majestäten genehm ist, so möchten Sie die Gnade haben, sich in den Speisesaal zu begeben."

„Wohl gesprochen, Herr Oberhofmarschall," ruft Friedrich glücklich lächelnd aus. „Das ist eine Kunde, welche, wie es scheint, unsere Prinzessinnen ganz glücklich macht, und welche, ich muß es mit Beschämung zugestehen, auch in mir einen angenehmen Widerhall findet. Die Tafel ist bereitet, Majestät! Ich bitte um Ihren Arm, laßt uns zum Mahle gehen."

XVIII.

Der Abgesandte.

„Und nun, meine theure Elisabeth, nun wollen wir versuchen, uns einzurichten und das Leben zu ertragen, wie es ist!“ sagte Friedrich, als sie am nächsten Morgen mit den kleinen Prinzessinnen das Frühstück eingenommen hatten, und diese nun mit Fidelio hinausgegangen waren, um das alte Schloß zu besichtigen. „Ja, meine geliebte Herrin, wir müssen nun schon die Sachen hinnehmen, wie sie sind, und versuchen, allen Dingen die beste Seite abzugewinnen, und darum sage ich Dir, die Damen Kraft und Resignation müssen jetzt an unserm Hoflager als Oberhofmeisterinnen fungiren, und wir werden sehr weise handeln, wenn wir uns ihren strengen Gesetzen mit heiterem Muthe fügen.“

„Ach, Friedrich,“ seufzte die Königin, „es sind indessen sehr traurige Begleiterinnen, und der Hof, an welchem die Oberhofmeisterinnen Kraft und Resignation weilen, kann nur mit Thränen sich tränken und von Kummer sich nähren! Ich meine, ich sehe sie vor mir, die beiden fürchterlichen Damen mit der ernsten, strengen Miene, die nie ein Lächeln kennt, in lange Gewänder von grauer Spinnwebe gekleidet, und die Augen mit so trüben, glanzlosen Blicken jede unserer Bewegungen überwachend und unser Herz einschnürend, daß es zerspringen möchte vor Weh und Jammer! Nein, Friedrich, sag mir lieber, daß der Schmerz und der Kummer mein Gefährte sein soll, und nicht diese entsetzliche Gestalt der Resignation!“

„Und doch bedürfen wir ihrer so sehr," sagte der König ernst. „Was kann es uns helfen, uns aufzulehnen gegen unser Geschick? Wir müssens tragen und hoffend in die Zukunft blicken, nicht in die Vergangenheit!"

„Nicht in die Vergangenheit blicken?" sagte die Königin gedankenvoll. „Ich that's schon in dieser Stunde! Ich gedachte daran, daß es heute vier Wochen sind, als wir in Prag das Fest bereiteten! Welch schönes Fest, und wie traurig mußte es enden! Ich sehe ihn noch vor mir den in einen Blüthenhain verwandelten Saal, und wenn ich jetzt in diesem öden, grauen Raum umherschaue, so —"

„So trifft Dein Auge doch dort auf das Feuer," unterbrach sie der König, indem er auf den großen Kamin hindeutete, in welchem mächtige Scheite von Holz in hellen Flammen aufloderten. „Dies Feuer möge Dich getrösten! Schaue nicht zurück, wie's vor vier Wochen im glänzenden Blüthenhain zu Prag war, gedenke vielmehr des gestrigen Abends, als wir hier anlangten und fröstelnd, in Einsamkeit hier in demselben Gemache weilten. Da sank mir das Herz vor Kummer, und heute schon scheint mir Alles besser und herrlicher, und das Feuer im Kamine singt mir Hoffnungslieder; horch nur, wie's sauft und brauft in neuer Lebenskraft! Wir sind ja noch so jung, und das Feuer wird wieder aus uns hervorschlagen und glänzende Kreise um uns ziehen. Jetzt freilich sind wir wie dürres Holz, aber die Hoffnung ist das Feuer, das uns wieder mit Glanz umgeben soll, und ich meine, das wird heute schon geschehen! Ja, mein Herz ist voll Kraft und Resignation, und ich heiße diese Damen mit frohem Muthe willkommen, und will ihnen die tiefste Verneigung machen, und, obwohl ein König, will ich mich ihnen ganz unterwerfen! Ja bleibet bei mir, Ihr verehrten Damen, und bedient meine Königin mit liebevoller Sorgfalt, bis daß bessere Zeiten kommen, und die Freude und die Liebe Euch Beide

ablöset, Ihr Oberhofmeisterinnen in den langen Gewändern von grauer Spinnwebe, wie meine Königin vermeint Euch zu erschauen!

„Und nun, Elisabeth, sage ich Dir, ich sehe dem heutigen Tag mit großer Erwartung entgegen. Du weißt, ich bin in Breslau nicht müßig gewesen, ich habe die wenigen Getreuen, die uns noch geblieben, nach allen Seiten hin ausgesandt, um für uns zu wirken. Nach meiner Berechnung müssen sie in diesen Tagen wieder zu uns kommen, und da sie wußten, daß wir von Breslau hierhergehen wollten, so werden sie uns auch hier aufsuchen. Ich denke nicht, Elisabeth, daß Alle uns verlassen haben! Graf Hohenlohe, Graf Schlick oder der treue Dohna werden uns schon eine gute Botschaft bringen. Laß uns darauf hoffen und stark sein in Kraft und Resignation!"

Die Königin schaute ihn mit einem zärtlich-liebevollen Blick an. „Wie schön Du bist, und welche Energie und welcher Trost mir aus Deinem lieben Angesicht entgegenstrahlt! Ja Friedrich, wenn Du bei mir bist und wenn Du mich anschaust, so meine ich, das Glück ist doch bei mir, das Glück ist mit uns gezogen aus Prag, denn die Liebe ist bei uns geblieben!"

„Ja, die Liebe ist bei uns," erwiderte der König, indem er sich neigte und die Hand der Königin küßte.

„Ja, die Liebe ist bei uns geblieben!" wiederholte er dann leise, indem er sich zurückzog aus dem Saal in das kleine, nebenanliegende Zimmer, um dort zu arbeiten, und ein zweites Schreiben aufzusetzen, das er heute mit einem eigenen Courier nach Berlin senden wollte. „Die Liebe ist bei uns geblieben! Wenn sie mich verließe, dann freilich würde es wohl bald zu Ende sein mit meiner Kraft und meinem Muthe! Aber sie ist bei mir geblieben!"

An wen dachte der König, als er jetzt so sprach, und warum flammte sein Auge so auf, als er jetzt im Nebengemache die sanfte, melodische Stimme Fidelios hörte, welche den kleinen Prinzessinnen

vom gefangenen König Richard und vom getreuen Blondel sang? „O, treuer Blondel, Du bist bei mir," flüsterte der König, „so lange ich Dich habe, verzage ich nicht! Doch still," unterbrach er sich selbst jetzt, „lasse diese Gedanken ruhen, denn sie sind Sünde, sobald sie auf die Lippen treten. Ich will arbeiten! Aber ich kann's nicht, sobald ich diese Stimme höre! Sie bezaubert mich, sie erfüllt mich mit süßen Träumen und lockt mich ab von der Arbeit!"

Er schritt zur Thür hin, öffnete sie und rief die kleine Prinzessin Elisabeth herbei. Sie flog mit ausgebreiteten Armen dem geliebten Vater entgegen, der aber wehrte sie unwillig von sich. „Gehet, Kinder, begebt Euch in das andere Zimmer, Ihr stört mich! Sagt Fidelio, er soll nicht so laut singen!"

„Ich bitte um Vergebung, Herr!" sagte Fidelio, langsam sich ihm nähernd und tief das Haupt neigend. „Ich werde nie mehr singen!"

„Singe!" sagte der König barsch, „aber singe nicht so laut, damit ich Dich nicht höre!" Er trat rasch zurück und schloß schnell hinter sich die Thür. Dann, als er allein war, legte er seine beiden Hände vor sein Angesicht und stand unbeweglich, leise ächzend da. „Es mußte sein," sagte er dann. „Diese Stimme bezaubert mich, ich darf sie nicht hören! Resignation, Du ernste Hofmeisterin, ich habe mich Dir untergeordnet. Fidelio darf nicht mehr singen, denn mein Herz jubelt auf, und ein jubelnd Herz ziemt sich nicht für den armen Gemahl meiner Königin und für den entthronten König! Sei zufrieden mit mir, strenge Oberhofmeisterin, ich füge mich Deinem Gesetz und will nun arbeiten!"

Er setzte sich an dem improvisirten Schreibtisch nieder, auf welchem Fidelio Alles für ihn geordnet, und begann zu schreiben. Hastig flog seine Hand über das Papier hin. An den Schwager nach Berlin schrieb er und zugleich an die liebe Schwester, und bat um ihre Fürsprache, ihre Hülfe. Er seufzte schwer dabei, denn

gar demüthigend ist es für einen Mann, so bitten zu müssen bei einer Frau, doch Du stehst hinter ihm, strenge Oberhofmeisterin Resignation, Du leitest ihm die Hand und heißest ihn schreiben, wie schmerzlich es auch seinem Herzen sein mag! — —

Wie der König vermuthet hatte, so geschah's: die ausgesandten Boten kamen heute nach Küstrin mit dem Resultat ihrer Sendung zurück. Zuerst kam der Graf Friedrich von Hohenlohe. Nach Sachsen hatte der König den Getreuen gesandt, um den Kurfürsten zu beschwören, dem Glaubensgenossen beizustehen, er sollte ihm auch die Gefahr schildern, welche alle Protestanten und Evangelischen bedrohte, wenn sie jetzt nicht den König unterstützten und für ihn das Schwert ergreifen wollten.

Der König begab sich, als der Graf ihm gemeldet ward, in das große Gemach, in welchem seine Gemahlin sich befand.

„Wir wollen den Grafen und alle unsere Boten in feierlicher Sitzung empfangen," sagte er lächelnd zu seiner Gemahlin, „und feierlicher ist die Sitzung, wenn meine schöne Königin, meine Regentin ihr beiwohnt. Du bist mein erster Minister, mein erster Rath, mein Beistand in allen Dingen, und ich möchte mich anklammern an Dich, denn mir scheint's, an Deiner Seite trag' ich Alles leichter und entsag' ich Allem leichter. So wollen wir denn hören, was der Graf zu melden hat!"

Er wandte sich um, um nach alter Gewohnheit dem Kammerherrn zu befehlen, daß er den Grafen einlassen solle. Dann flog ein Lächeln über sein Angesicht, er hatte gesehen, daß es jetzt keine Kammerherren und dienstbeflissene Hofleute giebt, und daß er selbst sein Kammerherr sein muß. Er eilte nach der Thür und winkte dem Grafen einzutreten und machte ihm als Kammerherr die Honneurs, indem er ihn hinführte zur Königin, sie zu begrüßen.

„Nun, saget rasch, Graf, bringt Ihr uns gute Botschaft? Setzet Euch zu uns, und lasset uns plaudern, nicht wie der König

zu seinem Vasallen, sondern wie der Freund zum Freunde! Erzählt, wie war Eure Aufnahme in Sachsen?"

Der Graf schlug die Augen nieder, eine Wolke flog über seine Stirn und er antwortete nicht. Die Königin, deren große Augen auf seinem Antlitz verweilten und Alles auf demselben gelesen hatten, was seine Lippen nicht sprachen, wandte sich jetzt an den König.

„Die Aufnahme, mein König und Herr, war schlecht," sagte sie. „Schaut nur den Grafen an, und Ihr werdet's erkennen! Ja die Aufnahme am Hofe des Kurfürsten von Sachsen war schlecht, er bringt keine gute Botschaft, der arme Graf!"

„Du hast Recht," sagte der König ernst, „er bringt keine gute Botschaft, sonst hätte er rasch gesprochen, statt daß er jetzt zögert! Doch ich bitte Euch, Graf, laßt uns Alles wissen, wir sind gefaßt, wir sind kräftig und resignirt! Also was habt Ihr mir zu melden?"

„Ihr befehlt, Majestät, daß ich die Wahrheit spreche?"

„Ich bitte darum, Graf. Die Wahrheit ohne Schminke und ohne Schönpflästerchen!"

„Nun denn, Majestät! Die Königin hat auf meinem Antlitz das Richtige gelesen: ich bringe keine gute Botschaft, und nicht tröstlich ist die Aufnahme, welche ich am Hofe des Kurfürsten von Sachsen gefunden! Der Kurfürst empfing mich mit Vorwürfen, und sagte, er habe die schlimmen Tage vorausgesehen, und habe die Räthe des Königs von Böhmen beschwören lassen durch seinen Oberhofprediger Noe, abzulassen von dem schroffen Widerstand gegen den Kaiser, aber man habe auf seinen guten Rath nicht hören wollen. Nun sei's zu spät, und Jeder müsse an sich selber denken."

„Ja, das ist die Parole!" rief Friedrich heftig. „Jeder muß an sich selber denken, und so wird Alles verloren gehen, und es wird vorbei sein mit allem Widerstand, denn jeder wird an sich

selber denken gleich dem Kurfürsten! Und weiter hat der gütige Verwandte und Vetter nichts melden zu lassen, keinen weitern Rath?"

„Doch, Majestät. An Rath ließ es der Kurfürst nicht fehlen und —"

„Freilich wohl," unterbrach ihn der König, „Rath kostet kein Geld, Rath bringt nicht in Gefahr, Rath ist nicht That! Nun, welchen Rath ertheilt denn der Kurfürst von Sachsen? Nun Ihr zögert wieder. Es wird ein schlimmer Rath sein, doch ich will Alles hören!"

„Der Kurfürst räth: Ew. Majestät möchte sich mit dem Kaiser zu versöhnen trachten, und Ihr möchtet ihn um Vergebung und um Gnade anflehen!"

„Um Gnade ihn anflehen, mich selbst zum Vasallen, zum Abtrünnigen erniedrigen in meiner eigenen Sache? Nimmermehr soll das geschehen!"

„Doch mit dringender Angst wiederholte mir der Kurfürst mehrmals diese Worte: Um Gnade und Vergebung möchte der König von Böhmen den Kaiser anflehen, sonst möchte etwas erfolgen, was er jetzo nicht ahne!"

„Was meint er damit?" fragte der König. Der Graf zuckte die Achseln und neigte tief das Haupt. „Der Kurfürst ließ darüber sich nicht weiter aus, doch seine Miene ward düster und drohend, und noch als ich verabschiedet und im Begriff war, das Cabinet zu verlassen, rief er mich zurück, und wiederholte: „„Saget dem Kurfürsten von der Pfalz, dem einstigen König von Böhmen, ich lasse ihn beschwören, sich zu beugen vor des Kaisers Majestät, und um Gnade zu flehen, sonsten mag ihn Schlimmes und Entsetzliches, wie er's nicht ahnen kann, treffen!"" Auch machte er's mir zur Bedingung, sobald ich die Botschaft ausgerichtet, zu ihm zurückzukehren und Antwort zu bringen! Darum beschwöre ich Ew. Majestät, noch einmal Alles zu überlegen und zu bedenken und mir dann gnädigst Antwort zu ertheilen!"

„Es ist nichts zu überlegen und zu bedenken!“ rief der König. „Um Gnade anzuflehen und mich zu beugen, dahin ist es mit mir noch nicht gekommen, noch darf ich auf den Beistand meines Schwiegervaters von England, auf die Hülfe von Ungarn und den Ständen Schlesiens hoffen! Und ich werde mich nie so erniedrigen und um Gnade bitten, da ich noch ein Mann bin, noch ein König und Herr! Dies sagt nur dem Kurfürsten, und sagt ihm ferner, ich wandte mich nicht an ihn meinetwillen, sondern des Glaubens, der Union willen! Ich habe die Union zusammenberufen, ich bin das Haupt von ihnen, mir haben sie Alle Treue geschworen! Wenn sie nun dulden, daß man ihnen das Haupt vom Rumpfe haue, so werden sie auseinanderfallen als rathlose Glieder, und werden sich bald beugen müssen vor dem Kaiser! Gehet darum, Graf, und versuchts noch einmal: stellt dem Kurfürsten die Gefahr vor, welche die Glaubensgenossen bedroht! Sagt ihm, nicht seinetwillen, sondern um des Glaubens willen soll er entschlossen zum Schwerte greifen! Eilet Euch, Graf, denn jeder Verzug bringet neue Gefahr!“

„Ich eile, wie Ihr's befehlet,“ sagte der Graf von Hohenlohe, indem er aufstand und sich tief verneigte, „doch fürchte ich, daß alle Ermahnung vergeblich ist. Es hat sich ein Schrecken all der Unsrigen bemächtigt, und mit der unglückseligen Schlacht am weißen Berge ist nicht allein der König von Böhmen, sondern, wie ich fürchte, sind alle Lutheraner besiegt; doch will ich, was in meinen Kräften liegt, aufbieten, um den Kurfürsten im Namen meines Königs zu neuen Thaten anzufeuern.“

„Thut so, Graf!“ sagte der König, ihm freundlich zunickend, und die Königin reichte ihm die Hand dar, welche der Graf knieend an seine Lippen drückte.

Der Graf hatte sich kaum entfernt, als der Lakai den Grafen Schlick anmeldete. Der König nickte lächelnd seiner Gemahlin zu. „Ihr seht, Elisabeth, ich hatte recht vermuthet, der heutige Tag bringt die Entscheidung. Der Anfang war freilich wenig ermuthi-

gend, doch die Sonne ist zuweilen oft trübe, wenn der Tag beginnt, und am Mittag strahlt sie hell auf. So wollen wir denn hoffen, daß Graf Schlick uns bessere Botschaft bringt! Doch nein," fuhr er fort, als der Graf jetzt eintrat, „die Hoffnung war vergeblich. Es scheint, der Morgen umhüllt sich immer mehr und mehr! Meint Ihr, Graf Schlick, die Sonne wird heute nicht mehr durchdringen? Auf Eurem Antlitz zum mindesten ist kein Strahl von ihr zu sehen, und es scheint uns nur Wolken und nahendes Ungewitter zu verkünden?"

„Leider ist es so, Majestät!" seufzte der Graf. „Ich bringe Wolken und drohendes Ungewitter!"

Der König schaute zu seiner Gemahlin hin, welche die Hand auf die Augen gelegt hatte, um ihre Thänen zu verbergen. „Still, Elisabeth, still!" sagte der König, sanft ihr die Hand auf die Schulter legend, „bedenke, die beiden strengen Oberhofmeisterinnen stehen Dir zur Seite, und sie dulden nicht, daß meine Königin weint, denn weder die Kraft noch die Resignation kennen die Thränen! Still also, meine Elisabeth! Nun sprecht, Graf Schlick. Ihr kommt von Mähren; wie sieht's dorten aus, und was habt Ihr dorten mit meinen Vorstellungen und Bitten ausgerichtet?"

„Nichts, Majestät, gar nichts!" seufzte der Graf, „überall traf ich Kälte und Unentschlossenheit!"

„Ja Kälte und Unentschlossenheit treffe ich auch überall! Ich begegnete ihr schon, als ich in Breslau anlangte, und sie hat uns bis dahin stets ihr verdrossenes Gesicht gezeigt! Also Kälte und Unentschlossenheit auch in Mähren?"

„Ja Majestät! Alles war in Bestürzung, Alles neigte sich zu Friedensverhandlungen, Alles begehrt in Furcht Versöhnung mit dem Kaiser und um so mehr, seit der Kurfürst von Sachsen ein offenes Schreiben an alle Protestanten in Deutschland gesandt und sie in demselben ermahnt, der Aufforderung des Kaisers, sich zu unterwerfen, nachzukommen."

„Das that der Kurfürst?" rief Elisabeth schmerzlich. „Dann

freilich ist's vergeblich, daß Graf Hohenlohe noch einmal zu ihm zurückkehrt!"

„Ja, dann ist's vergeblich," sagte Friedrich, leise das Haupt neigend. „Saget, Graf, folgt man der Aufforderung des Kurfürsten? Ist man überall entschlossen, sich dem Kaiser zu unterwerfen?"

„Nur wenige, Majestät, wagen noch aus der Versammlung der Protestanten ihre Stimme zu erheben und zur Ausdauer zu ermahnen! Ich kündete überall, daß Ihr entschlossen seid, ein Heer zu bilden und durch Mähren vorzudringen, um Euch mit Bethlen Gabor zu verbinden; doch die Leute waren hoffnungslos, zuckten die Achseln und achteten wenig auf meine dringenden Mahnungen. Sie hatten weder Muth noch Kraft noch Geld, nur Furcht vor dem Kaiser, und in dieser Furcht beschloß man, sich ihm zu unterwerfen. Ja, ich darf es Ew. Majestät nicht verhehlen, man will sich sowohl in Mähren unterwerfen wie überall, wohin ich kam, und die Städte beeilen sich, dem Kaiser den Huldigungseid zu leisten!"

„Und das sind dieselben Städte, welche uns vor kaum einem Jahre gehuldigt haben!" rief der König mit zornflammenden Augen. „Oh, über den Wankelmuth der Menschen! Gestern schworen sie uns Treue, und heute möchten sie, daß sie uns nimmer gesehen hätten! Ich freilich möchte auch, daß sie mich nimmer gesehen hätten! War ich's denn, der sich zu ihnen gedrängt und sie bat um ihre Krone von Böhmen? Ich war zufrieden mit meinen Erbländern; nur, da sie mich riefen, da sie mich beschworen, es um des Glaubens, um der heiligen Union willen zu thun, da gab ich ihrem Flehen nach und kam, mir diese unglückselige Krone auf mein armes Haupt zu setzen, und nahm mich ihrer an mit aller meiner Kraft. Und jetzt zum Danke wenden sie sich von mir und wollen mit dem Kaiser Frieden machen, um dadurch meinen Krieg mit dem Kaiser, von ihnen gesondert, noch schlimmer erscheinen zu lassen! Geopfert habe ich Alles um ihretwillen, und nun verlassen sie mich und ergeben sich einem

Andern! O, es ist hart, und ich schäme mich der Thränen nicht, die der Schmerz mir in die Augen drängt!"

Der König schlug beide Hände vor sein Angesicht und stand lange ächzend da. Nichts hörte man in dem großen öden Gemach als Schluchzen und Weinen, die Königin hatte auch mit ihren Händen das Angesicht verhüllt und weinte leise, während Graf Schlick mit düstern Mienen und niedergeschlagenen Augen ihnen gegenüber saß.

„Nun ist's überwunden," sagte der König nach einer Pause, indem er die Hände niedergleiten ließ und das Haupt erhob. „Unsere Oberhofmeisterinnen hatten sich einen Augenblick aus dem Zimmer erfernt, Elisabeth, und wir benutzten diese Gelegenheit um uns einmal auszuweinen. Doch mich dünkt, ich sehe sie eben da wieder eintreten, und ich trockne mir nun schnell die Augen; thut es auch, Königin, wir dürfen nicht weinen, wenn die Damen Kraft und Resignation an unserer Seite stehen! Wir wollen uns fassen und mit uns zu Rathe gehen, Graf! Es hat uns weder Geld noch Ehrgeiz nach Böhmen gebracht, so soll uns weder Armuth noch Elend von unserem lieben Gott abwenden können, noch etwas wider Ehre und Gewissen thun lassen!"*)

„Ihr habt Recht, mein König und mein Herr!" rief die Königin hastig ihre Augen trocknend, und von ihrem Sitze sich erhebend, „es soll uns von unserm lieben Gott weder Armuth noch Elend abwenden, noch wollen wir etwas wider Ehre und Gewissen thun! Graf Schlick, Ihr habt die edlen Worte meines Gemahls gehört, gehet und meldet einem Jeden, der zu uns hält, daß wir muthig sein wollen und entschlossen und treu ausharren um unseres Gottes, unserer Religion willen! Gehet und kündet das Allen!"

*) Friedrichs eigene Worte. Siehe Sölticl: „Der Religionskrieg in Deutschland."

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Kirchenrat und die Kirchenvorsteherwahl

von

Pfarrer Schmidt in Hohenstein.

Preis 20 Pf.

Zu beziehen durch die Buchhandlung des Evangelischen Vereins in Hohenstein.

Vorausbezahlungen finden nicht statt.

Prospect.

Die Opfer des religiösen Fanatismus.

Historischer Roman aus dem **dreißigjährigen Krieg**

von

Louise Mühlbach.

Der dreißigjährige Krieg! Welche verhängnißvolle Geschichtsepoche für Deutschland, eine **Epoche des fanatischesten und wildesten aller Kämpfe,** eine **blutige Zeit** des **Religionskrieges,** dessen **Flamme** 1618 in Böhmen sich entzündete, um verheerend und versengend über ein Viertel Jahrhundert durch **Deutschland** zu wüthen. **Ein Jammer ohne Beispiel** greift von der **Ostsee** bis an den **Donaustrand** um sich. **Provinzen** alter Reiche sehen wir von der **Wuth** des **Aufruhrs** ergriffen, sehen jetzt **staatliche Bande zerreißen,** dann sie durch **Blut** und **Eisen** aufs Neue wieder knüpfen — eine Zeit voll **Schauder** und **Grauen!!** Aber ihren Jammer erhöhen mit **kalter Hand** und **grausamer Berechnung** die **Erbfeinde deutscher Kraft;** von **Rom** und **Paris** werden die Fäden gesponnen, das **Unglück** des **Reiches** zu mehren. Eine **völkervernichtungslustige Diplomatie** treibt hier — **Haß** und **Fanatismus** der **Glaubenszeloten,** der **Finsterlinge** und des **Jesuitismus** üben dort ihr **ruchloses Spiel,** das erst in unsern Tagen die **Nemesis** ereilt.

Die Verfasserin unseres Romans entrollt ein farbenprächtiges **treues Gemälde dieser Zeit;** mit der ganzen Kunst ihrer Begabung führt sie uns jetzt in **das Arbeitszimmer Ferdinand II.,** dann in die **unheimlichen Klosterzellen,** wo die **allmächtigen Brüder Jesu** ihre **verderblichen Plane** schmieden, jetzt in die heitere Umgebung **Friedrichs von der Pfalz,** dann in **die Prager Königsburg,** die diesem Kurfürsten zu kurzem, unglücklichen Aufenthalte geworden. Die Gestalten **Thurns** und **Mansfelds** bereiten **auf das große Kriegsgenie** vor, das mit **Vorahnung Napoleonischer Macht** in Böhmen aufging, um unter **mörderischen Streichen** in **Eger** zusammen zu brechen. Die edlen Charaktere **Gustav Adolfs** und seiner **Rathgeber** lernen wir schätzen, und mit poetischem Zauber weiß die Verfasserin über das düstere Bild der von ihr geschilderten Zeit mildern Glanz zu breiten, indem sie das **Volksleben** belauscht und zeigt, wie inmitten von **Sturm-** und **Kriegstoben** die **Macht der Herzen,** die **zwingende Gewalt** der **Liebe** ihre **Zauberkraft nicht verlor.**

Das Werk erscheint in circa **20 Lieferungen** mit **colorirtem** Umschlage und in eleganter Ausstattung.

Preis einer jeden Lieferung nur 4 Sgr. = 25 Kr. Oe. W.

Außer diesem Werke erhalten die geehrten Abonnenten folgende zwei mit großer Meisterschaft ausgeführte, prachtvolle schwarze Kunstblätter:

Der Liebesbrief und **Das Herzensgeheimniß**

zum 10. Heft **zum Schlußheft**

für die geringe Nachzahlung von nur **45 Kr. Oe. W. = 7½ Sgr.** pro Blatt.

Die Verlagsbuchhandlung: **Sigmund Benfinger** in **Prag.**

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mühlbach, Luise,

Die Opfer des religiösen Fanatismus Histor. Roman aus d. 30jährigen krieg

Bd.: 2

Prag 1871
P.o.germ. 2063 u-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11016371-6